P.O. germ 1384 v - 2
Sixtenis

<36602400630014

<36602400630014

Bayer. Staatsbibliothek

Theodor's
Glücklicher Morgen

vom Verfaſſer

des —

Hallo's Glücklicher Abend.

Zweiter Theil.

Frankfurt und Leipzig.
1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Adolf und Ulrike in ihrer Lieblingslaube.

Ulrike.

Mit einer ganz unausſprechlichen Sehnſucht erwarte ich ihn.

Adolf. Wenn Sie auch ſehen werden den ernſthaftholden Blick des Jünglings, und die feierlichgewordene Milde in allen ſeinen Geſichtszügen, und die natürlichfromme **Würde** in ſeinem ganzen Weſen — o meine Theureſte, wie werden Sie ſich nun noch weit mehr freuen, daß Sie ſeine Mutter ſind! Ganz erſtaunende Eindrücke — Eindrücke, wie ich ſie mir kaum denken konnte, hat die Religion auf ihn gemacht. O Gott, wie viel biſt du deinen vernünftigen Geſchöpfen! Wie rührt im Innerſten, wie durchdringt, wie heiligt durch und durch der Glaube an dich und an unſre ewige Beſtimmung ein noch natürlichgutes, unverdorbenes Herz! — Wie beneide ich meinen Theodor! Ach hätte ich doch auch ſo, wie er, ganz ſo, wie er, meinen erſten Unterricht in der Religion empfangen! —

Wir haben ja auch fromme, ſelige Gefühle unſers Daſeyns und Gottes Daſeyns, Beſte, Schätzbarſte; aber zu ſolcher Naifetät, Simplicität und ſtillentzückender Erhabenheit können wir ſie nicht bringen, wie die iſt, auf der die ſeinigen ſtehen. Wie ich Ihnen ſagte, ich fühlte mich ſchwach gegen ihn, wenn er mich ſo ganz mit der Stärke ſeiner Empfindungen im Garten dort überſtrömte.

Ulrike. (an ihren Gemahl hinſinkend.) O wohl ihm und ewig wohl ihm deshalb! In Ihren Armen an ihn zu denken, wie er ſo einſt Gott nicht nur verehren ſondern Gotte auch nachahmen wird, wie er zum Heil Ihrer Unterthanen, zur Freude ſeiner Eltern und zum Segen für ſich ſelbſt leben wird — — welche vollkommnere, reinere Glückſeligkeit könnte ich genieſſen! Ach wohl doch ihm, daß er einen Vater hatte, der ſich auf Erziehung ſo verſtand!

Adolf. (in der herzlichſten Umarmung.) Holde, Liebe, empfangen Sie einmal jetzt einen recht feierlichen Dank dafür von mir, daß Sie in meine Erziehung gleich von Anfang ſo viel Vertrauen ſetzten, und ſich von der gewöhnlichen Art, wie Mütter handeln, entfernten.

Ulrike. O mein Beſter, Sie ſind Fürſt; Sie mußten es wiſſen, wie ein Fürſt, der wahr=

wahrhaftig Fürſt ſeyn ſoll, erzogen werden müſſe. Theodor iſt zwar mein Sohn; aber ich habe ihn ja nicht für mein Haus, ſondern für dieſes Land zur Welt gebracht. Es iſt mit mir nicht ſo, wie mit andern Müttern. Aber dafür muß ich auch darauf rechnen, daß ich Mutter eines künftigen Regenten bin. Fahren Sie fort, Ihren Nachfolger nach Ihren vortreflichen Grundſätzen zu erziehen, und ihn ganz ſo zu bilden, wie er einſt ſeyn muß, wenn es ihm nicht lebenslang zum Vorwurf gereichen ſoll, einen ſolchen Vorgänger gehabt zu haben. Ich will im Stillen darüber frohlocken und die Zukünfte ſeines Vaterlandes ſegnen.

Adolf. Nun dann! Jetzt ſteht er im dreizehnten Jahre — — wie werden Sie ſich an ihm entzücken, wenn Sie ihn im dreiundzwanzigſten ſehen werden! Ach Liebe, Herrliche, welche Himmelswonnengenüſſe ſtehen uns bevor, wenn wir über dieſe Zeit ſchon hinausdenken! Der Allbarmherzige erhalte uns nur bis dahin beiſammen und ſegne auch ihn mit Kraft und Dauer!

Ulrike. Ach, das wäre ſchrecklich, wenn wir früher uns trennen müßten! Ich weiß nicht, oft iſt mir ſo, als ahndete mich dis — — —

Adolf. (ſehr traurig.) O meine Theuerſte, machen Sie mein Herz nicht blutend. Das wird Gott nicht wollen. Er wird uns gemeinſchaftlich den Lohn der edlen Erziehung unſers Sohnes — **Theodors Anblick im männlichen Alter** — genieſſen laſſen.

Ulrike. (tröſtend.) Beunruhigen Sie ſich nicht; — Sie wiſſen, daß ich nur für Sie lebe. — O wie glücklich wird dis Land einſt noch ſeyn, wenn wir beide auch nicht mehr ſind!

Adolf. Ja, das war es, was ich auf der Stelle bei mir beſchlos und wozu ich mein eignes Herz zum Zeugen nahm, ſobald Sie mich mit Theodorn erfreuten, ihn auf das zweckmäſſigſte und edelſte zu erziehen. Jeder Vater hat die heilige Pflicht auf ſich, für die würdigſte Bildung ſeiner Söhne zu ſorgen; aber unter allen Vätern hat ſie keiner ſo unausſprechlich auf ſich, als — ein **Fürſtvater**. Andre Väter erziehen an ihren Söhnen dem Vaterlande nur künftige Bürger; und wenn dieſe alsdann ſich auch nicht grade für dieſen oder jenen Stand des bürgerlichen Lebens ſchicken: ſo ſchicken ſie ſich doch für irgend einen andern deſſelben; und da am Ende jeder Stand beſetzt ſeyn muß: ſo kann es den Vätern bei der mäſſigſten Erziehung kaum fehlſchlagen, auf irgend eine Art dem Vaterlande

an

an ihren Söhnen nützliche Bürger zu liefern. Sie können ſie beſtimmen zu einer Lebensart, zu welcher ſie wollen, und können die Beſtimmung wieder ändern, wie ſie wollen. Ja, mislingt die Erziehung überall, ſo laufen in jedem Stande, der in einem Staat aus mehrern Gliedern beſteht, einige Unvollkommene und Pfuſcher unbeſchadet das Ganze mit durch und machen keinen weiter unglücklich, als ſich ſelbſt. Ein Fürſtvater aber erziehet in ſeinem Sohne dem Vaterlande den künftigen Fürſten. Der Stand, in welchem dieſer einſt leben ſoll, iſt ihm nicht nur von Anfang an feſtbeſtimmt, ſo, daß hernach, wenn er ſich nicht für ſelbigen ſchicken ſollte, kein Heraustritt und Uebergang in einen andern mehr denkbar iſt, ſondern es gibt auch in jedem Staate nur einen Mann dieſes Standes. Iſt derſelbe alſo ein Unvollkommener: ſo ſind keine andre ſeinesgleichen da, unter welchen er mit durchliefe. Und obendrauf iſt er nun gerade der Mann, von welchem das Heil aller übrigen Stände abhangt. In jedem andern Stande kann man alſo die Pfuſcher überſehen und ertragen — nur nicht im Fürſtenſtande. Ein unausgebildeter Fürſt macht auſſer ſich ſelbſt noch Tauſende unglücklich und ſchadet dem Ganzen. Es iſt ent-

ſetzlich, zu denken, wie hernach zwei, drei Volksgenerationen auf das jämmerlichſte leiden; blos darum, weil die Erziehung eines Fürſten, der nun vierzig, funfzig Jahre wegregiert, ſo unvollkommen, ſo unvollendet gelaſſen ward. Wäre dis die Vergeltung dafür, daß die Völker es ihren Regenten verſtatteten, ihre Thronen und Stühle auf ihre Nachkommen erblich zu machen? O Gott, ſo hätte ja das ganze menſchliche Geſchlecht in ſeinem Schoße keine unerkenntlichere, undankbarere Mitglieder aufzuweiſen, als — ſeine Fürſten! Nein, meine Theuerſte, auf keines Menſchen Erziehung muß ſo viel Sorgfalt, Treue und Gewiſſenhaftigkeit verwendet werden, als auf die Erziehung eines zum Fürſten beſtimmten Fürſtenſohnes. Nur hiedurch können die Völker vor der ſchrecklichſten Reue darüber geſichert werden, daß ſie die Fürſtenwürde erblich werden lieſſen. Verfluchen, verwünſchen müßten ſie ſonſt ihre Vorfahren deshalb! Und wenn es irgend einem Vater irgend eines Standes anzurathen iſt, ſelbſt Hand mit an die Bildung ſeines Sohnes zu legen und ihn unter ſeinen eigenen Augen erziehen zu laſſen: ſo iſt dis einem Fürſtvater zu rathen. Lehrer, Höflinge, Kammerdiener, Pagen, Lakeien und Schildwachen tragen ſonſt allerſeits das Ihrige dazu bei, um

zu verhindern, daß aus der Erziehung des Erbprinzen etwas Ganzes werde; und ſtatt einer ſind immer zehn bei der Hand, die ihn verweichlichen, verziehen, verſchrauben, verſchieben und verderben. So, wie ich daher an dem für mich ſo ſeligen Tage der Geburt meines Theodor zur Stadt kam, und über den Markt ritt, und meine Bürger mich ſo freundlich grüßten, und ich meinen Hut dazu ſchwengte, ſprach ich im Herzen zu ihnen — „Wartet nur, nach zwanzig Jahren, ſo Gott will und wir alle noch leben, ſollt ihr mich wohl noch freundlicher grüſſen. Jetzt ſeid ihr blos erſt von der Furcht befreiet, daß nach meinem Tode das Land zerſplittert würde; aber alsdann ſollt ihr erſt recht von ganzem Herzen darüber froh ſeyn, daß es zuſammen blieb. Jetzt freuet ihr euch nur darüber, daß euch heute euer künftiger Herr gebohren ward; aber dann ſollt ihr darüber jauchzen, daß euch heute euer künftiger Vater gebohren worden iſt. Da habt ihr mein Wort darauf — er ſoll ein wackerer Fürſt werden, und — ich ſelbſt will ihn dazu machen.“ Bei dieſen Vorſätzen ſchwur ich auf freyem Markt gen Himmel, und ſterbend will ich mich noch dafür ſegnen, daß ich den Schwur nicht brach. Wenn ich dann in meinen letzten Stunden ihn an mein

Bette rufen und zu ihm ſprechen werde — da haſt du nun das Reich, das dir bereitet ward von Anbegin, da haſt du die Fürſtenwürde, zu der dich deine Geburt ſchon beſtimmte — erfülle nun die Hofnungen deines Vaters und deines Volks — bleib Weiſer und Edler — ſei beides auf das gemeinnützigſte für alle deine Tauſende und für alle deine Einzelnen — in jener Welt noch will ich dich darüber zur Rede ſtellen, ob du es wareſt und bliebſt — — — und wenn ich dann in ſeinen Augen ſein ganzes Herz leſen werde und er für Wehmuth nur die Worte ſtammeln kann — Vater, auf freudige Rechenſchaft vor Gott und vor dir, ich bins, ich bleib's — — — o wie ſo unbekümmert über die Zukünfte meines Volks, wie ſo ſanft und ſo ſelig will ich dann in jene Welt hinüberſchlummern, alle meine Fürſtenpflichten erfüllt zu haben glauben, in dem leichten Händedruck, womit er meine Augen ſchlieſſen wird, ein Bild jener Herzlichkeit fühlen, womit er ſeine Hände nach ſeinen Unterthanen ausbreiten wird, und mich getroſt vor den Weltrichter ſtellen, der auch über mich das Urtheil ſpricht! — Ach Theodor, Theodor, wie viel biſt du deinem Vater! Nur du, nur du kannſt machen, daß er ruhig ſterben möge . . .

Ulrike.

Ulrike. (in der höchſten Miſchung von Wehmuth und Freude.) Ach, da kommt er — —

Rothe war gleich bei der Ankunft auf ſein Zimmer gegangen. Theodorn aber trieb ſein Herz auf der Stelle zu ſeiner Mutter, die er ſo lange nicht geſehn hatte. Als er ſie unter ihren Kammerfrauen nicht fand, ſuchte er ſie bei ſeinem Vater; und als er beide nicht fand, ſondern erfuhr, daß ſie im Garten wären, begab er ſich auf das eiligſte dahin. Sobald er ſie erblickte, klopfte ihm das Herz gewaltiger im hohen Buſen. Es ward ihm, als könnte er nicht mehr ſo ſchnell gehen, und doch war ihm auch, als zöge ihn ſeine Mutter mit beiden Armen nach ſich hin. Milder Jünglingsernſt, erfüllte Sohnesſehnſucht und fromme, feierliche Heiterkeit drückten ſich auf ſeinem Geſicht aus. Er ſank, ohne zu reden, in Ulrikens Arme — —

Ulrike. (unter Freudenthränen.) Wieder da, mein Theodor? Sei willkommen an deiner Mutter Bruſt, wo du oft ſo ſüs geruhet haſt! — O Lieber, wie liebe ich dich!

Die unausſprechlichſten Empfindungen durchdrangen jezt Mutter und Sohn. Eine lange Stille erfolgte. Adolf, der edle Zuſchauer dieſer ſchönen Scene der menſchlichen Natur, ſimpathiſirte warm. Er ſtand auf — ſchlos lange

Mutter und Sohn zugleich in ſeine Arme — ſetzte ſich wieder und ſchwieg, wie Sie.

Theodor. (weinerlich und lächelnd.) Ach meine Mutter — meine liebe Mutter — meine allerbeſte Mutter — —

Ulrike. Lieber, ſetze dich zwiſchen uns — ſei dem einen von uns ſo nahe, als dem andern! — Du haſt wohl viel Freude unterdes da auf dem Landhauſe gehabt? Die Tage waren recht dazu gemacht ...

Theodor. (feurig.) Ach Mutter, welch ein Garten, welch ein herrlicher Garten! Ich meine den Garten an ſich nicht blos. Er iſt recht ſchön, ja wunderſchön iſt er, das iſt wahr; aber — für mich, für mich ward es erſt ein recht herrlicher Garten. Und da oben auf dem Altan — — ach mein ganzes Herz rückt und dehnt ſich und wird mir noch dreimal ſo gros und ſo weit, wenn ich mich auf ihn wieder zurückdenke. (legt ſeine beiden Hände wieder in Ulrikens Hand.) Nun, edelſte Mutter, weiß ich erſt etwas — nun weiß ich, wer ich bin ... Ich bin ein zur Erkenntniß und Verehrung des unſichtbaren Gottes, ein zur Tugend und Rechtſchaffenheit beſtimmtes unſterbliches Weſen ... (ſieht ſeinen Vater an und läßt den Ton ſinken.) Ja, ich weiß noch mehr, was ich bin ...

Ul-

Ulrike. O mein Sohn, welche Tage haſt du gehabt! Wie wünſche ich dir ſo herzlich Glück dazu!

Theodor. Ja Mutter, das waren die ſeligſten Tage meines Lebens, und ſollen mir auch die ſeligſten, die unvergeßlichſten bleiben, ſo lange ich lebe ... Mit welchen Blicken ſehe ich nun die Erde an! Mit welchen Blicken blicke ich gen Himmel! Ach, ein einziger Augenblick iſt nun mehr werth, als mein ganzes voriges Leben ... Mein Daſeyn, meine Kraft, meine Freude — alles, alles gibt er mir, der Allvater. Ich bin nur ein Punkt gegen ſeine Schöpfung auf Erden, und ſeine ganze Schöpfung auf Erden iſt wieder nur ein Punkt gegen ſeine geſammte Weltſchöpfungen. Und doch regiert und leitet er alle meine Schickſale ſo väterlich, wie er die Schickſale der ganzen Welt regiert. Bin ich rechtſchaffen: ſo liebet er mich. Fehle ich und beſſere ich mich: ſo liebet er mich wieder. Ewig will er mich lieben, wenn ich immer beſſer werde, und wenn dieſer mein Leib lange ſchon verſtäubet iſt, wird er mich doch noch ſegnen und immer glückſeliger machen ... Welch ein Glaube! Den hat mich Rothe, der brave Rothe gelehrt. Immer, immer, wohin ich nur ſehe und höre, da iſt mir nun, als ſähe und hörte ich

Gott,

Gott, und als riefe mir jemand zu — nun werde ja von Stunde zu Stunde noch immer weiſer und beſſer!

Ulrike. Mein beſter Theodor — davon ſollſt du mir hier in dieſer Laube noch recht viel erzählen. Denke, wie ich mich ſo herzlich darüber freue, daß dieſe heiligen Lehren ſo ſtarke, edle Eindrücke auf dein Gemüth gemacht haben. Aber laß dieſe Eindrücke ja keine blos vorübergehenden ſeyn, ſondern arbeite recht daran, daß ſie in dir bleibend werden; damit nichts in der Welt und keine Freude der Welt, ſie möge Nahmen haben, welchen ſie wolle, ſie in dir wieder verlöſche. Und dann, dann denke, wie ich mich erſt ganz herrlich und aus dem Innerſten meiner Seele darüber freuen werde.

Theodor. (mit edler Wärme.) O meine beſte Mutter, dafür ſorgen Sie nicht. Ihr Theodor weiß nun von keiner gröſſern Seligkeit, als die ihm ſein Glaube gibt. Wie meine Vernunft mir ſagt, ſo will nun auch mein Herz. Und dabei ſoll es bleiben. Ich will noch immer mehr in meinen erlangten Kenntniſſen wachſen, und ſo, wie ich darin zunehme, will ich auch an Herzensgüte und Rechtſchaffenheit des Lebens zunehmen. Alles, was ich lerne und thue, lerne und thue ich ja für eine Ewigkeit.

Ul.

Ulrike. (liebreich.) O dann, dann — du Freude meines Lebens, werden Gott und Menſchen dich erſt recht lieben. Dann wirſt du ſeyn, was dein Vater iſt; — o ſieh ihn an, und umarme ihn und werde, wie er!

Theodor. (ſeinem Vater in die Arme ſinkend.) Ach herzensbeſter Vater — ach mein Vater — was hat mir Rothe noch geſagt!

Adolf. (der ſich verſtellen will und nicht kann.) Was denn, lieber Sohn?

Theodor. (mit zitternder Stimme.) Ach er hat mir geſagt — ich würde einmal Fürſt, wenn Sie ſtürben . . .

Adolf. (geſetzt.) Ja, das wirſt du. Ich hab' es ihm aufgetragen, daß er dir es nun ſagen möge. Seither haſt du es noch nicht wiſſen ſollen. Hat er dir denn noch mehr darüber geſagt, als dis blos?

Theodor. O liebſter Vater, er hat mir recht ſehr viel darüber geſagt, und ich werde es alles nimmermehr vergeſſen. Ich will es Ihnen recht ausführlich erzählen.

Adolf. Ich weiß es ſchon, was er dir ſagen müſſen. Aber was dachteſt du denn dabei, als er dir ſagte, daß du einmal Fürſt werden würdeſt?

Theo:

Theodor. Ach beſter Vater, ich erſchrack — ich ſchämte mich und ſchäme mich noch, und weiß gar nicht, was ich dazu ſagen ſoll. So ein junger Menſch, wie ich, und — ſchon beſtimmt zum Fürſten — ohne einmal abzuwarten, ob ich weiſe oder nicht weiſe, gut oder ſchlecht werden mögte . . . Ich habe das Rothen erwiedert, aber er meinte, es wäre nun einmal ſo. Erſt ſagte er mir, ein Fürſt müſſe der Weiſeſte und Beſte im ganzen Lande ſeyn, und hernach ſagte er wieder, ich wäre ein gebohrner Fürſt. Das iſt ja der unerhörteſte Widerſpruch.

Ulrike. (ihn ſanft umfaſſend.) O du lieber, guter Sohn!

Adolf. Ich freue mich, Theodor, daß du ſo über die Sache gleich zuerſt denkſt. Ich weiß auch gewis, daß Rothe dir alles darüber geſagt haben werde, was darüber zu ſagen iſt; aber höre nun auch deinen Vater darüber an. Du mußt ein= für allemal glauben, daß über dieſe Sache nie genug mit dir geſprochen werden könne; und wenn weder Rothe, noch ich, mit dir einſt weiter davon reden, mußt du doch immer noch mit dir ſelbſt davon reden. — Ja, Fürſt wirſt du einſt, wenn ich ſterbe; ein gebohrner Fürſt biſt du, blos darum, weil du

mein Sohn biſt. Erwäge einmal, iſt dis nicht erſtaunendviel, iſt es nicht faſt etwas unbegreifliches? Wenn einer von den Profeſſoren auf meiner Univerſität von mir verlangte, daß ich ſeinen Sohn blos darum, weil er ſein Sohn wäre, für einen gebohrnen Profeſſor erklären ſollte — oder wenn mein Leibmedikus begehrte, daß ich ſeinen Sohn blos darum, weil ſein Vater Leibmedikus wäre — für meinen künftigen gebohrnen Leibmedikus erkennen ſollte — — was würde ich dazu ſagen? Ja, würde ich nicht ſogar meinem Hofſchneider, wenn er darum, weil er Hofſchneider iſt, prätendirte, daß ſein ebengebohrnes Söhnlein, ein gebohrner Hofſchneider ſeyn müſſe, antworten, daß er warten ſolle, ob der Knabe auch eine tüchtige Naht nähen lernte? In keinem andern Metier, in keiner andern Kunſt und Wiſſenſchaft in der Welt gilt das Recht der Geburt. Das Fürſtenmetier iſt aber das gröſſeſte; die Kunſt, zu regieren, die Wiſſenſchaft, ein ganzes Volk glücklich zu machen, iſt die höchſte: und — dennoch gilt das Recht der Geburt in dieſem und nur in dieſem allein . . . Was meinſt du hierzu?

Theodor. (treuherzig.) Beſter Vater, wie geſagt, ich begreife es nicht. Mein Verſtand ſteht ſtill, ſo oft ich nur daran denke.

Adolf. So gehts dir alſo grade, wie mir. Mein Verſtand ſteht auch ſtill, wenn ich hieran denke, und — jedem rechtſchaffenen Fürſten muß der Verſtand ſtille ſtehn, ſo oft er daran denkt. Sieh, da kannſt du ſehen, was für ein gut= und treuherziges Geſchlecht die Menſchen ſind! Denn entweder haben ſie es ſelbſt aufgebracht, daß die Fürſtenwürde vom Vater auf den Sohn forterbte, oder ſie haben es ſich aufbringen laſſen. Keins von beiden aber konnte geſchehn, wenn ſie es nicht wollten. Erwäge alſo zuförderſt, daß du gar nichts dazu beigetragen habeſt, daß du jetzt Erbprinz biſt, und einſt regierender Fürſt wirſt. Als meine Frau, deine Mutter, niederkam, und ein Kind zur Welt brachte, mußte es entweder ein Knäblein oder ein Mägdlein ſeyn; denn ein drittes gibts nicht. Es war aber ein Knäblein, und — das warſt du. Nun ward aber faſt in derſelben Stunde Schmidten auch ein Knäblein gebohren. Hatteſt du es auch wohl vorher beſtellen können, ob du in meinem Hauſe oder in Schmidts Hauſe gebohren werden wollteſt? Konnten wir beide, Schmidt und

ich,

ich, wenn wir ſonſt einig darüber waren, dich und ſein Kind nicht noch umtauſchen, als du ſchon gebohren wareſt? Sieh, ſo wärſt du jetzt in Schmidts Hauſe, und wüßteſt von nichts, und es träumte dich nicht, daß du Fürſt werden ſollteſt, und Schmidts Sohn wäre jetzt in meinem Hauſe, und es träumte ihn nicht nur, ſondern es wäre auch wahr, daß er ein Fürſt würde . . .

Theodor. Ach ſo etwas ſagte mir ſchon der Hofrath damals, als wir beim Taglöhner Müller geweſen waren, und ich habe heute wohl tauſendmal daran zurückgedacht.

Adolf. Dis bewahre dich vor dem Erbprinzenſtolz, mein Sohn! **Du biſt zum Erbprinzwerden gekommen, du weißt nicht, wie.** In deinem ganzen Leben bilde dir nichts darauf ein. Es gibt keine armſeligere Ehre, als — die uns angebohren iſt. **Drückende Schande wird ſie ſogar für uns, wenn wir ſie hernach nicht zu behaupten wiſſen.** Das Behaupten beſteht aber keineswegs darin, daß wir blos die Vorrechte uns ſtrenge und pünktlich zueignen, welche ſie uns gibt, ſondern darin, daß wir ſie verdienen und ihrer werth ſind. Das wirſt du freilich ſehen, daß die

Leute alle überaus höflich und freundlich gegen dich ſind; aber dabei muß du immer denken, daß ſie dich hiedurch nocht nicht dafür belohnen, daß du ſchon gut biſt, ſondern erſt aufmuntern, daß du gut werden mögeſt. Nicht nur meine Lakeien ziehen den Hut zuerſt vor dir ab — und es gibt doch wahrlich unter ihnen manchen eisgrauen Alten, der mich noch weit kleiner gekannt hat, als du jezt biſt, und der meinem Hauſe viel wackere Dienſte geleiſtet hat; ſondern auch meine Räthe und Miniſter thun es. Denke einmal, wie dir dabei zu Muthe werden müſſe, wenn ſo ein Mann Achtung gegen dich bezeigt, dem du die gröſſeſte Achtung ſchuldig biſt, und der ſo viel Verdienſte beſizt, während daß du noch gar kein Verdienſt aufzuweiſen haſt. Das muß dir doch wohl gleich einfallen, daß dieſe Achtung nicht gegen dich und deine Perſon blos geäuſſert werde. Wie könnte ein Menſch von dreizehn Jahren auch nur ſo einen Gedanken auf einen Augenblick hegen? Alſo — man achtet nicht eigentlich dich, ſondern den Erbprinz in dir. Dis biſt du aber, wie geſagt, ohne im geringſten daran Theil zu haben, daß du es biſt. Dis überlege ja, lieber Theodor, ſo oft dir von nun an von irgend einem Menſchen äuſſerliche Ehre widerfährt.

Seit-

Seither haſt du die Erweiſungen derſelben von andern gewis ſo hingenommen, ohne etwas dabei zu denken, und bliebſt dabei natürlich, gutmüthig, beſcheiden und brav. Von nun an ſei ja auf deiner Huth, daß ſie eben keine andre Eindrücke auf dich machen. Die Leute werden dich darüber recht in Betrachtung nehmen. Sie haben ſeither alle gewußt, daß es dir noch unbekannt ſei, wer du eigentlich ſeiſt, und daß dir ohne meinen ausdrücklichen Befehl niemand es kund machen dürfe. Da haben ſie denn alſo deine Treuherzigkeit, Beſcheidenheit und Natürlichkeit für weiter nichts, als für die nothwendige Folge hievon, erklärt, und immer noch darauf gewartet, wie du dich gegen ſie machen werdeſt, wenn du erſt deine künftige Beſtimmung erfahren hätteſt. Nun wird es ihnen auch bekannt werden, daß du ſie erfahren habeſt, und nun werden ſie auch die zufälligſte, unabſichtlichſte Sprödigkeit, welche du etwa äuſſerteſt, dir für Stolz und Dünkel auslegen. Bleib alſo ja ferner nicht nur ebenſo natürlich und beſcheiden, wie ſonſt, damit es mich nicht reue, dir die Entdeckung deines Standes ſchon gemacht zu haben; ſondern nimm dir es ſogar vor, noch beſcheidener und gutmüthiger zu ſeyn, als zuvor. Auch gegen den geringſten Menſchen, und wenn es

nur eine Schildwache wäre, ſei mild, gut und brav. Dann ſollſt du erſt einmal ſehen, was dis für Eindrücke auf die Leute machen werde. Seither ſchrieben ſie alle Milde und Güte an dir blos auf die Rechnung deiner Unwiſſenheit; alsdann aber werden ſie ſie deinem Verſtande und Herzen ganz zueignen. Lieber Sohn, dir ſelbſt traue ich es zwar nicht zu, daß du deshalb, weil du dich nun als Erbprinz kenneſt, thöricht denken und handeln werdeſt; allein es gibt unter den Leuten immer einige Narren, Schmeichler und Schurken, die darauf ausgehen könnten, dich zu ſolcher Thorheit, welche recht im eigentlichen Verſtand **die Erbprinzenthorheit** heißt, verleiten zu wollen. Vor dieſen nimm ja deinen Verſtand und dein Herz in Acht. Mancher von ihnen könnte es wohl gut damit meinen und bückte ſich vor dir aus altem Herkommen ſchon bis auf die Erde, oder ſagte dir übertriebene Lobeserhebungen und prieſe wohl gar offenbare Fehler an dir blos darum, **weil es vielleicht anderwärts** ſo Sitte **iſt.** Da mußt du zu klug ſeyn, als daß du ſo etwas annähmeſt. Andre aber hätten auch wohl blos gewinnſüchtige, offenbarſchlechte und niederträchtige Abſichten dabei, und hielten dis für den Weg, auf welchem ſie deine Gunſt ſich vor andern bereiten wollten.

Da

Da mußt du zu rechtſchaffen ſeyn, als daß du ſie im geringſten nur in dem Glauben ſtärken ſollteſt, daß ſie ihre ſchändliche Abſicht erreichen würden. Allen denen, welche ſich am tiefſten vor dir bücken, traue am wenigſten; ſie ſind entweder dumm oder ſchlecht. **Ein wahrhaftig-edler Menſch** verrichtet ſeine äuſſerlichen Ehrenbezeigungen für andre dennoch **mit eigenem Anſtand.** Er wird nicht ſelbſt niederträchtig, indem er andre achtet. Und wer dich wahrhaftig lobt, lobt dich gewis nie ins Geſicht; das merke dir und laß es jeden, der dir eine fade Schmeichelei ſagt, auf der Stelle fühlen, daß dich ſelbige verdrieſſe. Ich habe es zwar ſcharf verboten, daß dir niemand Benennungen geben ſolle, die dir nicht zukommen — Prinz ſoll man dich nennen, das heißt, Sohn unſers Fürſten; wenn es aber doch geſchähe und es nennte dich jemand z. E. Ihro Durchlaucht: ſo antworte ihm — **das bin ich noch nicht, das iſt mein Vater nur.** Oder ginge gar jemand ſo weit, daß er dich gnädigſter Herr nennte: ſo ſprich — **das werde ich nicht einmal, das iſt mein Vater nicht einmal, das iſt Gott nur.**

Theodor. Ei beſter Vater, ſo wird mich ja noch niemand nennen; das wäre ja lächerlich.

Adolf. Das wäre längſt ſchon geſchehen, mein Sohn, wenn ich nicht öffentlich zuvorgekommen wäre. Du kannſt nicht glauben, wie ſich auch die Deutſchen, dis ehemals ſo bidere Volk, von ihrer urſprünglichen Geradheit und Natürlichkeit im Ausdruck ſo weit entfernt haben. Nicht nur übertrieben überhaupt, ſondern auch recht unleidlichübertrieben ſind ihre Titulaturen. Es kleidet ſie nicht einmal, wenn ſie ſo ausgelaſſen höflich ſeyn wollen, und ſie kommen dabei gleich mit ſo ſchwerfälligen, holprigten und vierundzwanzigſilbigen Anreden angezogen, daß man ihnen ins Geſicht lachen mögte. — Lieber Sohn, es iſt in jedem Stande, in jeder Lage des Lebens ſchön, ſich über das Gewöhnliche zu erheben und auszuzeichnen; in deinem Stande aber, in deiner Lage iſt es vorzüglichſchön. Mehrentheils, wenn jemand weiß, daß er einmal viel werde und noch dazu werden müſſe, thut er, als wäre er es ſchon. — Dis iſt das gewöhnliche. Verbinde du die Kenntnis deſſen, was du einſt werden wirſt, mit dem Gefühl, daß du jetzt noch nichts biſt; — dis wird dich auszeichnen.

habe aber deſſen ungeachtet deine Beſtim=mung unaufhörlich vor Augen! Ach mein lieber Theodor, dis iſt das hauptſächlichſte, was ich dir zu ſagen habe. Denke ja nicht ſo — ich bin nun einmal ein gebohrner Erbprinz und muß einſt Fürſt werden; dis Volk muß mich, wenn mein Vater die Augen ſchließt, für ſeinen Regenten erkennen, ich mag ſeyn, wer ich will, und wie ich will, und darf nicht einmal reden. Sieh, dis iſt doch der allernichtswürdigſte Ton, auf den eine Erbprinzenſeele geſtimmt ſeyn kann! Dagegen empört ſich jedes von allen den tauſendmaltau=ſend menſchlichen Gefühlen, welche der Schö=pfer in unſern Buſen goß. Bei Gott, ich fürch=te nicht, daß du auf eine ſolche Denkart verfal=len könnteſt; aber laß mich dir es einmal ſagen — — Theodor, wenn dis möglich wäre — Theodor, wenn es möglich wäre .... die bloſſe Möglichkeit macht mich zittern ... wie würde ich das Vorrecht verwünſchen, wel=ches ein Fürſt dieſes Landes hat, in ſeinem Soh=ne ſeinen Nachfolger zu erblicken, — ein Vor=recht, worüber ich mich ſo unſchuldigherzlich freuen zu dürfen glaubte, weil ich gewis wußte, daß ich meinem Sohne kein böſes Beiſpiel gäbe und recht wacker für ſeine Erziehung ſorgte! Wie

wäre jede meiner Hofnungen vereitelt, jede meiner Freuden zerſtört und aller Troſt meines Lebens weg! (mit gefaltenen und erhobenen Händen.) Theodor! könnteſt du in mein Herz ſehen — alles wühlt und bebt in mir! So wäreſt du, mit dem ich zum zweiten mal zu leben anfing, der, der mir den Dolch in die Bruſt ſtöſſe und deſſen bloſſer Anblick mich zu Boden würfe! Theodor — rede, antworte, ſprich nur ein Paar Worte, aber ſprich ſie aus der Fülle deiner Seelen — — Gott Zeuge — deine Mutter Zeugin — ich Zeuge — — —

Theodor. (der auf ſeine Kniee fällt und die Hände in ſeines Vaters Schooße ringt.) Vater — Mutter — GOTT — — an jedem Morgen ſoll es mein erſter, und an jedem Abend mein letzter Gedanke ſeyn, daß ich einmal Fürſt werde! Aber ich will nicht denken — du biſt dazu gebohren — ſondern — du mußt es zu verdienen ſuchen. — Lieben Aeltern, (breitet ſeine Arme nach Vater und Mutter aus,) halten Sie mich bei meinem Wort — (ſpringt auf und ſtreckt ſich gen Himmel aus.) Du aber — allheiliger Geiſt der Geiſter — liebe mich nicht, ſegne mich nicht, mache mir den bloſſen Gedanken an dich fürchterlich, wenn ich wortbrüchig werde!

Ulrike.

Ulrike. (die aufſteht und ihn an ſich drückt.) Gottes Segen über dich, o Theodor, — und deiner Mutter Segen!

Adolf. Setzet euch wieder, ihr Lieben! — Theodor, denke an dieſe Küſſe, die dir deine Mutter ſegnend gab! (umarmt ihn auch weinend.) Und an dieſe Vaterthränen, welche auf dein Antliz floſſen . . . (nach einigen Minuten, die unter heftigſter Bewegung Theodors verſtrichen.) Sieh, wie brav, wie übertriebenbrav die Völker gehandelt haben, daß ſie ihre Fürſtenſöhne gleich bei der Geburt für ihre künftigen Fürſten erklärten! Wahrlich, hiedurch haben ſie der Menſchheit ganzes Wohl aufs Spiel geſetzt. All das Unheil, das ſie ſo häufig drückt, rührt von dieſem einzigen Schritt her, den ſie in der herzlichſten Gutmeinenheit thaten. **Ohne redliche Dankbarkeit ihrer Fürſten dafür, iſt nun die Menſchheit verlohren.** Nur auf dem einzigen Wege iſt ſie zu retten, wenn der Fürſt denkt — **ich will nun meinen Sohn auch auf das edelſte erziehen** — und wenn der Prinz denkt — **ich will nun auch einer der edelſten Menſchen werden.** Theodor, laß uns beide ſo denken! Vorausgeſetzt, daß Väter und Söhne im Fürſtenſtande ſo denken, haben die Völker wohl daran gethan, ihn erblich zu machen. Dis

Zutrauen hatten ſie zu uns. Sie glaubten, ihre höchſte Dankbarkeit müſſe uns auch den höchſten Eifer einflöſſen, ſie noch immer mehr zu verdienen. Laß wenigſtens unſer Volk ſich nicht getäuſcht ſehen! Ich kann dir hiezu noch den allerſtärkſten Beweggrund **aus der Geſchichte unſerer eigenen Familie** nicht länger vorenthalten. Dis arbeitſame, treue und gutherzige Volk, das ich jezt regiere und du einſt regieren wirſt, iſt faſt ſeit einem Jahrhundert von ſeinen Fürſten, die immer als Väter und Söhne einander ablöſeten, gar jämmerlich getäuſcht worden. **Es waren zwar unſre Väter, aber — wir haben wenig Ehre von ihnen.** Vom Urgrosvater an bis auf meinen Vater — **keiner hat ſeine Pflicht gethan.** Das kannſt du wohl glauben, daß ich zitternd ſo ſpreche, von meinem eigenen Vater ſo ſpreche; aber hier iſts um **Wahrheit** und **Volksglückſeligkeit** zu thun, und — **dieſe gehen noch über den Vater.** O weh, wenn ich daran denke! Geaderlaßt — geſchröpft — geblutigelt haben ſie dis arme unſchuldige Land! Das war denn ein Jahrhundert hindurch der ſchöne Dank dafür, daß ſelbiges die Fürſtenwürde ihrer Familie zum Eigenthum auf Erben und Erbnehmern gegeben hatte! In Thränen ſchwim-

mend

men fand ich es — — in Thränen, die meine Väter wie Quellwaſſer aus ſeinen Eingeweiden herausgewäſſerkunſtet hatten . . . (hier ſtand Ulrike auf und ging in einen bedeckten Gang.) Wahrlich ein hundertjähriger Krieg hätte das Land kaum elender machen können, als ſie es gemacht hatten! Sieh, ſo müſſen wir wieder gut machen, was unſre Vorfahren verſchuldet haben. Ich habe angefangen und du mußt fortfahren. Vier Fürſten auf einander, in denen ſich ihr Volk betrog — ſo müſſen wenigſtens auch einmal wieder zwei auf einander folgen, die daſſelbe nicht täuſchen . . . Hat die Nation das Erbrecht ihrer Fürſtenwürde ſonſt verflucht, ſo ſegne ſie es in uns wieder! Sie thue, als hätte ſie bei mir den letzten Verſuch damit gemacht und es nun bei dir aufs neue beſtätigt. Der Tag deiner Geburt ſei dieſer Beſtätigungstag geweſen; — mache, daß ſie ihn bejauchze, ſo lange ein Mann von ihr lebt. Strebe nach recht erleuchteten Kenntniſſen, und nach ganz ausgezeichnetvortreflichen Geſinnungen. Fürſtenweisheit werde das Recht deiner Geburt zum Fürſtenſtuhl, und Fürſtentugend der Fürſtenhut, den du einſt trageſt! Laß dir weder Stuhl noch Hut einſt geben, ſon-

ſondern gib ſie dir ſelbſt. In dir habe die Anwartſchaft zum Regiment — aus dir beweiſe deine Anſprüche darauf — durch dich ſetze dich einſt in den Beſitz deſſelben. Thue immer, als würden am Tage meines Todes alle rüſtige und kräftige Männer in einer langen Reihe geſtellt, und als würde dann nur derjenige aus ihnen hervorgerufen, welcher an Kopf und Herz die übrigen alle überträfe. Erwäge, wie viel dazu gehöre, der zu ſeyn, der aus Tauſenden hervorgerufen werde, und erwirb dir das, was er haben muß, wenn die Stimme der rufenden Nation für ihn ertönen ſoll. Ich habe das Schickſal gehabt, daß ich mich ſelbſt zum Fürſten bilden mußte. Die Vorſtellung von der Erhabenheit meiner Beſtimmung ergrif mich mächtiglich. Ich hörte — ich las — ich dachte — ich betete. Es iſt mir gelungen, ein Gegenſtand der Liebe meines Volks geworden zu ſeyn und unter ſeinen Segenswünſchen zu leben; es wird mir gelingen, unter den Segensthränen deſſelben zu ſterben. Sieh, welchen Vorzug haſt du vor mir! Du wirſt von Jugend auf zum Fürſten gebildet. Ich mußte beides ſelbſt thun — den Grund dazu an mir legen und darauf bauen. An dir legt deine Erziehung dazu den Grund — was kannſt du werden,

den, wenn du darauf baueſt! Was mußt du werden, da du alle deine Bemühungen gleich auf das Fortbauen verwenden kannſt! Sieh, ſo kannſt du offenbar noch beſſer werden, als ich; und ſo mußt du auch ſchlechterdings noch beſſer werden, als ich.

Theodor. (der vor ſeinen Vater hintritt und die Arme ſinken läßt.) Ach machen Sie mich nicht ſo äuſſerſt verlegen — (wird hochroth.)

Adolf. Ja Theodor, warum ſollte ich dir das nicht ſagen? Bei groſſen und wichtigen Beſtimmungen des Lebens hängt die wackere Erfüllung deſſelben mit einer edlen und zweckmäſſigen Erziehung zu ihnen ſehr genau zuſammen. Wohl dir, daß dir die letztere zu Theil wird! Alles, alles ſollſt du hören, was du als Fürſt einſt wiſſen mußt; alles ſollſt du in Ausübung ſehen, was du als Fürſt einſt thun mußt. Jeder Menſch hat ſeine Beſtimmung und kann nicht ruhig und glücklich ſeyn, wenn er ſie nicht redlich erfüllt. Deine Beſtimmung iſt eine der gröſſeſten und glänzendſten; aber der Unſeligſten einer würdeſt du werden, wenn du ſie nicht erfüllteſt. Je gröſſer der Beruf, deſto ſchwerer die Rechenſchaft davon. Es gibt Fürſten, welche hierüber ſpotten, aber — ſie brandmarken ſich ſelbſt durch dieſen Spott. Es

iſt

iſt wahr, man fordert ſie über die Verwaltung ihres Amts vor keinem Richterſtuhl der Welt zur Verantwortung; dieſe Sitte iſt leider abgekommen; — aber muß es denn auch grade die Welt ſeyn, die uns nur zur Verantwortung fordert? O Theodor, du kenneſt die Macht deines eignen Herzens noch nicht; — das Herz des Menſchen iſt ſich mehr, als die ganze Welt. Mir ſelbſt bin ich Rechenſchaft darüber ſchuldig, was für ein Fürſt ich bin. Ich lege ſie mir ſelbſt gern ab; aber ich würde ſie mir auch ablegen müſſen, ich mögte wollen oder nicht. Vor meinem Unterthanen könnte ich entweichen, mich verbergen und verſchlieſſen; aber wie entwiche ich, wie verbärge und verſchlöſſe ich mich vor meinem eigenen Herzen? Sieh, dieſes Herz fordert mich an jedem Abend vor ſeinen ſtrengen Richterſtuhl und ſtellt mich zur Rede darüber, wie ich den Tag über geweſen bin. Freudenloſer, dürftiger, blöſſer, verachteter, als mein allerelendeſter Unterthan wäre ich, wenn es mich verdammte! Habe du auch Achtung gegen dein Herz, und ſei, um gut zu ſeyn, keines andern Richterſtuhls benöthigt, als des ſeinigen. Und wenn dich auch einſt dein Volk, ſobald du Fürſt biſt, nicht abſetzen kann, du mögeſt ein Fürſt ſeyn, was du

für

für einer wollſt; wenn aber dein Gewiſſen dich deiner Handlungen wegen des Fürſtenſtuhls für unwürdig erklärte: ſo würde dis ſchmach- und ſchandvoller für dich ſeyn, als wenn dich DIE GANZE NATION abſetzte ... Und, Theodor — jenſeits des Grabes — — ach Theodor, jenſeits des Grabes, wo jeder empfangen wird, was ſeine Thaten werth waren — welche Richterſtühle ſtehen uns da bevor! Eben darum, weil wir hier nicht gerichtet werden konnten, werden wir dort gerichtet werden müſſen. Andre Menſchen ſchadeten ſich etwa ſelbſt nur und ſtraften ſich alſo auch ſelbſt dadurch; oder ſie ſchadeten einigen andern und wurden von uns dafür geſtraft. So haben ſie gröſtentheils ſchon empfangen, was ihre Thaten werth waren. Wir aber, wenn wir ſchlecht ſind, ſchaden Tauſenden, und es iſt unter ihnen allen niemand, der uns dafür züchtigt! wie müßten wir beben vor dem Uebergange in jene Welt, wo wir alles erſt noch zu empfangen hätten, was unſre Frevelthaten werth wären! — Theodor, wenn jemals dein eignes Herz nicht Kraft genug auf dich hat, vom Böſen dich abzuhalten: ſo denke an den Empfang deſſen, was deine Thaten werth ſind,

da,

da, wo wir ohne Hut erſcheinen . . . Hier ſtehen wir auf der oberſten Stufe der Leiter der Geſellſchaft; dort aber werden wir, wenn wir gewiſſenlos regiert haben, nicht einmal auf der unterſten ſtehen, ſondern von der ganzen Leiter abgeſtoſſen werden, weil wir auch das bloſſe Daſeyn in der Geſellſchaft verwirkt haben . . . Unter allen Unſeligen in jener Welt müſſen die ſchlechten Fürſten die unſeligſten ſeyn; — denn ſie thaten hier das meiſte Böſe, und — blieben noch dazu ungeſtraft. Für den Unterthan, der hier ſeinen Mitbürger mordet, gibt es noch häufig einen Rabenſtein — — und — kein Rabenſtein, KEIN RABENSTEIN für den, der hier Tauſenden, wenn er ſie auch nicht mordete, doch das Leben ſo verleidete, daß ſie es ſich lieber ſelbſt nehmen mögten? Glaube du, unendlich mehr Qual, als der Tod auf dem Rabenſtein, wird das Leben ſchon an ſich und das bloſſe Gefühl von ſeiner Fortexiſtenz dem Fürſten werden, der als Unmenſch in jene Welt hinüberlandet . . .

Die

Die Eindrücke, welche dieſe ſtarken Aeuſſerungen Adolfs auf Theodorn machten, waren mit nichten die gewöhnlichern. Man ſah ihm zwar allerdings empfundene Erſchütterungen an; aber mitten aus ſelbigen blickten edles Selbſtgefühl und hoher Selbſttroſt hervor, und ſeine ganze Mine ſprach gleichſam — Vater, ſolcher Vorſtellungen bedarf ich nicht einmal. „Meiner Unſterblichkeit gewis, hub er getroſt und freudig an, werde ich um ſo redlicher alle meine Pflichten erfüllen. In meinen Knabenjahren bereitete ich mir durch Rechtſchaffenheit ein frohes Jünglingsalter, — durch die Rechtſchaffenheit, welche ich nun als Jüngling ausüben will, werde ich mir ein glückliches Mannsalter verſchaffen —— und ſo, ebenſo bereite ich mir durch das ganze jetzige rechtſchaffenangewendete Leben eine ſelige Ewigkeit. Die Beſchaffenheit des künftigen Zuſtandes hat immer ihren Grund in dem vorhergegangenen. Aber, mein würdigſter Vater, und wenn auch kein Leben nach dem Tode wäre — ja, wenn auch ſogar kein Gott wäre, dennoch würde ich mich der Rechtſchaffenheit in jeder Lage meines Lebens auf das heiligſte befleiſſigen.“

Adolf. (der ihn haſtig an ſich zieht und an ſeine Bruſt drückt.) Brav und herrlich! So, mein lieber Sohn, ſo bleib geſinnet. Nun hat dein Vater genug und — dankt dir ſeine Ruhe.

Jetzt kam Ulrike zurück und brachte Rothen mit. Sie war ihm unter einem Berceau begegnet und hatte ihm daſelbſt ihren mütterlichen Dank auf das edelmüthigſte bezeigt. Rothe mußte von ihr eine goldene Doſe mit Adolfs Bildnis und mit zweihundert Louisd'orn annehmen. Die Geſellſchaft theilte ſich nun. Ulrike brachte mit Theodorn den übrigen Morgen im Garten zu, während daß ſich Fürſt Adolf mit Rothen auf ſeinem Zimmer lange unterredete.

Adolf hatte ſeit vierzehn Tagen einen beſondern Kabinetsprediger. Dis war in den Augen ſeines Hofes ſowohl, als auch ſeines geſammten Volks eine ganz unerwartete Erſcheinung. Es fehlte ihm weder an Predigern noch Hofpredigern; auch war er ſonſt kein Freund von Verbergungen vor ſeinen Unterthanen. Niemand konnte deshalb ergründen, was er dabei für Abſicht habe. Die ſeitherigen Hofprediger hingen darüber die Naſen, und beſonders hing der alte

Gens-

Generalſuperintendent, welcher den Karakter eines Oberhofpredigers hatte, ſeine Naſe am längſten. Bald nach Theodors Zurückkehr zur Reſidenz aber klärte ſich die Sache auf. Man ſah den Kabinetsprediger häufig in Geſellſchaft Rothens und des Erbprinzen, und plötzlich war die ganze Reſidenz davon voll, daß Theodor öffentlich kommunicirt habe. Fürſt Adolf führte nehmlich an einem Feſttage ſeinen Sohn ſelbſt in eine der Stadtkirchen, zu welcher ſich die ſtärkſte Gemeine hielt. Auf der Kanzel trat der neue Kabinetsprediger ganz unvermuthet auf und hielt eine ſehr vernünftige Rede über das Abendmahl. Als hernach die Abendmahls=handlung gehalten ward, miſchten ſich Fürſt und Erbprinz mitten unter das fromme Volk und umwandelten mit ſelbigem den Altar. Das Volk ſelbſt jauchzte darüber, daß es ſeinen künftigen Regenten am Altare geſehen und pries ſeinen Vater dafür noch dreimal ſeliger, als zuvor. Der Klerus aber fand ſich durch die ganze Art, wie die Sache eingeleitet worden, ſehr zurückgeſetzt und beleidigt. Kein Menſch wiſſe, hieß es, was für einen Glauben der Erbprinz eigentlich habe, ob er ein Idealiſt oder Materialiſt, ein Deiſt oder Atheiſt, ein Unitarier oder Trinitarier, ein Chriſt oder Nichtchriſt, ein Rechtgläu-

biger oder Ketzer ſei; niemand habe ihn präpa-
rirt, niemand examinirt; in der Beichte ſei er
auch nicht geweſen; nun habe man ihn endlich
zum erſtenmal im Tempel geſehen, und auch da
hätte ein neumodiſcher Schwätzer die alten recht-
ſchaffenen Geiſtlichen, die es mit dem Herrn
Jeſus noch ehrlich meinten, von der Kanzel
verdrängen müſſen; Gott wiſſe, ob der Prinz
je wieder in einen öffentlichen Tempel kommen
werde, und überhaupt ſcheine es bei der ganzen
Sache nur darauf angeſehen geweſen zu ſeyn, den
Unterthanen blauen Dunſt damit zu machen.
Adolf ließ hierauf auf mannigfaltige Weiſe be-
kannt machen, daß der Prinz vor ſeinen eigenen
Eltern ſein Glaubensbekenntnis abgelegt habe,
von dem Kabinetsprediger examinirt und für
tüchtig befunden worden, und hernach bei dieſem
auch zur Beichte geweſen ſei. Und als deſſen
ungeachtet der Generalſuperintendent es noch
für eine ſeiner letzten Gewiſſenspflichten am Ran-
de ſeines Lebens hielt, den Fürſten ſelbſt über
den ſo verſchrieenen Vorgang zur Rede zu ſtel-
len: ſo reichte ihm Adolf ſtatt des vertrage-
nen Erbprinzenbeichtgeldes eine Aſſigna-
tion an ſeine Kammer auf hundert Duka-
ten jährlicher Zulage; worauf dieſer alte
wackere Geiſtliche ſich nicht nur vollkommen be-
ruhig-

ruhigte, ſondern auch einen Hirtenbrief an ſämtliche Pfarrer ſeiner Diöceſe ergehen ließ, worin er ſie von aller ihrer unzeitigen Furcht befreite und ihnen die Verſicherung gab, daß der Erbprinz ein Rechtgläubiger ſei. Uebrigens ward die Vorherſagung der erboſten Prieſter, daß Theodor nicht wieder in die Kirche kommen werde, von dem weiſen Adolf aus Liebe und Schonung für das Volk vereitelt. Er erklärte ſich über dieſen Gegenſtand an Rothen alſo:

„Seither ſollte Theodor noch in keine Kirche gehen, damit er nicht etwa irrige Religionsbegriffe zuerſt bekäme. Nun aber, da er die richtigen hat und ſich eigen gemacht hat, mag er in Kirchen gehen, in welche er will, mag jede Sekte beſuchen, die hier geduldet wird, und mag Juden, Heiden und Türken über die Religion reden hören. So leicht wird ſich nun an ſeine Seele nichts anhangen, was nicht an ihr hangen ſoll; und würde ja irgendwo ein Zweifel in ihm erregt: ſo wird er nicht ermangeln, ſolchen Ihnen mitzutheilen. Ich bin ſehr dafür, daß ein Fürſt den öffentlichen Gottesverehrungen ſeines Volks beiwohne. Er ſelbſt mag in ſeinem Herzen glauben, was er will; ſo handelt er doch weder weiſe noch gut, wenn er ſich von ſelbigen entfernet. Glaubt er an Gott:

wie ſollte es ſeiner eignen Seele nicht wohlthun, denſelben in Geſellſchaft ſeiner Unterthanen anzubeten? Geſetzt auch, daß man ſich in dem Tempel, wo er iſt, andre Vorſtellungen von Gott mache, als er; es iſt ja doch derſelbe Gott, und er kann ihn mitten im Volk unter ſeinen eigenen Vorſtellungen anbeten. Glaubt er nicht an Gott: ſo muß ihm doch wahrlich daran gelegen ſeyn, daß ſeine Unterthanen an denſelben glauben. In der geſammten Weltgeſchichte iſt mir noch kein ganzes atheiſtiſches Volk bekannt, und ich mögte wenigſtens nicht der Fürſt davon ſeyn. Das iſt nun ſo erwieſen, als daß zwei mal drei ſechs iſt, daß meine Unterthanen, wenn ſie erſt Gottes entbehren könnten, meiner noch weit mehr entbehren zu können glauben dürften. Muß aber dem Fürſten ſehr daran gelegen ſeyn, daß ſeine Unterthanen Gottesverehrer ſind, wie kann er ſie beſſer dazu machen, als — durch ſein Beiſpiel? Wahrlich, wenn ich auch Atheiſt wäre, ich verſündigte mich doch an meinem Volke dadurch [illegible], daß ich aus ſeinen Tempeln bliebe! Kannſt du, würde ich mir an jedem Sonntagsmorgen zurufen, auch ohne Gott weiſe, rechtſchaffen und froh ſeyn: ſo können es deine Tauſende doch vielleicht

nicht

nicht — oder vielmehr von jedem Hundert neun und neunzig gewis nicht. Und du ſollteſt ihnen den Grund ihrer Weisheit untergraben, die Stütze ihrer Tugend entreiſſen und die Quelle ihrer Zufriedenheit verſchütten? Ach, daß dis die Fürſten bedächten, welche man in zehn Jahren in keinem Tempel, aber wohl wöchentlich zwei- dreimal im Komödienhauſe und auf dem Redoutenſaal ſieht! Hiezu kommt, daß in unſern Landes- und Staatsverfaſſungen der Unterricht, der in den Kirchen gegeben wird, doch in der That noch der einzige iſt, den das Volk im eigentlichen Verſtande empfängt. Iſt er gröſtentheils noch dürftig und mager: ſo iſt er doch noch der einzige — etwas iſt beſſer als nichts — und wer iſt Schuld daran, daß er nicht wenigſtens jährlich beſſer wird? Sagen Sie mir nur einen andern Ort, wo der groſſe Haufe feierlich an ſeine Pflichten erinnert und zur Erfüllung derſelben aufgemuntert werde. Was ſollte denn aus ihm werden, wenn er auch dieſen nicht mehr hätte? Was hilft es aber, daß er ihn hat und haben kann, wenn er ihn nicht achtet? Achten aber wird er ihn nie gewiſſer, als — wenn auch ſein Fürſt demſel-

ben beiwohnt . . . Das hätten Sie wohl kaum geglaubt, lieber Rothe — ich bin ein recht eifriger Vertheidiger des geiſtlichen Standes. Verſtehen Sie mich wohl — der Geiſtlichen nicht, wie ſie ſo mehrentheils ſind nehmlich, ſondern ihres Standes. Ich glaube, daß man dieſes Standes in gewiſſen Staatsverfaſſungen entbehren könne, ſo wie auch des meinigen; aber in unſern Staatsverfaſſungen unmöglich. Es iſt nichts da, das ihn erſetzte. Vielmehr habe ich einen recht hohen Begrif von der Würde, Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit deſſelben unter uns. Alles Gute, das an den Seelen des Volks bewirkt werden ſoll, müßte durch meine Geiſtlichen bewirkt werden können; denn — ſie ſind die einzigen, welche an das Volk reden, zu ſelbigem reden können, was ſie wollen, und dabei durch Beihülfe der Religion ein ſo groſſes Präjudiz des Anſehens für ſich haben. Dis iſt mein Begrif über die Würde ihres Standes. Was ich daran gearbeitet habe, meine Geiſtlichen zu dieſer eigentlichen Würde ihres Standes zu erheben, iſt unausſprechlich. Sie ſind auch beſſer, wie vor dreiſſig Jahren, aber lange ſind ſie das noch nicht, was ſie ſeyn ſollten. Hie und da habe ich ſchon recht wackere Männer

unter

unter ihnen, und ich will auch nicht ſterben, ohne die Hälfte dergleichen wenigſtens unter ihnen zu haben. Theodor wird vielleicht lauter ſolche einſt haben. Der alte Generalſuperintendent iſt mir vorzüglich dabei noch immer im Wege. Ich habe ihn ſchon mit einem recht anſehnlichen Gehalt jubiliren wollen, aber der alte Hannas will nicht daran. Vielleicht jubilirt ihn Gott bald. Seinen klügern Nachfolger habe ich ſchon, und alsdann ſoll es haarſcharf über die weitere Reform meiner Geiſtlichen hergehen, und es ſoll mir kein Schuft mehr von Kandidaten, der ein Ignorant oder ein Polterer iſt, in eine Pfarre ziehen, oder ich will ——

Ein Kammerdiener. (der ins Zimmer tritt.) Durchlaucht, der alte Geheimerath Zensdorf wird Ihnen aufwarten. Er ſitzt drauſſen und kann keine Luft kriegen.

Adolf. (während daß Rothe davonſchleicht.) An dem hats noch gefehlt!

Adolf. (gleich wieder weichmüthig und an Zensdorf tretend.) Was machen Sie? Was iſt Ihnen?

Zensdorf. (keuchend.) Die Treppen, die Treppen! — aber nun geht es ſchon wieder. (geht mit dem Fürſten ins Zimmer und macht den Mund weit auf, während daß er ſich auf ſeinen Stock ſtützt.)

Adolf. Nicht ein Wort eher, bis Sie ſich geſetzt haben.

Zensdorf. (der Platz nimmt.) Wenn ich auch nicht die Durchlauchtige Prinzeſſin Anne heute beſucht hätte: ſo hätte ich doch herein gemußt. Ich hatte zu Hauſe weder Ruhe noch Raſt. —

Adolf. Das thut mir weh. Ich hätte Ihnen ja können meine Hofärzte ſchicken.

Zensdorf. (eifrig.) O dieſer bedarf ich nicht! Sie könnten mir auch alle nicht helfen; denn ich bin aus Alter ſchwach und es iſt mir nichts weiter übrig, als zu ſterben. So mögte ich denn noch gern erfahren, was der gnädige Erbprinz nun für einen Glauben hätte. Wie ich höre, hat er ſchon kommunicirt.

Adolf. Er hat denſelbigen Glauben, welchen Jeſus gehabt hat.

Zensdorf. (wie irre gemacht.) Wie? den Glauben, welchen Jeſus gehabt hat? Alſo nicht den Glauben an Jeſum?

Adolf. Wie Sie wollen; den Glauben an Jeſum oder den Glauben Jeſu . . .

Zensdorf. (mit belehrender Mine.) Ei vergeben Höchſtdieſelben gnädigſt, das kann ja unmöglich einerlei ſeyn. So hätte ja Jeſus an ſich ſelbſt geglaubt.

Adolf.

Adolf. Auch das! Jeſus mußte doch wohl eher an ſich ſelbſt glauben, ehe er verlangen konnte, daß andre an ihn glauben ſollten.

Zensdorf. Das iſt mir altem Manne zu ſubtil.

Adolf. Gar nicht; es iſt vielmehr äuſſerſt in die Augen fallend. Ehe ich fordre, daß ein andrer das, was ich ihm ſage, für Wahrheit halten ſoll, muß ich ſelbſt überzeugt ſeyn, daß es Wahrheit ſei. Jeſus behauptete gegen andre, daß er die einzigwahre Religion lehre; ſo mußte er ſie erſt in dem Innerſten ſeiner eignen Seele auch für einzigwahr halten. Es wäre ja ſchrecklich zu denken, daß er eine andre Religion geglaubt und eine andre gelehrt habe.

Zensdorf. Ei erlauben Ihro Durchlaucht gnädigſt, von dieſer Art vom Glauben rede ich nicht.

Adolf. Das iſt aber der rechte Glaube an Jeſum — zu glauben, daß er die einzigwahre Religion gelehrt habe, die er ſelbſt für die einzigwahre hielt. Alsdann glaubt man an Jeſum und glaubt auch wie Jeſus.

Zensdorf. Ich meyne den Glauben an Jeſum, daß er alles für uns gethan und gelitten habe und für uns geſtorben ſei.

Adolf.

Adolf. Auch den hat mein Sohn. Wer für die Wahrheit leidet, leidet auch für meinen Sohn, und wer für die Sache der Menſchheit ſtirbt, ſtirbt auch für meines Sohnes Sache.

Zensdorf. Nun aber, auf ſolche Weiſe kann ja Jeſus unmöglich an ſich ſelbſt geglaubt haben, und ſo iſt es alſo ſehr verſchieden — glauben, wie Jeſus, und glauben an Jeſum.

Adolf. Warum denn nicht? Wenn wir glauben ſollen, daß Jeſus für uns gearbeitet und gelitten habe: ſo muß er es doch auch wohl ſelbſt geglaubt haben, daß er für uns arbeite und leide?

Zensdorf. Das wohl; aber ich meyne ſo — alsdann käme es heraus, daß Jeſus auch für ſich alles gethan und gelitten habe.

Adolf. Auch das. Allerdings verhält es ſich ſo.

Zensdorf. (im gröſten Eifer.) Um Gottes willen Ihro Durchlaucht, Jeſus war kein Sünder, ſondern ein Heiland der Sünder.

Adolf. Nun, um ſo mehr hat er zuförderſt alles für ſich ſelbſt gethan und gelitten; oder deſto mehr Ehre und Segen muß er in dieſer und in jener Welt von ſeinem Thun und Leiden haben. Den gröſten Segen

gen von ſchönen Handlungen und grosmüthigen Leiden für andre hat allemal der Thäter und der Dulder ſelbſt. Das muß ja ſo ſeyn. Das bloſſe Bewuſſtſein, ich leide für ſie, gibt mir ja eine weit höhere Glückſeligkeit, als alle die, denen ich nütze und für die ich leide, durch mein Thun und Leiden erhalten können. Welche Glückſeligkeit iſt denn reiner — mir wird genützt oder ich nütze — ich werde glücklich gemacht oder ich mache glücklich? Alſo, den erſten, höchſten Segen von allem ſeinem Thun und Leiden bekam Jeſus ſelbſt. Das ſteht auch in der Bibel und mußte auch darin ſtehen. Er erniedrigte ſich ſelbſt und ward gehorſam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. — Nun hören Sie, was folgt — darum — alſo darum hat ihn auch Gott erhöhet u. ſ. w.

Zensdorf. (konfus.) Aber gebüßt hat er doch nicht für ſich ſelbſt?

Adolf. Bewahre Gott — daran iſt gar nicht zu denken.

Zensdorf. Aber für andre hat er doch gebüßt?

Adolf. Freilich hat er büſſen müſſen, was der Aberglaube, die Faulheit, der Hang

zur

zur groben Sinnlichkeit und die Bosheit verſchuldet hatten. Die Menſchen hätten ſchon viel weiter ſeyn können, wenn ſie und ihre Führer, die Prieſter, gewollt hätten. Aber ſo muß ein erleuchteter Weiſer ſich von ſeinen Zeitgenoſſen verkennen und verſchreien laſſen, ihre Blindheit büſſen und ein Opfer derſelben werden. Und ſo muß ein ausgezeichneter Rechtſchaffener ſich von Schlechtdenkenden verfolgen und unterdrücken laſſen, ihre Misgunſt, Rachſucht und Schadenfreude büſſen und für ſie bluten, wie ein Lamm auf der Schlachtbank.

Zensdorf. (in deſſen Siſtem dis alles nicht paſſt.) Meine Seelenkräfte ſind zwar zu ſchwach, dis alles umſtändlich zu beantworten; ich höre denn aber doch wohl, was ich höre. Das iſt das neumodiſche Chriſtenthum, wogegen Ihr treuer Seelſorger, der Generalſuperintendent, der auch ſo ein alter ehrlicher Mann iſt, wie ich, ſeit Jahren ſchon ſo eifert. Er ſeufzt, wie ich, über die Religion des künftigen Regenten.

Adolf. Seit wann haben Sie ihn zum letztenmale geſprochen?

Zensdorf. Es wird acht Tage ſeyn; da war er bei mir und übernachtete.

Adolf. Nun, wenn Sie ihn nun wieder ſprechen werden, wird er nicht mehr darüber ſeufzen.

Zensdorf. Wie ſo, Ihro Durchlaucht?

Adolf. Weil er vor kurzem bei mir geweſen iſt, und ich ihn vom Gegentheil vollkommen überzeugt habe. Ich kann mit Recht ſagen — er hat den Glauben in die Hand bekommen, daß der Prinz ein Rechtgläubiger ſei.

Zensdorf. Darüber erſtaune ich und würde es ſehr in Zweifel ziehen, wenn Ihro Durchlaucht es nicht verſicherten.

Adolf. Ja ja, wie ich ſage. Fragen Sie ihn nur bei erſter Gelegenheit ſelbſt und — berufen Sich dabei auf mich. — Ich muß geſtehen, der alte wackere Mann hat dadurch viel bei mir gewonnen, daß er in ſeinem hohen Alter doch noch ſo lenkſam iſt. Aber bei der wahren Gelehrſamkeit und bei dem ächten Eifer für die Ehre Gottes wird man dis mehrentheils finden, daß die Leute lenkſam ſind.

Zensdorf. (auf dem Fauteil hin und her rückend.) Hum, darüber kann ich gar nicht fertig werden. Vor acht Tagen ſagte er mir noch ganz unverholen und völlig überzeugt, der Prinz werde ein purer Naturaliſt — und nun glaubte er grade das Gegentheil?

Adolf.

Adolf. Nun, das geht ja doch ſehr na‑türlich zu. Damals hatte er meine Gründe noch nicht gefühlt.

Zensdorf. Ihro Hochfürſtl. Durchlaucht, der Erbprinz wäre alſo würklich ein Chriſt?

Adolf. Ein rechter ächter Chriſt iſt er.

Zensdorf. Aber gnädigſter Herr, er hat ja doch kein Glaubensbekenntnis öffentlich abge‑legt, wie Höchſtdieſelben gethan haben?

Adolf. Das ſchadet nicht; das ſoll er in Zukunft erſt noch ablegen.

Zensdorf. Vergeben Ihro Durchlaucht, er hat ja aber nun ſchon kommunicirt. Dis hät‑te ja nachher geſchehen ſollen.

Adolf. Ich wüßte nicht, warum; iſt er doch eher getauft worden, ehe er noch ein Wort von allem wußte, worauf er getauft werde. — Sehen Sie, lieber Geheimerrath, ich weiß zwar recht gut, daß man mich erſt ein ſehr feierliches Glaubensbekenntnis ablegen laſſen, ehe ich kom‑municirt habe; allein ich bin hierüber ganz an‑drer Meinung geworden, nachdem ich mich mit dem Lauf der Welt näher bekannt gemacht habe. Ich habe drei öffentlichen Glaubensbekenntniſſen, die Erbprinzen ablegten, ſelbſt beigewohnt. Sie ſagten ſie ohne Anſtos her und deklamirten ſehr gut; und ganze Bürgerſchaften hätten in Freu‑

den‑

denthränen dabei zerflieſſen mögen. Als dieſe Herren aber hernach Fürſten wurden, ſtand in ihrer Regierung kein Wort von dem ganzen abgelegten Glaubensbekenntnis. Was war denn nun der ganze feierliche Aktus für ihre Völker geweſen? Dieſe hatten alſo das Glaubensbekenntnis ihrer Fürſten einsmals gehört; es wäre ihnen aber mehr damit gedient, wenn ſie es nun ſähen. Meinen Gedanken nach kann ein Erbprinz ſein Glaubensbekenntnis nicht eher auf eine für ſein Volk überzeugende Weiſe ablegen, als — bis er zur Regierung kommt. Da, da ſehen die Unterthanen ſeinen wahren und eigentlichen Glauben in ſeinen Werken. So mag denn alſo für meinen Theodor die öffentliche Ablegung ſeines Glaubensbekenntniſſes auch ſo lange verſchoben bleiben, bis er nach meinem Tode das Regiment antritt. Dann ſoll er es aber nicht blos auf eine Stunde, ſondern lebenslang ablegen, und dann ſoll mein Volk einmal ſehen, nicht hören, ſondern ſehen, wie ſo herrlich er beſtehen werde.

Zensdorf. Das iſt ſehr ſchön; das gebe Gott! Es hätte ja aber beides geſchehen können; das Volk hätte ſein Glaubensbekenntnis erſt hören und dann ſehen können.

Adolf. Ich ſehe nicht ein, wozu das genützt hätte. Dazu höchſtens — daß meine Unterthanen erfahren hätten, daß der Prinz gut auswendiglernen könne. Und das können ſie ja doch wohl ſo einem lebhaften jungen Menſchen zutrauen, daß er einen halben Bogen werde auswendiglernen können . . . Ueberhaupt bin ich gar nicht für das Reden, ſondern für das Thun. Vom Hören haben die Unterthanen nichts, und wenn ihr Fürſt ihnen noch ſo viel verſpricht und ſich dazu vermißt und verſchwört; vom Sehen aber haben ſie viel, wenn er weiſe und gütig, und täglich immer weiſer und gütiger regiert.

Zensdorf. Höchſtdero Unterthanen mögten nur gern auch jetzt ſchon das Glaubensbekenntnis ihres künftigen Regenten wiſſen.

Adolf. Ei, ſie müſſen ſich auch gedulden können. Müſſen ſie ſich doch gedulden, zu wiſſen, wie er einſt regieren werde? Uebrigens haben ſie ihn an einem ihrer Altäre geſehen, und werden ihn künftig fleiſſig in allen ihren Tempeln ſehen.

Zensdorf. (ſehr holdſelig.) Alſo wird der Durchlauchtigſte Erbprinz doch in die Kirche gehen?

Adolf. Die Frage müßte ich Ihnen bald übel nehmen, guter Greis. Was denken Sie? Glauben Sie etwa, daß ich dieſe Häuſer zu einer Art von Zwingern baue, in die man nur das Volk zuſammentreibt?

Zensdorf. Vergeben Höchſtdieſelben! Aber in alle Tempel ſoll der Erbprinz gehen?

Adolf. Ja, in alle. Es ſoll auch nicht eine einzige Parthei und Sekte, die ich dulde, ſeyn, mit welcher er nicht zuweilen Gott anbete.

Zensdorf. Aber gnädigſter Herr, da könnte er leicht Irrlehren aufnehmen . . .

Adolf. Darüber ſeyn Sie unbeſorgt. Es ſoll gewis nichts an ihm haften, was dem Glauben, den er nun hat, entgegen iſt. Aber — alles hören und geglaubt werden laſſen ſoll er können. Sogar in den Judentempel ſoll er jährlich einigemal gehen.

Zensdorf. (ſeinen Stock in die andre Hand nehmend) Ach Ihro Durchlaucht, das wäre zu viel Ehre für dieſes ungläubige Volk, wenn der künftige chriſtliche Fürſt ihrem von Gott ſelbſt verworfenen Gottesdienſt beiwohnte.

Adolf. Sagen Sie mir doch — beten denn dieſe Ungläubigen nicht für ihn? Warum laſſen wir ſie denn öffentlich beten für ihn und für mich, wenn Gott ihr Gebet ein= für alle=

mal verworfen hätte? Geben ſie denn nicht ihr Schutzgeld dafür, daß ſie öffentlich den Gott ihrer Väter, der auch unſer Gott iſt, verehren dürfen? Alſo dazu wären ſie gut genug? Nein, den Tempel, welchen ein Fürſt erlaubt, muß er ſich auch nicht ſchämen zu beſuchen.

Zensdorf. Ich bin auch immer dagegen geweſen, daß Juden hier ſich niederlieſſen.

Adolf. Ich nicht. Ich habe ſo gedacht — Gott gönnet ihnen die Sonne; ſo mußt du ihnen die Erde gönnen. Raubthiere ſind ſie nun einmal nicht; daß etwa dieſer Schluß nicht anwendbar auf ſie wäre. — Lieber Alter, dadurch wird erſt wahre Treue und vereinigte Rechtſchaffenheit ſämtlicher Unterthanen, ſo verſchieden auch ihre Religionen ſind, gegen ihren Fürſten, und herzliche Liebe, Eintracht und Menſchenfreundlichkeit unter ihnen ſelbſt gegen einander bewirkt, wenn eine Glaubensparthei wie die andre den Fürſten in ihrem Tempel ſieht und zuweilen mit ihm betet. Unter allen Mitteln, auch den groſſen Haufen tolerant zu machen, ſticht dis beſonders hervor.

Zensdorf. Nun, ſo wird doch der gnädigſte Erbprinz gewis in die Kirche ſeiner Religion am öfterſten gehen.

Adolf.

Adolf. (ſich vergeſſend.) Ja, Lieber, in welche ſollte er da wohl am öfterſten gehen? Theodors Religion wird in allen hieſigen Tem peln gelehrt.

Zensdorf. (der zuſammenfährt.) Ich denke, der Erbprinz ſei ein Chriſt, und zwar von unſrer Parthei? Nun da! Ach Gott, ach Gott!

Adolf. (der ſich nun lieber nicht ſo vergeſſen hätte.) Guter Greis, eine Frage — Merken Sie mir denn gar nicht an, daß ich wünſchte, daß Sie über dieſe Art von Gegenſtänden nie wieder mit mir ſprächen?

Zensdorf. (aufſtehend.) Nun, es ſoll nun auch wahrlich das letzte mal geweſen ſeyn! — Ihr alter treuer Diener thut aber auch noch eine Frage — wer hat denn den Erbpriuz in der Religion unterrichtet?

Adolf. Der Hofrath Rothe.

Zensdorf. (laut.) Der Hofrath Rothe? I das iſt ja kein Geiſtlicher?

Adolf. Das iſt auch nicht nöthig. Beſchämt er doch in Anſehung ſeiner Religionskenntniſſe viele meiner Geiſtlichen.

Zensdorf. Der Hofrath Rothe?

Adolf. (ſehr vernehmlich.) Ja, der Hofrath Rothe!

Zensdorf. (nach der Thüre ſich wendend.) Nun, ſo ſage ich nichts. — Und bei wem hat denn der gnädigſte Erbprinz gebeichtet?

Adolf. (ohne völlige Attention.) Bei dem Hofrath Rothe?

Zensdorf. (überlaut.) Bei dem Hofrath Rothe — gebeichtet bei dem Hofrath Rothe? Hat denn der auch einen Beichtſtuhl? Barmherziger Gott, was höre ich alles!

Adolf. Ich verſprach mich und wollte ſagen — bei meinem Kabinetsprediger. Ich will es Ihnen aber grade heraus ſagen — Theodor hat gar nicht eigentlich gebeichtet, und ich bin überhaupt willens das ganze Beichtweſen abzuſchaffen.

Zensdorf. (wankend.) Das wollen Ihro Durchlaucht thun? Ach, ich alter Mann habe über ſechzig Jahre gebeichtet und ſoll nun nicht mehr beichten — —

Adolf. Ich will es Ihnen ja nicht wehren und will es keinem wehren. Aber ich denke, es ſollen ſo wunderviel nicht ſeyn, die darauf beſtehen.

Zensdorf. (die Hände gen Himmel.) Herr Jeſus, deine Beichte ſoll abgeſchaft werden; nun wirds an dein Abendmahl auch wohl kommen — nimm doch meinen Geiſt auf!

Adolf.

Adolf. (verdrüßlich.) Was ſagen Sie damit? Schämen Sie ſich! Wo hat Jeſus die Beichte befohlen? Der Aberglaube hat' ſie aufgebracht — die Gewinnſucht erhält ſie. Sie hat nur ein einziges Argument für ſich — das Beichtgeld . . .

Hier ſtolperte der alte Zensdorf fort. In der Thür beſann er ſich noch, drehte ſich um, machte eine ſtumme Verbeugung, ſtolperte weiter und ließ ſich gradeswegs zum Generalſuperintendenten fahren.

Adolf. (zu Rothen hernach.) Nun habe ich den Alten böſe gemacht und es iſt mir ſchon wieder leid. Unſre Sachen waren ſo gut eingelenkt und ich hatte mich gedrehet und gewunden, und wir wären gewis gut auseinander gekommen. Mit einemmale vergaß ich mich und machte durch ein Paar Worte alles wieder ſchlimm. Hernach ward er albern, und ich hitzig. Inzwiſchen wäre ich auch nicht im Stande, jemals weiter ſeine Salbaderei anzuhören. Und ſo iſt's von dieſer Seite eben ſo gut, wenn er nie wieder zu mir kommt. Da fällt mir aber ein, daß er ſagte, er käme von der Prinzeſſin Anne. Was mag er doch bei dieſer machen?

Rothe. Er ſoll ſeit einiger Zeit faſt täglich bei ihr ſeyn.

Adolf. Der alte Zensdorf?

Rothe. Ja, ich weiß es zuverläßig.

Adolf. Was macht er aber bei ihr?

Rothe. Die Prinzeſſin hat ihn zum Proſeliten angeworben.

Adolf. (ſchlägt die Hände zuſammen.) Nun, das iſt ja zum Lachen! Das iſt auch wahrhaftig das Beſte für ihn, daß er mit der alten Tante fleiſſig Betſtunde hält. Das kann man ihm laſſen. Hm! über das Aennchen!

Rothe. Die Proſelitenmacherei ſoll aber, wie ich höre, noch weiter gehen ...

Adolf. (lächelnd.) Sie ſcherzen doch?

Rothe. Gewis nicht; es ſollen noch viel andre aus der Stadt zum geiſtlichen Klub bei der Prinzeſſin ſich halten.

Adolf. (ernſthaft.) Das wäre arg.

Rothe. Man hat mir ſogar ſagen wollen, daß verſchiedene Geiſtliche dabei geſehen worden.

Adolf. (heftig.) Nun, einen ärgern Streich könnte mir die alte Fee nicht ſpielen, als wenn ſie mir hier noch ſolchen Unfug anfinge!

Alles, was Rothe dem Fürſten referirt hatte, war mehr denn zu wahr. Die Prinzeſſin Anne, welche der weiſe und tolerante Adolf

nicht

nicht nur in ihrem Betſtundenweſen, ſondern auch in ihrem ganzen übrigen Weſen ungeſtört, ja ſogar unbeobachtet gelaſſen hatte, kam, ſobald ſie durch ihre Kundſchafter von den Religionsgrundſätzen, welche der regierende Herr hege und der Erbprinz annehmen ſollte, vollſtändiger benachrichtigt worden war, auf einen ganz ſonderbaren Einfall. Sie fand nehmlich eine auſſerordentliche Schickung Gottes darin, daß ſie grade um dieſe Zeit im Lande ſeyn müſſe, und betrachtete ſich als das Rüſtzeug, welches Gott auserwählt habe, dem Naturaliſmus und der Freigeiſterei, welchen nun recht feierlich Thüre und Thor geöffnet werden ſollten, ſich mit aller Macht entgegen zu ſtellen. Ihre Lebensgeiſter wurden hiedurch noch einmal ſo in Rege geſetzt, daß ſie dieſen Einfall ihrem Kaplan mittheilte, der ihn auf der Stelle für eine göttliche Eingebung erklärte. „Man findet dis mehrentheils, ſetzte ſelbiger hinzu, daß Gott dergleichen Anſtalten trift, um die reine, ſeligmachende Lehre nicht verdrängen zu laſſen. Auf der einen Seite machen Menſchen Anſtalten hiezu, und auf der andern müſſen Menſchen Gegenanſtalten machen. So kam grade um die Zeit, als die gottloſen Socinianer, welche das vollgültige Verdienſt Chriſti leugnen, ſich auszubreiten anfingen, das

Herrnhutiſche Völklein erſt recht empor, das einzig und allein in Jeſu Wunden und Seitenhöhle ſeine Seligkeit ſucht. Dieſes iſt recht eigentlich dazu von Gott geſendet, um den verruchten Socinianern Einhalt zu thun, Grenzen zu zeichnen und an Gottes ſtatt zuzurufen — bis hieher ſollt ihr kommen, und nicht weiter. Da nun Höchſtdieſelben, als eine ſo religiöſe und fromme Dame, grade auch um dieſe Zeit hier im Lande ſind, zu welcher die Freigeiſterei recht unter öffentlichem Schutz allhier um ſich greifen ſoll: ſo iſt kein Zweifel, daß Gott Ihro Durchlaucht dazu auserkohren habe, dis nach allen Ihren Kräften zu verhindern. Und da vollends Höchſtdieſelben ſelbſt auf dieſen Gedanken gerathen ſind: ſo iſt mehr denn zu ausgemacht, daß irgend ein Engel, den Gott ausdrücklich an Sie abgeſchickt, Ihnen denſelben im Traum unter den Fus gegeben und offenbaret habe. Der regierende Fürſt eines Landes neigt ſich znm Unglauben, läßt ſeinen Erbprinz dazu erziehen und bringt ihn dadurch zuverläßig auch unter ſein Volk — — und — eine Prinzeſſin aus demſelben Fürſtlichen Hauſe empfängt von Gott den Beruf, ſich mit ihrer Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit im Stillen dagegen zu ſetzen — — erwägen Ihro Durchlaucht einmal, welch ein

hei=

heiliger Beruf dis ſei! Und niemand kann dis auch beſſer bewirken, als Sie. Höchſtdieſelben dürfen nur erlauben, daß jedermann in unſre geiſtlichen Stunden und Andachtübungen kommen möge, wer da wolle. So ſollen Sie einmal ſehen, was für ein Zulauf ſeyn werde. Ich ſelbſt habe ſchon von manchem Bürger gehört, daß er gern dabei wäre, und die Kutſcher haben mir das nehmliche geſagt. Auch gibt es hier einige unter den Geiſtlichen, die ſehr für die gottſeligen Zuſammenkünfte nach unſrer Art ſind. Lieſſen ſich's Ihro Durchlaucht vollends etwas koſten — (ringt die Hände.) Höchſtdieſelben haben ſich's ja wohl eher Gotte zu Ehren etwas koſten laſſen — ſo könnte es nicht fehlen, daß wir bald bei Hunderten beiſammen ſeyn wollten.“

Dieſem zufolge ging nun die gottſelige Werbung an. Ein öffentliches Schild auszuhangen wagte man nicht; der Kaplan aber nahm es auf ſich, die Sache mit Enthuſiaſmus im Stillen zu betreiben. Er wendete ſich zuförderſt an die Nachbarn nebenan, gegenüber und hintenheraus, denen das alltägliche Singen zu Ohren kam, und lud ſie in die andächtigen Zuſammenkünfte ein. Hernach machte er ſich an die Handwerker, welche für die Prinzeſſin arbeiteten,

ten, und an die Krämer, die ihr die Waaren lieferten. Unter alle dieſe Leute verſchenkte er eine groſſe Menge von ſchwärmeriſchen Büchern, welche dazu hinreichend waren, ihnen den Grad von Verſtandesverrückung zu geben, deſſen ſie bedurften. Bald ward es zum Geſetz gemacht, daß, wer für die Prinzeſſin arbeiten wollte, auch ihre Erbauungsſtunden beſuchen müſſe. Man bezahlte dafür dieſe Leute wacker; und diejenigen Kaufleute, welche zum geiſtlichen Klub kamen, empfingen ihre Rechnungen über Waarenlieferungen ohne allen Abzug bezahlt, ſie mogten Preiſe ſetzen, welche ſie wollten. Wo der Kaplan von einer armen Familie hörte, da beredete er die Prinzeſſin Anne, daß ſie die Kinder derſelben kleiden lieſſe; und die Bedingung dabei war allemal, daß die Eltern ihren Privatandachten beiwohnen mußten. Ebenſo, wo jemand krank war, der nichts an ſich wenden konnte, ward ihm auf Koſten der Prinzeſſin Arzt, Chirurgus und Apotheker gehalten; wogegen er ſich nach erlangter Wiedergeneſung verbindlich machen mußte, zum heiligen Conventikel zu kommen. Auch beträchtliche Almoſen an baarem Gelde und ſogar Vorſchüſſe wurden denjenigen gereicht, welche ſich zu Proſeliten angaben. Bei ſo an-

ſehn-

ſehnlichem Handgelde konnte es nicht fehlen, daß die Heiligenwerbung gut von ſtatten ging. Die kleine Auserwähltenzahl wuchs ſchnell zu einigen Kompagnien an, und es fehlte dem Kaplan nun blos noch an einigen Helfershelfern, um das Bataillon vollzählig zu machen. Auch dieſe fand er an einigen Geiſtlichen der Reſidenz, welche lange ſchon mit dem heiligen Unſinn, den ſie predigten, den Beifall ihrer vernünftigern Mitbürger verfehlt hatten. Dieſe ſchlugen ſich theils aus Schwärmerei, theils aus Beutelſchneiderei zu ihm, und löſeten ihn ſogar in ſeinen heiligen Amtsgeſchäften zuweilen ab. Jeder derſelben brachte einige Fleiſcher, Pfefferkuchenbecker, Schuſter und Schneider aus ſeiner Parthei mit zur Gemeine der Heiligen. Bald ward das Verſammlungszimmer zu klein, und Prinzeſſin Anne ließ es nun noch zweimal ſo viel erweitern. Da hielt dann nun bald ſie ſelbſt, bald ihr Kaplan, bald einer der Stadtgeiſtlichen den ſerafiſchen Vortrag. Zuweilen machte auch wohl ein Schuſter oder Becker den Seraf, ſobald er zu erkennen gab, daß er ſich inſpirirt fühle. Es war faſt unglaublich, wie dieſe Art von Schwärmerei und geiſtlicher Narrheit um ſich grif. Das Fleckfieber, wenn es in die Reſidenz gedrungen wäre, hätte in ſo kurzer Zeit nicht ärger überhand

hand nehmen können. Binnen vier Wochen gab es keine Gaſſe und kein Gäßchen daſelbſt, wo nicht Frömmler wohnten. So, wie die Glocke der Erbauungsſtunden ſchlug, ſah man ſie bald einzeln, bald familienweiſe nach dem Palais der Prinzeſſin Anne ziehen; da dann alle häuslichen Arbeiten und alle bürgerlichen Berufsgeſchäfte derſelben liegen blieben. Die Geiſtlichen ſowohl, als die übrigen Honoratioren wurden oft von der gottſeligen Anne zur Tafel gezogen, wo es ihnen ſamt und ſonders noch beſſer zu behagen ſchien, als im Andachtſaal. Endlich hörte der alte Zensdorf hievon und hielt es auf der Stelle für einen Antrieb des heiligen Geiſtes, mit der alten Prinzeſſin gemeinſchaftliche Sache zu machen. Er erzählte ihr die ſchrecklichen Entdeckungen, welche er ſchon in vorigen Zeiten bei häufigen Unterredungen mit dem Fürſten über ſeine eigne und Theodors künftige Religion gemacht habe, weiſſagte dem ganzen Lande die fürchterlichſten Strafgerichte Gottes, welche nothwendiger Weiſe daſſelbe deshalb treffen müßten, und ſetzte hinzu, daß alle chriſtliche Lots jetzt noch zur höchſten Zeit ſich vereinigen müßten, durch ihr anhaltendes Gebet das neue Sodom zu erretten. Nun ſtieg der pietiſtiſche Enthuſiaſmus der Prinzeſſin auf das höchſte.

Sie beſchloß, das Bataillon des Frommen wenigſtens zu einem Regiment zu vermehren, ernannte ſich ſelbſt zum General darüber und den alten Zensdorf zum Oberſten, der es kommandiren ſollte. Die ganze ſchwärmende Geſellſchaft empfieng von ihr den Nahmen der Fünfwundenleute. Die Mutterloge und Hauptverſammlung derſelben ſollte nach, wie vor, in dem Palais der Prinzeſſin ſelbſt bleiben, und hieß die Loge zu den heiligen fünf Wunden Jeſu. Auſſer derſelben ſollten auch noch zwölf Tochterlogen und Unterkonventikeln in den Häuſern der vornehmſten Mitglieder geſtiftet werden, von denen die eine zum Blute Jeſu, die andre zu den Nägelmahlen Jeſu, und noch eine andre zur Seitenhöhle Jeſu benannt ward, u. ſ. w. Der alte Zensdorf war in ſeiner Anwerbung unermüdetthätig und über ſeine eigne Erwartung glücklich. Er hatte noch immer viel Anhang unter den Räthen und Hofbedienten von ſeinem Alter und machte auch verſchiedene von dieſen zu Proſeliten. So ſtand die Sache der Heiligen; ſo war alles in der vollkommenſten Gährung, und ſo wimmelte die Reſidenz ſchon von Fünfwundenbrüdern und Fünfwundenſchweſtern, als Fürſt Adolf erſt davon Nachricht erhielt.

Schmidt

Schmidt fand nehmlich, als er von dem Landhauſe mit dem Erbprinz zurückkam, ſeine Frau ganz und gar verändert. Das ſonſt ſo heitre, redſelige Weib ging wie vor den Kopf geſchlagen, ſprach wenig, ſeufzte viel und ließ in ihrer Wirthſchaft alles buntüber gehen. Lief er gegen Mittag oder in den Nachmittagsſtunden im Vorbeigeſchicktwerden etwa an ſein Haus mit heran: ſo traf er ſie nicht. Kam er am ſpäten Abend zu ihr zurück: ſo ſas ſie noch über den Büchern. Forderte er weiſſe Wäſche, ſo hatte ſie keine fertig; beklagte er ſich, daß die Stube ſo unreinlich ausſehe, ſo erwiederte ſie ihm, daß ſie dazu keine Zeit habe und daß den Reinen alles rein ſei. Schmidt war ein gutmüthiger Menſch. Er hielt ſeine Frau anfangs für krank; hernach glaubte er gar, daß ſie von Sinnen kommen könne und ward darüber ſehr traurig. Rothe, dem er ſeine Leiden klagte, gab ihm Urlaub auf einen ganzen Tag zu Hauſe zu bleiben. So, wie es des Morgens neun Uhr ward, nahm ſeine Frau einige Bücher unter den Arm und ging fort. Schmidt fragte ſie, wohin ſie gehe; ich gehe zu Gott, antwortete ſie ihm und ließ ſich nicht halten. Nun glaubte er gar, ſie wolle ſich erſäufen. Er ſchlich ihr von weitem nach und ſah ſie in das Palais der Prin-

zeſſin

zeſſin durch eine Hinterthüre eingehen. Kurz, ſeine Frau war während ſeiner Abweſenheit von der Stadt eine Fünfwundenſchweſter geworden, und einer ſeiner Nachbarn entdeckte ihm die ganze Geſchichte. Mittags kam ſie wieder nach Hauſe und querlte ihm ſtatt der ganzen Mahlzeit in aller Eil eine Suppe zuſammen, die er nicht eſſen konnte. Er ſtellte ſie liebreich darüber zur Rede; worauf ſie auffahrend erwiederte: Wenn du nicht ſo ein eitler Weltmenſch wäreſt, ſo würdeſt du dich ſättigen mit dem Brod des Lebens und deinen Durſt ſtillen an den heiligen fünf Wunden Jeſu . . . „Was willſt du denn von mir, gute Frau, verſetzte er ſanftmüthig; ich bin ja ein ehrlicher Mann und laſſe mir's für dich und deine Kinder ſauer werden, und du haſt gute Zeit bei mir, und die Herrſchaft iſt mit mir zufrieden. Findeſt du aber etwas Böſes an mir, ſo ſag mir's doch; damit ich es ablegen und mich beſſern könne." Da fiel ſie ihm weinend um den Hals und geſtand ihm, daß es ihr ein ganz unausſprechliches Leiden verurſache, wenn ſie bedenke, daß ſie erleuchtet und bekehrt ſei, im Stande der Gnaden ſtehe, und eine Erbin des ewigen Lebens ſei; er aber in ſeinen Sünden ſo hingehe und einmal ewig verdammt und verlohren ſeyn werde. So ſag mir doch nur meine Sünden,

erwiederte er ihr. „Ach, verſetzte ſie, da kannſt du recht ſehen, was für ein Unbekehrter du noch biſt, weil du nicht einmal weißt, wie gros deine Sünden ſind. Sieh, von dem Haupte an bis zu den Fußſohlen iſt nichts geſundes an dir: lauter Striemen und Eiterbeulen, die dir deine Sünden ſchlagen. Nur durch ſeine Wunden mußt du heil werden. In ſeine Seitenhöhle mußt du dich retten, wie das Täublein in die Felslöcher ſich rettet, wenn der Reiher nach ihm ſtößt. Durch ſein Blut mußt du rein werden von allen deinen Sünden. Du mußt von deiner Ichheit ganz zur Nichtichheit gelangen, dir ganz ableben und abſterben, nur eine Raupe, eine Made, eine Milbe in deinen Augen ſeyn und nur Chriſtum liebhaben.“ Schmidt ließ ſie lange ſo fortſchwatzen und machte ſie recht treuherzig. Da kam denn alles zum Vorſchein, was er nur zu wiſſen verlangte. Sie erzählte ihm, daß ſie ſich ewig der Stunde freue, in welcher ſie durch ihren lieben Herrn Beichtvater unter die Zahl der Auserwählten und Kinder Gottes aufgenommen worden ſei; daß ihr, als ſie zum erſtenmal zu den heiligen fünf Wunden Jeſu gekommen, nicht anders zu Muthe geworden ſei, als wenn ſie in das Paradies und in den dritten Himmel verſetzt würde; daß ſie aber ſeit einiger

Zeit

Zeit wieder ſehr unruhig ſei, ſchwere Träume habe und zu nichts in ihrem Hauſe Luſt empfinde, und daß ihr lieber Herr Beichtvater, als ſie ihm dis anvertrauet, darauf erwiedert habe, daß dis daher komme, weil ihr Mann noch ſo in ſeinen Sünden fortlebe, und daß ſie nicht eher werde wieder ruhig werden, bis ſie auch ihn bekehrt habe. Hierauf drückte ſie ihren Mann an ihr Herz und flehte ihn bei ſeiner ewigen Seligkeit, daß er ſich doch auch bekehren, in die Geſellſchaft der Kinder Gottes treten und mit ihr zu den heiligen fünf Wunden Jeſu gehen mögte. — Schmidt ließ ſich noch allerlei erzählen, was in den heiligen fünf Wunden vorgehe, verſprach ihr, die Sache in Ueberlegung zu ziehen, bat ſie, ſich bis dahin zu beruhigen und erzählte gleich Tags darauf die ganze Geſchichte an Rothen; der anfangs ſeinem Fürſten nur einige Winke davon gab, bald hernach aber alles ausführlich berichtete.

Adolf war ein ſehr toleranter Fürſt. Seinetwegen konnte jeder glauben, was er wollte, ohne daß er deshalb ein Arg auf ihn hätte. Gleich vom Antritt ſeiner Regierung an hatte er jeder Sekte, wenn ſie ihm ſonſt nur gute Bürger zuführte, freie Religionsübung in ſeinem Lande verſtattet. Der Segen, den er dadurch geſtif-

tet, war in die Augen fallend und gros. Profeſſioniſten und Künſtler, Fabrikanten und Manufakturiſten aller Art begaben ſich von Zeit zu Zeit in ſeinen Staat, brachten ihre Wiſſenſchaften und Reichthümer dahin mit, baueten ſich daſelbſt an und verſetzten das Land in einen immer blühendern Flor. Tauſendmal pflegte er deshalb zu ſagen, daß kein ſichereres Mittel ſei, einen verarmten Staat binnen zwanzig Jahren wieder zu Wohlſtande zu bringen, als — allgemeine Toleranz; weil der Menſch kein gröſſeres Gut kenne, als ſeinen Glauben, und keine gröſſere Glückſeligkeit, als öffentliche Ruhe und Sicherheit bei ſelbigem, und weil dieſe letztere noch in ſo wenig Ländern für alle und jede zu haben ſei. So tolerant aber der weiſe Adolf auf allen übrigen Seiten war: ſo intolerant war er gegen offenbare und ſinnloſe Schwärmerei. „Was ſoll ich mit unklugen Menſchen in meinem Lande, pflegte er zu ſagen, wenn er auf dieſes Kapitel kam. Sollen ſie mir etwa meine geſcheuten Unterthanen auch ungeſcheut machen? Schwärmer ſind träge und faul; wenn ſie nur beten und ſingen, denken ſie; dadurch geſchieht aber nichts; wer mein Bürger ſeyn will, muß arbeitſam und fleiſſig ſeyn.“ Er fuhr deshalb heftig auf, als

er

er den pietiſtiſchen Unfug, welchen ſeine gottſe- lige Tante trieb, ſo in ſeinem ganzen Umfange vernahm.

„Das hätte ich ſollen ahnden, ſprach er, als ich die Andächtelei der alten Sibille erblickte. Ich dachte aber bei mir ſelbſt, laß ſie vor ſich gaukeln und haſeliren, wie ſie will; verzehrt ſie doch Geld in deiner Reſidenz und befördert da- durch Nahrung und Gewerbe deiner Bürger. Und ſo hätte ſie meinetwegen ſechs Kaplane be- ſolden und täglich ſechsundzwanzig Bet-Erbau- ungs- und Andachtübungen halten mögen. Aber daß ihre Gaukeleien hier um ſich greifen ſollten, das hätte ich nicht gedacht. Ich habe ſo viel Jahre lang daran gearbeitet, daß ich dieſem ver- dammten Unweſen ein Ende machte, und — die ſoll mir es in ſechs oder acht Wochen wieder in vollen Schwung bringen? So wahr ich Fürſt bin — das Neſt ſoll zerſtöhrt werden! Nah- rung hat ſie ſollen unter meine Bürger verbrei- ten, aber nicht Narrheit. Die ſoll mir nicht einem Theile meiner Unterthanen die Köpfe ver- rücken, und wenn ſie darüber erzböſe würde und wieder zum Lande hinausginge. Welch eine wahre Seuche dis andächtelnde Weſen ſei, ſieht man nun abermals aus dem unbegreiflichen Zu- lauf, den dieſe alte Schwärmerin hat. Und

wie daſſelbe eine Seele, die es ergreift, herab- ſpanne und zu allem Guten träge mache, beweiſet Schmidts Frau, die ſonſt ein ſo wackeres, arbeitſames und häusliches Weib geweſen iſt. Fürwahr, ich muß dafür ſorgen, daß meinen Bürgern die Weiber nicht verdorben werden. Auf dieſe hat das alberne Weſen noch mehr Einflüſſe, als auf die Männer, weil ihre Geſchäfte gröſtentheils nicht an die Stunde gebunden, ſondern ihrer Willkühr überlaſſen ſind. Statt, daß ſie das Haus reinigen und die Küche und Kinder beſorgen ſollen, lauffen ſie dann in die Erwekkungsſtunden; und ſtatt, daß ſie den Spinnrocken, oder den Strickſtrumpf in die Hand nehmen, oder waſchen und flicken ſollen, ſitzen ſie über den andächtigen Büchern. Dadurch wird aber wahrhaftig das Haus nicht rein, die ſchwarze Wäſche nicht weiß und des Mannes Latz, den er auf der Arbeit zerriſſen hat, nicht wieder ganz. Ich glaube noch, daß das wohl ein recht überdachter und künſtlichangelegter Plan habe ſeyn ſollen, daß man ſich mit der Proſelitenwerbung an Schmidts Frau gemacht hat. Daß es durch ſie auf ihren Mann gemünzt ſei, iſt nun ſchon erwieſen. Aber ob man nicht dumm genug geweſen ſei, zu glauben, daß durch dieſen hernach wieder auf Theodorn etwas bewirkt wer-

den

den könnte — dafür wette ich nichts. (fängt an herzlich zu lachen.) Rothe, wenn das ſo wäre? Wahrlich, man kann ſich die Einfälle nicht albern genug denken, die in die Seele einer alten Betſchweſter kommen können. (wird wieder ernſthaft.) Schmidt ſoll nun morgenden Tages gleich mit zu den heiligen fünf Wunden Jeſu gehen, damit ich alle und jede erfahre, welche da beiſammen ſind, und auch von allem, was ſie da eigentlich vornehmen, vollkommene Wiſſenſchaft erlange. Alsdann werde ich die derbeſten Maasregeln nehmen, daß die ganze Proſelitenmacherei ein Ende mit Schrecken nehme."

Ehren Schmidt nahm alſo Tags darauf ganz treuherzig ſein Weiblein, das man ſchon gefangen geführt hatte, bei der Hand und wanderte mit ihr zu den heiligen fünf Wunden. Die ſelbſt betrogene Frau empfand unterwegs wohl recht herzliche Freude darüber, daß nun wieder einmal ein **ungläubiger Mann** durch ſein **gläubiges Weib** ſelig werde. Nicht weniger freueten ſich alle verſammlete Fünfwundenleute darüber, als ſie ihn mit ſeiner Frau in den Erbauungsſaal angetreten kommen ſahen. Prinzeſſin Anne machte vor allen den längſten Hals, ziſchte dem alten Zensdorf etwas ins Ohr und hatte darauf die ſchweſterliche Herablaſſung, die

Frau Schmidt dafür zu embraſſiren und ihr zur Bekehrung ihres Mannes von Herzen Glück zu wünſchen. Schmidt war genau inſtruirt, ja alle mögliche Kontenance zu halten; damit die Abſicht ſeiner Gegenwart in dem Auserwählten-chor nicht zu früh errathen werde. Er war nicht im Stande, die Menge Menſchen zu überzählen, welche er vorfand. Das konnte er aber beim erſten Blick berechnen, daß wenigſtens drei-viertel derſelben **Weiber** wären. Adolf hatte dis gleich vorhergeſagt und auch wohl hinzugeſetzt, daß die ganze Auserwähltenſchaar **aus lauter Weibern** beſtehe. Der alte Geheimerath Zensdorf war als Heiligenobriſt allein dadurch ausgezeichnet, daß er dicht neben der Prinzeß Generalin ſas. Alle übrigen ſaſſen ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechts durch einander her. Schmidt zählte ſechs Geiſtliche aus der Stadt, welche darunter waren. Alle erſchienen ſie in ihrem Ornat. Neben dem einen von ſelbigen ſas ein Schornſteinfeger, auch in ſeinem Ornat. Verſchiedene fürſtliche Räthe und Bediente waren gleichfalls da. Nicht wenig ſtutzte aber Schmidt, als er auf einer der Hinterbanken auch eine von Ulrikens Hofdamen erblickte, die über ſeinen Anblick noch mehr, als er über den ihrigen, zu ſtutzen ſchien.

Sie ſuchte ſich ſorgfältig vor ihm zu verbergen; er überzeugte ſich aber unſtreitig davon, daß ſie es ſei. Uebrigens befanden ſich Leute aus allen Ständen daſelbſt; ſogar waren einige Bauerweiber aus dem Dorfe da, wo der alte Zensdorf ſein Guth hatte. Luſtig war es, zu ſehen, wie auch verſchiedene Peruckenmacher, ihre Puderbeutel unter dem Arm, und einige Barbierer, den Scheerbeutel auf dem Schoos, da ſaſſen. Der alten Matronen waren weit mehr, als der jüngern; und von den ſämtlichen Fiſch- Kraut- und Butterweibern der Stadt fehlte auch nicht eine einzige. Kurz vorher, ehe die Erbauung anhub, wurden Schmidten die dabei gewöhnlichen Geſang- Gebet- und Andachtbücher überreicht und geſchenkt, und Prinzeſſin Anne ſchrieb in jedem derſelben ihren Nahmen auf das erſte Blatt und Zensdorf den ſeinigen auf das hinterſte Blatt. — —

Einige Lieder, die von Blut und Wunden, Seitenhöhle und Nägelmahlen wimmelten, in denen aber übrigens nicht der geringſte geſunde Menſchenverſtand war, machten den Anfang der gottſeligen Unterhaltung. Der alte Zensdorf machte dabei den Kantor, und zwiſchen jedem Liede war knieend und ſtill gebetet. Die Prinzeſſin Anne gab zum Anheben und Aufhören

mit Beten durch ihr eignes Niederfallen und Wiederaufſtehen das Signal. Sie ſelbſt las alsdann zuförderſt etwas aus Jakob Böhmen vor; worauf wieder geſungen ward. Hernach trat der alte Zensdorf hin und las an einem Pult eine eigene Ausarbeitung her; die dismal von der wunderbaren Direktion Gottes handelte, daß grade zu einem Zeitpunkt, wo der Saame des Unglaubens recht unter öffentlicher Autorität ausgeſtreut werde, das Häuflein der Auserwählten ſo einträchtig bei einander ſeyn müſſe. Am Ende derſelben ermunterte er die Kinder Gottes, **ihre Beilage ja zu bewahren bis ans Ende**; und wenn ſie auch darüber ſollten leiden müſſen. Hierauf folgte abermals ein Singſang. Sodann knieete ein Stadtgeiſtlicher hin und betete ein Gebet aus dem Herzen, worin er Gott über die ſo unausſprechlichſchnelle Vermehrung ſeiner wahren Kirche in dieſem ihm geweihten Saale pries, ihm die nunmehrige Zahl der Glieder derſelben herrechnete und die kühne Bitte in voller Zuverſicht an ihn that, daß er das Herz des Erbprinzen ſo regieren mögte, daß derſelbe endlich dennoch, aller liſtigen Anläufe des Teufels an ihn ungeachtet, zu ihnen ſich geſellte. Nun war eine Stille, und man wartete, ob nicht dieſem oder jenem der Geiſt

etwas

etwas eingeben werde, das er noch mittheilen müſſe. Darauf erhub ſich ein Schuſter und redete eine halbe Viertelſtunde in den Tag hinein, ohne daß Schmidt eigentlich erfahren konnte, was er wollte. Nach dieſem fühlte ſich ein Fiſchweib und ſodann ein Butterweib begeiſtert und ſchüttete ſich aus. Jene raſete über die Wiedergeburt und dieſe über den bevorſtehenden jüngſten Tag. Zulezt ward nochmals geſungen und knieend gebetet. Als Prinzeſſin Anne ſich erhub, machte ſie noch bekannt, daß nach einigen Tagen die erſte Tochterloge zum Blute Jeſu in dem Hauſe der Frau Wulf, einer Krämerin, eröfnet und von ihr ſelbſt eingeweiht werden ſolle; da ſie denn hoffe, daß die übrigen eilf auch binnen vier Wochen zu Stande gebracht ſeyn ſollten. Beim Auseinandergehen brachte ein Kammerdiener Schmidten die Erlaubnis, der Prinzeſſin Anne ſogleich aufzuwarten.

Schmidt, der die Inſtruktion hatte, alles zu thun, that auch dis. Die Prinzeſſin empfing ihn mit einer ganz auſſerordentlichen Leutſeligkeit, beſchenkte ihn reichlich, beſeufzte den Unglauben des regierenden Herrn und machte es ihm ganz auſſerordentlich zur Pflicht, alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſei, um den Erbprinz, wenn er mit ihm allein wäre, auf andre

Ge=

Gedanken zu bringen. Schmidt gedachte ſich dadurch aus der Sache zu ziehen, daß er ihr erwiederte, wie es ein = für allemal bei ihm die Einrichtung ſei, daß er nicht eher reden dürfe, bis er gefragt werde, und auch nicht mehr, als worüber er befragt werde. „O, verſetzte ſie, das wirſt du ſchon zu machen wiſſen. Jenen Befehl haben dir Menſchen nur gegeben; dieſen gibt dir Gott durch mich. Du mußt Gotte mehr gehorchen, als den Menſchen. Fürchte dich nicht vor Menſchen; Menſchen können dir nur den Leib tödten. Gott aber kann dir Leib und Seele verderben bis in die unterſte Hölle. Und das geſchieht dir nun auch, wenn du des Herrn Willen weißt und nicht thuſt. Dein Leib und Seele fahren in die unterſte Hölle, wenn du nicht den Prinz zu bekehren ſuchſt. Thuſt du dis aber, ſo wird dein Lohn gros ſeyn, und du wirſt ein Kind des Allerhöchſten ſeyn. Denke nicht, lieber Schmidt, daß du nur ein armer Lakei ſeiſt. Sieh, das Verachtete vor der Welt hat Gott erwählt. Seine Kraft wird in dir Schwachen mächtig ſeyn. Gott macht es immer ſo, daß er die gröſten Handlungen durch geringe Leute bewirkt; damit man recht ſehen möge, daß er es ſei, der ſie bewirkt. Denke an die Apoſtel, welche ſo viel Fürſten und Könige belehrt haben;

waren

waren ſie nicht Leute aus den niedrigſten Ständen? Alſo habe guten Muth! Es hat ſchon mancher Lakei mit groſſen Herren machen können, wie er gewollt hat, und — dabei war Gott immer mit im Spiel. Ich verſpreche dir nach meinem Tode auch ein anſehnliches Legat. Geh nun nach Hauſe und bete den ganzen Tag; denn mit Gebet mußt du die groſſe Sache anfangen. Und dann komm morgen wieder und ſag mir, wie dir nach dem Beten ſei. Alsdann will ich dir mancherlei Einſchläge geben, wie du die Sache anzufangen habeſt. Ich will unterdeſſen auch beten ohne Unterlaß, damit mir der Geiſt dazu Weisheit ſchenke."

Schmidt war froh, daß er von ihr kam. Es war ihm bei dem Gerede ſo angſt und ſo brühwarm geworden, daß ihm der Schweiß vor der Stirn ſtand. Prinzeſſin Anne hatte dis bemerkt und daraus geſchloſſen, daß Gott ihr Gnade dazu gegeben, ſein Herz zu bewegen, weil der Geiſt bei ihm allbereits auf den Schweiß getrieben. — Schmidt ging, ſtatt nach Hauſe, nach Hofe, meldete ſich und mußte dem Fürſten in Rothens Gegenwart ſogleich alles ausführlich erzählen. Adolf erſtaunte, und erſtaunte immer mehr, je länger er zuhörte. Bei der Menge

der

der Frömmlinge fing ſein Erſtaunen an; bei Nennung der vornehmern unter ſelbigen wuchs es; bei den Sticheleien auf ihn in Zensdorfs Abhandlung und bei dem Gebet des Geiſtlichen des Erbprinzen wegen wuchs es noch mehr; bei Erwähnung der Hofdame ward es übergros; und bei dem referirten unſinnigen Auftrage der alten Prinzeſſin an Schmidt ſprang es beinahe über. — —

Adolf. (zu Schmidt.) Nun, es iſt gut; ich danke euch für eure Treue gegen mich. (zu Rothen hernach, als Schmidt fort war, auf die Erde ſtampfend.) Blutige Naſen ſoll es eher nach einigen Tagen geben, als eine Loge zum Blute Jeſu! — — Rothe, was ſagen Sie nun? Kann man ſich auch wohl etwas ſo toll vorſtellen, wie es wirklich oft geſchieht? Wahrlich, es hat mich zum Theil geahndet, und ich habe es Ihnen vorhergeſagt; aber eine ſo entſetzliche Unbeſonnenheit und Dummdreiſtigkeit gegen einen meiner Lakeien hätte ich der alten Betſchweſter doch nicht zugetrauet. Und der alte Zensdorf — — — das iſt die Rache für die Unterredung! Was für ein alter, braver, wackerer Diener er mir war! Hilf Himmel, was für ein Satan iſt doch der blinde Religionseifer, wenn er den Leuten in die Köpfe fährt! Ich glaube, dieſer

Mann,

Mann, der ſich ſonſt für meine Ehre aufgeopfert hätte, könnte ſich jetzt für die misverſtandene Ehre Gottes gegen mich vergehen . . . Und der betende Geiſtliche — — — im Ernſt, der Menſch muß verrückt ſeyn. Und das Hofdämchen — — — ha, wie ſoll das heute noch ſpringen! Sehen Sie nun wohl auch die Anlage durch, welche durch dieſes gemacht worden ſeyn mag? Rothe, mir fällt hier etwas ſchwer auf's Herz — Sie ſind mein beſter Freund, ich will es Ihnen vertrauen. Meine Gemahlin kommt mir ſeit kurzem ſtiller vor, als ſonſt. Ich habe kein Arg darauf gehabt, aber nun fällt mir's auf. Ich habe ſie ſeit einigen Tagen immer leſend gefunden und nicht darauf geachtet; nun iſt mir auch dis mit einem male verdächtig. Wenn das ſo der Plan wäre, durch Schmidt den Prinz, und durch die Hofdame ſeine Mutter mir zu verführen! Und wahr und wahrhaftig er iſt's! Je toller, kann man wohl hier ſagen, deſto wahrer. Leute von der Art glauben alles; Leute von der Art wagen alles. Eben darum, weil ſie alles glauben, iſt ihnen oder vielmehr in ihren Augen, auch alles möglich. Sie gehen einmal von der Ueberzeugung aus, daß ſie zur Ehre Gottes handeln, und ſo mag es Edelmuth oder Frevel ſeyn, was ſie vorhaben, ſo heften ſie ſich

feſt

feſt daran. Unglücklicher Weiſe greifen ſie noch obendrein zum Gebet, bringen dadurch ihr Blut in heftigere Wallung, gehen nun blindzu auf Vollbringung aus und — vollbringen wirklich durch ihren Enthuſiaſmus oft Dinge, von denen ſich ein ſtillgeſetzter und ruhigdenkender Mann nicht hätte träumen laſſen. — — (wie vor ſich.) Ulrike, du biſt ein vortrefliches Weib, — ja bei Gott das biſt du! Aber du biſt auch weichmüthig, empfindſam, warm, wie die edlern Weiber alle ſind. Deine Religioſität kenne ich; allein deine Einbildungskraft kenne ich auch. Wenn es möglich wäre! Wenn es möglich wäre! (wieder an Rothen ſich wendend.) Hofrath, Biedermann — das wäre ein Druck an meinem Leben! Das hielte ich nicht aus. Verruchter, verdammter hätten die Andächtler, welche ich für ſo dumm hielt, ihre Sachen nicht anfangen können. (wieder vor ſich.) Doch, ich kenne ja auch die Macht, welche ich über ſie habe, und die mir ihr edles Herz ſelbſt ſo freiwillig zugeſtanden hat. Hat ſie mir nicht geſtern unter der Laube davon noch Beweiſe genug gegeben? Wenn alſo auch wirklich in ihrer Seele etwas wäre, das ſie vor mir verborgen hielte: ſo wird es mir doch nicht ſchwer fallen, ſie dahin zu bringen, daß ſie es mir entdecke; und wenn auch

wirklich ſchon irgend eine von jenen ſchwärmeriſchen Ideen ihr wichtig geworden wäre: ſo wird es mir ebenſo wenig ſchwer werden, dieſelbe wieder zu entkräften und durch die reine Vernunft in ihrer vollen Unrichtigkeit darzuſtellen. Aber welch ein Glück, daß ich noch ſo ganz zu Anfang gleich dazwiſchen kommen kann! —— Rothe, aber es iſt doch erſtaunendviel, daß ſolcher offenbarer Unſinn in ſo kurzer Zeit ſo um ſich greifen kann und in meinem Lande noch gleich ſo viel Liebhaber findet. Iſt das die Nation, zu deren Aufklärung ich zwanzig Jahre hindurch ſo viel that? Ich dachte, wie weit ich damit gekommen wäre; wie weit bin ich denn eigentlich nun? O wie mich das verdrießt und ſchmerzt! Wahrlich, es iſt Wahrheit — **die Menſchen lieben die Finſternis mehr, als das Licht.** Aber was iſt's — **meine Prieſter ſind Schuld daran.** Sie ſollen eigentlich die Aufklärer ſeyn; aber ſie widerſetzen ſich lieber jeder Aufklärung, die vorwaltet. Was mich das ärgert, Rothe, was mich das nun ärgert, daß ich vor zwanzig Jahren nicht gedacht habe, wie heute! Ich bin zu ſäuberlich mit den Knaben umgegangen. Es kommt aus dem zu leiſe gehen bei der Sache fürwahr nichts heraus. Aber nun ſoll mir auch Gott helfen, daß ſie anders werden, und ich will

kurz Federleſen mit ihnen machen. Der alte Pabſt ſoll mir nicht länger dabei zuwider ſeyn, oder er iſt der erſte, der ſich empfiehlt. — Was zu thun mit der ganzen Pietiſterei? Ernſt muß gebraucht werden, das ſehe ich. Und was ich thun will, muß bald geſchehn. Ich will darüber kurz mit mir ſelbſt zu Werke gehn. Laſſen Sie mich allein."

Adolf war kaum eine halbe Stunde allein geweſen, als ihm plötzlich der Tod des Generalſuperintendenten gemeldet ward. Zensdorf hatte eigentlich denſelben beſchleunigt. Dieſer hatte den alten Mann durch ſeine Erzählung von bevorſtehender Abſchaffung der Ohrenbeichte, die er ihm ſpornſtreichs gemacht, gleich beim Eintritt zu ihm ſo heftig alterirt, daß ſelbiger auf der Stelle den Schwindel bekommen hatte. Nachher hatte er ihn durch Mittheilung ſeines ganzen gehabten Geſprächs mit dem Fürſten wieder in eine ſeinen Jahren ganz ungewöhnliche Rage gebracht; daß alſo der alte Mann von einer äuſſerſten Erſchütterung zur andern, von einer gänzlichen Herabſpannung zu einer ihm unerträglichen Hinaufſpannung aller ſeiner Seelenkräfte, und zwar nicht ſchrittweiſe fortgeſchlichen, ſondern ſprungweiſe

weiſe übergeſchnellt worden war. In dieſer letz-
tern Situation ward er von Zensdorf ſitzen ge-
laſſen, rief ſeinen Famulus, diktirte ihm eine
Vertheidigung der Ohrenbeichte, ſtrengte ſich da-
bei viel Stunden hinter einander über ſeine Kräf-
te an, erſchöpfte ſich und — ſchlief ein, ohne
wieder aufzuwachen. In der ganzen Stadt ver-
breitete ſich ſogleich mit der Nachricht von ſei-
nem Tode auch eine Erzählung dieſer Umſtände;
die aber allerdings, wie alle Erzählungen, ver-
ſchieden cirkulirte; ſo, daß einige behaupteten,
der Generalſuperintendent ſei an der Ohren-
beichte geſtorben; und andre wieder, er ſei am
Beichtgelde geſtorben. Adolf, als er hörte,
daß er todt ſei, ſprach: Es war ein alter Mann
— Gott habe ihn ſelig!

Hatte der Fürſt in der halben Stunde vorher
ſeinen Plan ſchon halb entworfen gehabt, ſo war
er nun auf der Stelle ganz damit fertig. Der
Kabinetsprediger ward ſogleich gerufen, und
Adolf ernannte ihn zum neuen Generalſuperin-
tendenten. Dieſer Mann gehörte zu den Edel-
ſten ſeines Ordens und machte ſeinem Stande
wahre Ehre. Er war nicht nur ein ſehr edelden-
kender Mann, ein vortreflicher Moraliſt in
Lehre und — Leben; ſondern er hatte auch die
ausgebreiteteſte theologiſche Lektüre, und — was

noch mehr war — hatte auf derſelben ſein eigenes freies Forſchen und Nachdenken erbauet. Dis war freilich nur das Einzige, was ihn von vielen andern übrigens auch recht gelehrten und braven Generalſuperintendenten unterſchied; aber es machte ihn dennoch zu einem ganz unendlich von ihnen verſchiedenen Mann. Er hatte alles geleſen, geprüft, benutzt; allein man konnte mit Recht von ihm ſagen, daß ſeine ganze eigentliche Religion ſeineigen, ſelbſtgedacht, ſelbſtgebaut, ſelbſtvollendet, war. Unter allen Gedanken, welche dazu gehörten, war kein einziger, der etwa ſo blos unter den übrigen mitdurchliefe. Alle, ſo viel ihrer waren, hatte er ſie wenigſtens tauſendmal eingeſchmelzt und ſo lange davon geſchmelzt und geſchieden, bis das pure, lautere Gold davon übrig geblieben war. Einige noch ganz beſondre Eigenſchaften machten ihn zu einem der ausgezeichneteſten Geiſtlichen ſeines Zeitalters. Er verband nehmlich mit der Wahrheitsliebe die Beſcheidenheit, mit der Freiheit im Denken die Behutſamkeit im Reden, mit dem unauslöſchlichen Haß gegen Aberglauben und Vorurtheil die Schonung des Volks, und mit ächter Religioſität den Hof. Es gewährte ein ſehr reines menſchliches Vergnügen, wenn man ſich mit ihm über einen Gegen-

ſtand des Glaubens und der Theologie unterredete. Jenen pflegte er den Kern der Theologie und dieſe die Schale des Glaubens zu nennen. So, wie er darüber zu reden anfing, war es nicht anders, als ginge für die, welche ihn hörten, ein Licht um ſie her auf; aber es war kein urplötzlich daherblitzender, blendender Lichtſtrom, ſondern ein ſanfter, angenehmer Lichtſtrahl, der funkenmäſſig aufſprühte und allgemach flammigter ward, dem Auge aber bis ans Ende erträglich blieb. Und ſo wie er aufhörte zu reden, war es, als wenn alle ſeine Zuhörer ſagen wollten — nun iſt's Tag! Er war ein Ausländer, hatte mit Rothen zugleich ſtudirt und war von dieſem an Adolf empfohlen worden. Adolf wußte gleich nach der erſten Entrevüe, wen er an ihm habe, und deſignirte ihn auf der Stelle im Herzen zum Nachfolger des alten Generalſuperintendenten. Der Mann war jetzt ſo beſcheiden, daß er die Stelle nicht annehmen wollte; Adolf aber drang in ihn, daß er ſie annehmen mußte, und unterredete ſich mit ihm über die vorhabenden Reformen über vier Stunden. Keinen zu ihm ſich beſſer ſchickenden Sachverſtändigen hätte er dabei finden können, als ihn. Er goß keineswegs ſein Oel noch in Adolfs Feuer, ſondern wußte daſſelbe durch ſeine reine Vernunft und

durch ſchnelle Ueberſicht der geſamten Folgen jedes wichtigen Schritts in mäſſiger Glut zu halten, und zu verhindern, daß es hohe verzehrende Flamme ſchlüge. In Anſehung des ſo um ſich greifenden Pietiſmus aber fand Adolfs ganzer ſtarker Plan ſeinen Beifall. Thauwaſſer, ſprach er, das ſich allmählich auf dem Erdboden ſammelt, läßt man ſich ſelbſt einziehen, oder leitet es ſacht ab; aber — einem wilden daherbrauſenden Strom muß man Damm und Wall und alle Art von Gewalt entgegenſtellen, ehe er das ganze Land erſäuft.

Adolf. (zu Rothen, weit ruhiger, als vorher.) Nun habe ich den gefunden, den ich ſuchte. Nun ſoll's vorwärts gehen. — Rothe, es iſt ganz unendlichviel daran gelegen, wenn Aufklärung in einem Lande Platz finden und ſich verbreiten ſoll, daß der erſte Geiſtliche in ſelbigem ein ſelbſtdenkender Kopf ſei. So hat er nicht nur nichts dagegen, wenn der Fürſt auf nützliche Reformen fällt, ſondern er fühlt die Nothwendigkeit derſelben noch eher, als der Fürſt, und bringt dieſen auf ſie. Er, der die Sache freilich beſſer verſtehen muß, entwirft alsdann die Plane dazu, und ſo werden die Plane vollkommener, ausführbarer, zweckerrei-

reichender. Die Geiſtlichkeit, deren Vorgeſetzter er einmal iſt, ſchmiegt ſich dann beſſer unter die klügern Neuerungen, und wird durch ſein Anſehn und durch ſein Beiſpiel doppelt aufgefordert, auch ihrerſeits zur Beförderung derſelben alles beizutragen; dahingegen ſie ſich Mann für Mann dagegenſtellen, und das Volk zuſammenpoltern, wenn ihr Ephorus ein Mann iſt, der mit ihnen zugleich für jedes alte kirchliche Herkommen eifert. Unter dieſem darf ſich nicht einmal ein ſubordinirter Geiſtlicher es merken laſſen, wenn er ja klüger dächte, als er. Gleich ſind ſonſt in der ephoriſchen Seele Neid, Eiferſucht und Verfolgungsgeiſt rege, die ſich unter dem Mantel des Eifers für die Reinigkeit der Lehre verbergen, wie der Scharfrichter, ehe er zu köpfen beginnt. Ein aufgeklärter erſter Geiſtlicher hingegen ſchämt ſich ſeiner unaufgeklärten Mitbrüder und Mitarbeiter am Wort, und benutzt jede Gelegenheit, ſein Licht auch ihnen mitzutheilen und dadurch noch allgemeinwohlthätiger zu machen. Wenn dann die Geiſtlichen eines Landes ſammt und ſonders, oder doch gröſtentheils auf der Kanzel etwas kluges reden: ſo hört das Volk etwas kluges und wird dadurch auch klüger. Sie bereiten alsdann das Volk unvermerkt zu nützlichen Reformen vor,

und erleichtern dem Fürſten, der aufklären will, ſeine Arbeit unausſprechlich; da im Gegentheil ſie es dem Fürſten platterdings unmöglich machen, irgend eine derſelben wunſchmäſſig durchzuſetzen. Und dis beruht denn alles nur auf dem einzigen Umſtande, ob der erſte Geiſtliche ein Selbſtdenker oder Nachbeter, ein Mann mit oder ohne Kopf iſt. Sehen Sie rings um uns alle Länder an; wie der Superintendent in ſelbigen: ſo das Siſtem, ſo die Religion, ſo die Liturgie, ſo die Schulen. Mit den alten Ephoren, Inſpektoren und Superintendenten iſt ſelten etwas anzufangen. Als ſie ſtudirten, da war noch keine Aufklärung in der Religion. Sie haben alſo all das alte Weſen ſo gelernt, wie es damals gelehrt ward, und haben's hernach eine lange Reihe von Jahren hindurch ebenſo wieder gelehrt, wie ſie es gelernt hatten. Nun glauben ſie es ihrer eignen Ehre ſchuldig zu ſeyn, dabei beharren und es im Anſehen der Wahrheit erhalten zu müſſen. Was in aller Welt wäre das für eine Demüthigung für eine Hochwürdige Magnificenz von ſechzig oder ſiebenzig Jahren, wenn ſie hintreten und eingeſtehen ſollte, daß das, was ſie ein Drittel- oder Halbjahrhundert hindurch mit ſo vieler Zuverſicht und mit ſo ſichtbarer Erbauung dem Volke vorgetragen, unbe-

ſtimmt,

ſtimmt, unerwieſen, überall falſch und unnütz geweſen ſei? Iſt dis auch wohl eine Zumuthung, welche man ſo infalliblen Männern thun ſollte? Ein alter Hauptpaſtor und Superintendent, der nun bald ſeine Schuhe und Strümpfe auf ewig weglegen wird, ſoll von jungen Leuten noch etwas lernen, die noch in den Kinderſchuhen liefen, als er ſchon lange im Amte war; ſoll von ihnen ſich eines beſſern überzeugen laſſen und zu ihnen ſagen, ihr habt Recht, ihr verſteht euch beſſer auf die Religion, als ich? Scherz bei Seite, lieber Rothe; man weiß es ja, wie es durchgängig ſchwer hält, daß die Alten von ihren einmal angenommenen und ſo lange gehegten Meinungen, Moden, Denk- und Vorſtellungsarten abgehen ſollen; und am allerſchwerſten hält dis bei den mehrſten alten Theologen. Ihre alten Moden und Meinungen hangen einmal alle zu feſt zuſammen; wenn ein Artikel ihres Siſtems wankt, wanken immer fünf, ſechs andre mit. Mithin ſind ſie auch wider die allergeringſte Veränderung und Reform. Die vorbereitenden Ideen fehlen ihnen auch; ihre ganze Seele müßte gleichſam einen neuen Gang einſchlagen und ganz von vornan wieder anfangen zu denken. Wie kann man dis von ihnen verlangen? oder vielmehr,

wie kann man von Leuten verlangen, daß ſie auf ihre alte Tage noch anfangen ſollen, zu denken, die noch nie gedacht haben? Denn wahrhaftig, die Alten haben doch gröſtentheils nicht gedacht, ſondern nur nachgeſprochen. Das Denken war ja ſchier Sünde bei ihnen; das arme Dienſtmädchen, die Vernunft, durfte ja nicht ein Wörtchen dagegen mukſen, was die gnädige Frau, der Glaube, einmal befohlen haben ſollte. Die Alten dachten nach — das heißt, ſie dachten ebenſo wieder, und nach, was ihre Väter ihnen vorgedacht hatten; das wahre Nachdenken aber iſt dis, daß man unterſucht, ob die Väter recht gedacht hatten, wie ſie dachten. Ein gewiſſes heiliges Vorurtheil war allerdings ſchon allein im Stande, dis edlere Nachdenken zu verdrängen und zu unterdrücken. Ich glaube in der That, daß es menſchliche Seelen gibt, die jeden Zweifel, jede bloſſe weitere Nachfrage, ob das auch ſo wahr ſei, was man ſie von Kindheit an zu glauben gelehrt hat, für unerlaubt und ſündlich halten. Man hörte z. E. daß man ſich auf die Bibel beriefe — und ſo legte man ſich gleich die Hand auf den Mund. Niemand ſetzte dem Anſehen der Bibel ſelbſt die Schranken, welche ſelbiges doch einmal haben muß, weil alles ſeine

Schranken hat; ja man prüfte nicht einmal, ob man ſich auch mit Recht auf die Bibel beriefe und ob das darin wirklich befindlich ſei, was man in ihr zu finden glaube. Trägheit und Faulheit hinderten aber das edlere Nachdenken gewis noch weit mehr, als es durch jenes heilige Vorurtheil gehindert ward, hinter welchem man ſich oft nur verbarg. Und dis iſt noch der gewöhnliche Fall. Mit jenem Nachdenken oder **blos Ebenſodenken, wie andre gedacht haben**, iſt man gleich fertig und hat weiter keine Beſchwerde davon, das edlere Nachdenken aber, das **wahre** Nachdenken iſt eine ſaure Arbeit, erfordert viel Anſtrengung des Geiſtes, und läßt wenig Zeit übrig zu Gaſtereien, Picniks und Kränzchen. Das behagt denn nun den wenigſten Geiſtlichen, und noch weniger ihren Ephoren. Dieſe halten allzuoft ihre überſtandenen Schul- und Univerſitätsjahre nur für diejenigen, in welchen es ihnen Pflicht war, zu ſtudiren, und betrachten ihre Amtsjahre, als die, in welchen ſie **blos genieſſen und die Früchte ihrer erlangten Studien beſtens einſammlen und gemächlichſt verzehren** ſollen. Thue ich ihnen unrecht, ſo will ich's ihnen öffentlich abbitten; aber betrachten Sie ſie nur einmal der Reihe nach . . . Aus Faulheit ſind ſie oft blos gegen

alle

alle Reformen in der Religion; ſie denken, ſie mögten ſich den Kopf dabei zerbrechen; ſie wollen nicht arbeiten, und doch ſind ſie allerdings die, welche dabei am meiſten arbeiten müßten; ſo laſſen ſie lieber alles fein bei dem Alten. Dennoch begehen ſie den Widerſpruch und behaupten auf der andern Seite ihr Recht, allein uns reformiren zu dürfen. Wenn auch unter den ſubordinirten Geiſtlichen hier und da noch ein rühriger Mann iſt, der die Mängel der Kirche durchſieht und nur den gröbſten und auffallendſten ganz ſo vor ſich und ohne alles Geräuſch abhelfen will: ſo ſoll er für ſeinen beſſern Verſtand und Willen einen Wiſcher verdient haben; weil er in die Gerechtſame des Superintendenten und der Konſiſtorien einen reſpektwidrigen Eingrif gethan. Er ſoll warten, bis dieſe unter öffentlicher Autorität die Reformen ſelbſt treffen; und doch fällt es ihnen nie ein, Hand daran zu legen . . . Rothe, läßt ſich etwas ärgers von ephoral- und konſiſtorialdeſpotismus denken? Hierüber habe ich mich mit dem alten Pabſt, Gott habe ihn ſelig! mehr als zehnmal überworfen. Ich konnte ihn nicht dahin bringen, daß auch nur die Liturgie würdiger, für unſer Zeitalter ſchicklicher, dem Geiſte des Chriſtenthums angemeſſener und deutſcher eingerichtet

richtet würde. Es ſollte immer geſchehn und geſchah nicht. Deſſen ungeachtet las er einigen jungen Geiſtlichen, die die Unſchicklichkeiten, Unchriſtlichkeiten und Undeutſchheiten in den gewöhnlichen Formularen der Agende fühlten und milderten, über jedes ausgelaſſene oder abgeänderte Wort im Konſiſtorium den Leviten, und der ewige Mediusterminus, aus dem er den Leviten las, war der, daß kein ſubordinirter Geiſtlicher dergleichen Auslaſſungen und Abänderungen eigenmächtig unternehmen dürfe. Nicht einmal die ganz erbärmlichen eingeführten Kollekten, deren Verfaſſer doch ſelbſt öffentlich bekennen, daß ſie nur für die einfältigen Pfarrer gemacht wären, durften gegen klügere vertauſcht werden. Das komme ihm nur zu, behauptete er, andre Kollekten zu machen, und — doch machte er keine andre. In dem Kirchengebet präſentirte er dem Weltſchöpfer, vor dem ich, meine Gemahlin und mein Sohn drei Johanniswürmer unter den übrigen **nicht leuchtenden** Würmern ſind, alles meines Gegenredens ungeachtet drei Durchlauchtigkeiten. Mancher kluge und fromme Geiſtliche, der ſich beſſer auf's Gebet verſtand, ließ dies fade Cerimoniel weg; aber die Wiſchereien und Konſiſtorialnaſen darüber hatten nicht

eher

eher ein Ende, bis ich mit eigner Hand das dreifache Durchlaucht ausſtrich. Ich bin ſehr für Subordination; ſie iſt die wahre Stütze der Ordnung in allen Ständen. Aber ſie kann nicht Statt finden, wenn die Vorgeſetzten nicht auch auf ihrer Seite ihre Inſpektion gehörig verrichten. Dieſer ihr erſter, weſentlicher Beſtandtheil iſt aber dis, daß man ſolche Verfügungen von Zeit zu Zeit treffe, daß die Subordinirten nicht gezwungen werden, gegen die Subordination zu handeln. Wo keine ſolche vollkommene Inſpektion iſt, da kann man auch keine vollkommene Subordination fordern. Allerdings ſollte kein untergeordneter Geiſtlicher eigenmächtig Abänderungen und Reformen treffen; ſondern das Konſiſtorium ſollte dis nur thun. Aber wenn nun das Konſiſtorium dieſes nicht thut und auch die allernothwendigſten Abänderungen nicht macht, wie ſoll ſich der aufgeklärtere, edlere ſubordinirte Geiſtliche verhalten? Soll er bei allem ſeinem Gefühl, daß er Unſinn ſpricht, bei allen Erfahrungen, daß dadurch die Religion in den Augen vieler Menſchen nicht nur weniger ehrwürdig, ſondern ſogar lächerlich werde, dennoch aus Subordination blos fortfahren, den Unſinn zu ſprechen

und

und die Religion dadurch noch immer kraftloſer, verſpotteter und lächerlicher zu machen? Die Aufklärung hat einmal um ſich gegriffen; es iſt unmöglich daß der Geiſtliche verlangen könne, daß man während ſeiner Amtshandlungen auf dieſe Verzicht thun und ſich in die Unwiſſenheit und Barbarei des vergangenen Zeitalters, in welchem Agende und Formulare fabricirt wurden, zurückſtimmen ſoll. Mithin muß er entweder ſeine Amtshandlungen dem Geiſte unſerer aufgeklärten Zeiten gemäs einrichten, oder er muß ſich's gefallen laſſen, daß wenn er tauft, trauet u. ſ. w., die Leute dabei ſtehen und Geſichter ſchneiden, die Naſen rümpfen, die Köpfe ſchütteln, die Achſeln zucken, ſpötteln, lächeln u. ſ. w. Da werden nun ſeine heilige Amtshandlungen wahrhaftige Gaukelei, und da ſtiftet die Religion einen ſaubern Segen. Muß ihn alſo ſein Gewiſſen nicht zwingen, Abänderungen zu machen, wo ſie ſchlechterdings nothwendig ſind und die Konſiſtorien ſie nicht machen? — Woher aber die Saumſeligkeit, die Ungeneigtheit der Konſiſtorien, Reformen zu bewirken? — Abgerechnet den Fall, daß Fürſt und Konſiſtorium nicht einerlei Religion ſind — liegt nicht die Schuld davon allein an den erſten Geiſtlichen, welche Mitglieder der Konſiſtorien ſind, und deren

ren Meinung die weltlichen Mitglieder derſelben in Religionsſachen nur beizupflichten pflegen? Sind jene nun unbiegſame Anhänger des alten, blos darum, weil es alt iſt, wie kann man von dieſen erwarten, daß ſie nicht um ſo mehr ihnen beiſtimmen werden, da ſie als Juriſten überhaupt ſchon gewohnt ſind, alte Vorſchriften, Verordnungen und Geſetze für unverletzlich zu halten und in ihrem Fache ſo ſelten Neuerungen und Verbeſſerungen eintreten ſehen! Durchgängig werden Sie finden, daß die mehrſten Juriſten an ſich ſchon in Religionsſachen auf der Seite der alten Orthodoxen ſind! Zu der Urſache davon, welche ich eben angegeben habe, kommt auch dis noch, daß die wenigſten von ihnen ſich den Kopf durch philoſophiſche Studien erhellen. Sie lernen und treiben ihren juriſtiſchen Schlendrian und halten dieſen für wundervollkommen und unverbeſſerlich; und ſo ſind ſie auch ſehr dafür, daß es in Religionsſachen bei dem theologiſchen Schlendrian bleibe. Wäre der erſte Geiſtliche ein aufgeklärter Mann: ſo könnte er ihnen die Köpfe zurechtſetzen; aber da liegt der Fehler — und darum iſt an keine wichtigere Schritte in Religionsverbeſſerungen in einem Lande ſo lange zu denken, als jenes nicht der Fall iſt. — Ich will ja ſehr gern zugeben,

ken, daß mancher alte Oberſtgeiſtliche ſich gegen alle Veränderungen aus einer wirklichen Art von Ueberzeugung auflehne, die er durch Routine erlangt hat. Nachdem er nehmlich nun ein halbes Jahrhundert hindurch ſo gedacht, geglaubt und gelehrt hat, wie er denkt, glaubt und lehrt; ſo kommt es ihm völlig ſo vor, als wenn dis alles ſo wahr, und allein nur wahr und recht wäre, und er erblickt jeden auf dem Wege zum ewigen Verderben, der nun anders denken, glauben und lehren will, als er. Dieſer Glaube aus Routine macht ihn alsdann zu einem Eiferer aus Gewiſſenhaftigkeit gegen alle Reformen. Er iſt im Stande, ſich deshalb Glück zu wünſchen, daß er auch die geringſte Reform verhindern kann, und betrachtet ſich mit einer recht lebendigen Ueberzeugung für die ſtärkſte Stütze, auf welcher die chriſtliche in ſeinem Lande ruhet. Aber was iſt alle Gewiſſenhaftigkeit nütze, wenn man bei ihr ein Thor iſt? Wird das Gute einmal verhindert, ſo mag es aus Stolz, oder aus Faulheit, oder aus Glaubensroutine verhindert werden — genug es iſt verhindert, es iſt verlohren für ein ganzes Volk und für eine ganze Generation . . . Ich will nicht weiter unterſuchen, aus welcher von dieſen drei Urſachen vor-

zůglich mein alter Generalſuperintendent jeder kirchlichen Reform entgegen war. Es kann ſeyn, daß er auch gedacht hat, daß er die Hauptſtůtze der Kirche in dieſem Lande ſei, und daß dieſe bei ſeinem Tode knacken werde; ich habe aber keinen Knack gehőrt. Niemand kann ihm herzlicher die ewige Ruhe gőnnen, als ich."

Noch an demſelben Tage bekam die Hofdame, welche eine Fůnfwundenſchweſter war, den Abſchied. Ihre Entlaſſung geſchah ohne alles Geråuſch, und folgte unmittelbar auf eine lange geheime Unterredung Adolfs mit Ulriken. Von dem Inhalt der letztern ward nichts weiter bekannt, als daß der Fůrſt ſelbſt aus dem Zimmer ſeiner Gemahlin einen Arm voll Bůcher nach dem ſeinigen herůbergetragen und ihr eine Reiſe ins Bad in Geſellſchaft Theodors und Rothens vorgeſchlagen habe, die ſie auch Tags drauf ſogleich antrat.

Kaum war Ulrike zum Thore hinaus, ſo nahmen Adolfs Proceduren gegen den peſtmåſſig um ſich greifenden Pietiſmus den Anfang. Der Frau Wulf ward zufőrderſt bei tauſend Thaler Strafe unterſagt, die neue Loge zum Blute Jeſu in ihrem Hauſe errichten zu laſſen. Hierauf mußte der erſte Geheimerath zur Prinzeſſin Anne gehen und ihr bekannt machen, daß der regie-

rende Landesherr zwar nie etwas dagegen habe, ob ſie in ihrem Palais mit ihren Leuten täglich drei oder dreiundzwanzig Betſtunden halte; daß er aber mit äuſſerſtem Unwillen vernommen, wie ſie einen groſſen Theil ſeiner Bürgerſchaft aus allen Ständen und ſogar viele von ſeiner Dienerſchaft dabei an ſich gezogen und daß dis ſchlechterdings hiemit ein Ende haben ſolle; daß er ihr alſo die Wahl laſſe, ob ſie ſelbſt ihr Haus allen denen, welche nicht in daſſelbe gehörten, während der Erbauungsſtunden verſchlieſſen wolle, oder ob er auf jede erforderliche Art die Leute davon abhalten laſſen müſſe. Prinzeſſin Anne, als ſie dieſe widrige Zeitung vernahm, ward von allen Furien der Bigotterie und der Schwärmerei ergriffen. Sie tobte heftig und ſagte unter andern, daß ſie ſo etwas in ihrem Leben nicht gehört habe, daß man die Leute in den Uebungen der Religion und der Gottſeligkeit ſtören wolle; daß der Fürſt froh ſeyn ſolle, daß ſich bei dem immer mehr überhand nehmenden Unglauben noch ein ſo zahlreicher Haufe von ächten Chriſten auf dem alleinwahren Grunde erbaue, von welchem Jeſus Chriſtus der Eckſtein ſei, und daß ſie es ſich zum gröſten Gewiſſen machen müſſe, irgend einen Menſchen, er ſei wer er wolle, von ihren Verſammlungen abzu-

halten. Sie lieſſe, ſetzte ſie hinzu, dem Fürſten ſagen, er ſolle bedenken, was er thue, und dem heiligen Geiſt nicht widerſtreben: denn wer ihm widerſtrebte, würde über ſich ein ſchweres Urtheil empfangen. Der Geheimerath verſuchte alles mögliche, um ſie dahin zu bringen, ſich in Zeit und Umſtände zu ſchicken; ſie ward aber noch ungeſtümer und entließ ihn mit den Worten — ſeither kamen die Frommen nur zur Hinterthür herein, nun ſollen alle Thüren und Thorwege für ſie offen ſeyn. Es war, als lächelte Adolf, da er dieſe Antwort in Extenſo vernahm; man ſah es ihm aber an, daß ſein Lächeln Ausdruck des innigſten Unwillens sei, den er darüber empfand. Der Geheimerath mußte nochmals zu ihr gehen und ihr deklariren, daß er ſchlechterdings bei der Alternatife, die er ihr geſtellt, beharre, und daß ſie oder er der ganzen Hiſtorie ein Ende machen müſſe; weshalb er ſie bitten laſſe, für ihre Ehre zu ſorgen und das erſtere zu wählen. Kaum aber, daß ſie den Abgeſchickten wieder vor ſich ließ. Daraus wird nichts, erwiederte ſie; der Fürſt denkt wohl, er wolle wie Darius, das Beten verbieten, aber — alle Daniele kehren ſich nicht daran; ich laſſe ihm ſagen, er ſoll fleiſſig den zweiten Pſalm leſen und die erſten fünf Verſe

aus-

auswendig lernen. Der Geheimerath untert ſtand ſich kaum, dieſe Antwort zurückzubringen. Gut, erwiederte der Fürſt und ſchloß ſich mi= dem geweſenen Kabinetsprediger in ſeinem Zim= mer ein. Nach einigen Tagen hörte man fol= gendes gedrucktes Patent von allen Kanzeln ver= leſen werden und las es an allen öffentlichen Oertern der Reſidenz.

„Adolf, jetztregierender Fürſt dieſes Lan= des — allen ſeinen getreuen Unterthanen Liebe und Segen zuvor!

Daß ich es mit allen meinen Bürgern und Bauern gut meine, darüber kann ich mich vor Gott, vor meinem Volke ſelbſt und vor der gan= zen Welt auf meine Handlungen berufen. Aus eben dieſem Grunde hatte ich es mir gleich vom Antritt meiner Regierung an zur Pflicht gemacht, allgemeine Toleranz in Religionsſachen auszu= üben, und keinem, er ſei auch, wer er ſei, in Glauben und Glaubensübung hinderlich zu wer= den. Ein Grundſatz, den ich bis auf dieſen Tag befolgt habe und auch immer befolgen werde, weil ſeine Anwendung von den wohlthätigſten Folgen für mein Land geweſen iſt. Seit kurzem aber heben Pietiſmus, Frömmelei und Schwär= merei in meiner Reſidenz ihr Haupt wieder em=

 por.

vor. Nun weiß ich aus den vorigen Zeiten, wie dieſe fanatiſchen Ströme die Nation mit Aberglauben, Dummheit und Trägheit einſt überſchwemmt haben, und bin daher feſt entſchloſſen, wenn vernünftige Vorſtellungen nichts helfen, mit voller landesherrlicher Gewalt mich ihnen entgegenzuſetzen. Das Unheil, welches ſie ſtiften, iſt zu groß, als daß ich dazu ſchweigen könnte. Ich will gute, arbeitſame Unterthanen haben, und ſo muß ich auch aufgeklärte Unterthanen haben. Dumme, abergläubige, bigotte Menſchen ſind ſchlechte, unmoraliſche Menſchen. — Ich gebe allen meinen Unterthanen zu bedenken, daß ſie religiös ſeyn ſollen; daß aber das wahre Weſen der Religion nicht darin beſtehe, daß man blos ſinge und bete, den Kopf hangen laſſe und unter überſpannten Vorſtellungen des menſchlichen Elends alle menſchliche Heiterkeit verliehre und dadurch um nichts beſſer werde; ſondern darin — daß man aus Achtung für Gott alle ſeine Pflichten treu erfülle, dadurch täglich ein beſſerer Menſch werde und andern immer mehr Segen ſtifte; daß man thätig ſei zum Guten und darin nicht müde werde, Wittwen und Waiſen beſuche und ſich von der Welt unbe-

befleckt behalte. Dies iſt das beſte Singen und Beten; wer ſo betet und ſingt, der ſingt und betet noch weit mehr, als die heiligen Fünfwundenleute, denn — er ſingt und betet ohne Unterlaß. Zum übrigen Singen und Beten hat jeder in ſeinem eignen Hauſe Platz genug, und zum öffentlichen Beten und Singen ſind die Kirchen da, in welchen man vernünftige Erbauung und Erbauung mit Ordnung findet, die aber durch ſolche Winkelzuſammenkünfte den Leuten nur verleidet werden. — Ich gebe ferner allen meinen Unterthanen zu überlegen, daß an dem ganzen Weſen, welche Pietismus, Frömmelei und Schwärmerei treiben, weder etwas wahres, noch etwas gutes, und alſo überall nichts geſundes ſei. Jeder vernünftige Menſch ſollte ſich doch ſchämen, ſich durch ſolchen geiſtlichen Unſinn den Kopf verrücken zu laſſen. Hat uns denn Gott darum unſern geſunden Menſchenverſtand gegeben, daß wir ihn unter den Tiſch werfen ſollen? Hat er uns dazu die Religion gegeben, daß ſie uns verwirrt machen ſoll? Nur deutliche Begriffe, richtige Beſtimmungen und praktiſche Anwendung der Glaubenswahrheiten ſind des Menſchen würdig. Aber was empfängt man an deren ſtatt in der Loge zu den heiligen fünf

Wunden Jeſu? Nichts als Blůmeleien und Spielereien mit Gott und dem Heilande, nichts als einen Schwall von heiligen an ſich unbedeutenden Worten, die den Verſtand leer laſſen, die Fantaſie aber um ſo mehr mit ihren Bildern erhitzen. Die ganze chriſtliche Religion, wie ſie da geglaubt wird, iſt eine kindiſche Gaukelei. **Statt in die Wunden und Seitenhöhle Jeſu zu kriechen, wo gar kein Platz für ſo viel Leute iſt, — oder man müßte ſich den Leib Jeſu ſo groß und breit vorſtellen, wie die Paulskirche in London, —** gebe ich meinen Bürgern den Rath, **lieber wohlbedächtig die Lebens- und Leidensgeſchichte** Jeſu zu leſen, **und ihm hernach im Thun und Leiden recht ähnlich zu werden — — dis iſt das rechte Einkriechen in Wunden und Seitenhöhle Jeſu, das Einverleibtwerden in Jeſum, das Anziehen Jeſu,** wie die Apoſtel weit ſchicklicher ſich ausdrücken, die ſich doch gewiß beſſer auf die Sache verſtanden, als alle die heiligen Fünfwundeler zuſammen. Ich habe alle die Bücher ſelbſt durchgeblättert, welcher ſich dieſe bei ihren Erbauungen bedienen; aber es iſt doch auch nicht ein vernünftiges Buch darunter, ſondern lauter gedruckte fanatiſche Nonſenſe. So wenig wahres an dem ganzen

Fünf-

Fünfwundenweſen, wie es da getrieben wird: ſo wenig gutes. Auch nicht der geringſte Schritt zur Verbeſſerung des Herzens wird dabei gethan. Die Fünfwundenleute fühlen ſich ſchlecht — um ſchlecht zu bleiben. Sie tröſten ſich mit fremder Tugend, ſtatt daß ſie ſelbſt tugendhaft werden ſollten. Wird aber auch in aller Welt nur eine einzige böſe Leidenſchaft dadurch in uns ausgerottet, wenn ein anderer alle ſeine Leidenſchaften beherrſcht? Dieſe Fünfwundelei iſt alſo ein wahres **Faulbette, worauf grade die gottloſeſten Menſchen am weichſten liegen.** Dabei kann man müſſiggehen, Leute betrügen, freſſen, ſaufen und — — und getröſtet ſich hernach des Tröpfleins kleine, das auch die ganze Welt kann reine, ja gar aus Teufels Rachen frei, los, und ledig machen. Und dies iſt auch oft die ganze Sache bei der Frömmelei. Sie iſt bei vielen nur Heuchelei und Scheinheiligkeit. Entweder man hat locker gelebt und will nun allen Heiligen die Füſſe küſſen, wie dis auch der Fall wohl bei mancher gottſeligen alten Dame iſt; oder man lebt noch locker und will dis mit dem Mantel der Bigotterie bedecken. Und das allerböſeſte, was das ganze fanatiſche Weſen ſtiftet, iſt dis, daß die Leute dabei endlich gar

ſtolz werden, ſich wirklich heilig und weit beſſer dünken, als andre, und im Himmel einmal obenan zu ſitzen hoffen; da ſie doch weit ſchlechter ſind, als andre, und einmal im Himmel an der Thüre ſtehen werden, weil ſie nur fromm empfindelt und geandächtelt, aber nicht fromm gedacht und gethan haben. — — Ich gebe endlich allen meinen Unterthanen zu beherzigen, daß es ihnen doch wohl daran gelegen ſeyn müſſe, in der Welt vorwärts kommen und im bürgerlichen und häuslichen Wohlſtande leben zu wollen. Daran iſt nun aber bei dem andächtelnden und pietiſtiſchen Unweſen gar nicht zu denken. Nicht nur wird der dritte Theil des Tags in den Erbauungsſtunden ſelbſt zugebracht, ſondern die Leute werden durch dieſe auch auf die übrigen zwei Drittheile träge, laß und faul gemacht. Alle Kräfte werden herabgeſpannt — alle Luſt zur Handthierung vergeht. Keiner meiner Bürger ſollte es auch ohne mein Widerrathen zugeben, daß ſeine Frau eine Fünfwundenſchweſter wäre, denn ſeine ganze Oekonomie geht von Stundan den Krebsgang. Eine **Fünfwundenſchweſter** zur Frau haben, oder eine **Kaffeeſchweſter** zur Frau haben, iſt einerlei. Beide laufen tagtäglich aus dem Hauſe, bringen täglich viele Stunden von ihrer

Wirth=

Wirthſchaft entfernt zu, und thun auch nichts wenn ſie zu Hauſe ſind. Was hilft es dem Manne, wenn er ſich's noch ſo ſauer werden läßt, noch ſo viel arbeitet und erwirbt, wenn er eine Frau hat, die ſich um ſein Hausweſen wenig oder gar nichts bekümmert, das Erworbene nicht zu rathe hält und alles buntüber gehen läßt? Wie kann dis aber anders ſeyn, wenn ſie vom Hauſe ſo viel abweſend iſt, oder, falls ſie auch zu Hauſe iſt, in Jakob Böhmen lieſet? Wer ſoll ihm unterdes die Küche beſorgen? Wer über Knechte, Mägde und Arbeitsleute, wenn dergleichen im Hauſe ſind, die Aufſicht führen? Wer ſeine und ſeiner Kinder Kleidung und Wäſche berathen? Wer über Reinlichkeit im ganzen Hauſe wachen? Wer die Kinderaufſicht und Kinderzucht betreiben? Wer, wenn weiblicher Verkehr und Handel, Kauf und Verkauf ſtatt findet, hiezu Hand anlegen? Wer die ganze innere Wirthſchaft machen? Ich fürchte mit Recht, daß mancher meiner Bürger die traurigen Folgen von der Fünfwundenſchaft ſeines Weibes ſchon allenthalben in ſeinem Hauſe erblicken werde; und wenn dis auch nicht wäre, ſo würde er ſie noch erblicken. Darum ſollen ſich alle und jede wohlmeinend von mir rathen laſſen, ihre Weiber aus Liebe zu ihren eigenen Kindern und

zur

zur Wohlfart ihres eigenen Hauſes von der Frömmlergeſellſchaft und Gauklerverſammlung abzuhalten. Wäre es nun gar, daß mancher Mann ſamt ſeiner Frau zugleich nach derſelben hinliefe: ſo ſollen doch meine Bürger um Gottes willen überlegen, was daraus werden ſoll, wenn die Weiber das Erworbene nicht mehr zu Rathe halten und die Männer auch die Arbeit und den Erwerb verſäumen. Kann das Ende ſolcher Andächtelei und Schwärmerei etwas anders für die meiſten alsdann ſeyn, als der Bettelſtaab? Müſſen nicht alle und jede, wer ſie auch ſind und wie viel ſie auch haben mögen, damit zurückkommen? Und wenn es ſchon für ein **Weib** Schande iſt, albern zu ſeyn: iſt es nicht dreifache Schande für einen **Mann**? Wer ein Mann iſt, ſollte ſich doch blutroth ſchämen, ſich den Kopf voll Fratzen ſetzen zu laſſen und heilige Grimaſſen zu ſchneiden. **Fürchte Gott, thue Recht, ſcheue niemand — bete und — arbeite — —** ſo denken **Männer**, und nur ſolche Männer erkenne ich für meine Bürger. Die haben Brod und Segen, Glauben und Verſtand, Mark im Gehirn und Mark in den Nerven und Knochen, und können Feuer löſchen, wenn's brennt, und Frau und Kinder aus den Flammen tragen, und Dämme bauen, wenn

Waſ-

Waſſersnoth entſteht, und den Teufel austreiben, wo er ſich ſehen läßt. — — Ich habe noch das Vertrauen zu meinen Unterthanen, daß ſie dieſen meinen väterlichen Vorſtellungen Gehör geben und ſich nun ſelbſt zu Ehren des geſunden Menſchenverſtandes und aus Achtung für die wahre Religion von der Fünfwundenverſammlung zurückziehen werden. Allen und jeden aber, die ſich hiedurch nicht dazu bewegen laſſen wollen, verbiete ich als Fürſt hiemit fürs erſte nachdrücklichſt, ſelbige fernerhin zu beſuchen, und hoffe auch noch von dieſen, daß ſie es an dem bloſſen Verbot genug werden ſeyn laſſen; widrigenfalls ich mit gröſter Schärfe ſie zu behandeln und ihre Kopfkrankheit durch die ſtrengſten Mittel kuriren zu laſſen mich gezwungen ſehen würde. Die Prinzeſſin Anne Durchlaucht mag mit ihren Leuten ſo viel Andächtelei treiben, als ſie will — das ſteht ihr frei; aber meinen Leuten und meinen Bürgern ſoll ſie mir nicht die Köpfe verrücken. Gegeben ꝛc. ꝛc.“

Die Publication dieſes Patents machte viel Eindruck. Alle Diener des Fürſten, welche ſeither dem Annenklub beigewohnt hatten, zogen ſich von ihm zurück und die ganze Heiligengeſellſchaft ward um die Hälfte geſprengt. Prinzeſſin

Anne weinte darüber bitterlich, und der alte Zensdorf weinte in ihre Thränen mit. Das Regiment der Frommen ſah nun einem Feldregiment ähnlich, das aus der Bataille zurückkommt, bei der es in hitziger Aktion geweſen iſt. An öffentliche Rekrutirung war nun nicht zu denken. Man ward alſo darüber einig, ganz im Stillen zu werben und noch mehr Handgeld zu geben. Hiebei bewies ſich beſonders die vom Hofe entfernte Hofdame geſchäftig, die Anne auf der Stelle in ihre Dienſte aufgenommen hatte, weil ſie dieſelbe als eine Märtirerin betrachtete. Dieſe ging den ganzen Tag umher, durchſtrich beſonders die kleinen Winkelgaſſen und kroch in den elendeſten Hütten herum, wo ſie für Brod, Kleidungsſtücke, Betten, Hausgeräth uud baare Münze viel Bekehrungen ſtiftete. Die Leute in den unterſten Ständen wußten, daß ihnen Adolf nichts nehmen könne; Anne aber gab ihnen; folglich fanden ſie kein Bedenken, das fürſtliche Verbot zu übertreten. Adolf erfuhr dies alles bei guter Zeit. Er freute ſich über die Eindrücke, welche ſein erſtes Patent gemacht hatte und ließ ſogleich ein zweites ganz kurzes darauf erfolgen, worin jedermann bei Karrenſtrafe unterſagt ward, der Fünfwundlergeſellſchaft im Palais der Prinzeſſin fer-

ner beizuwohnen. Bei Erſcheinung deſſelben zitterte und bebte alles, und die Prinzeſſin Anne und ihr Kaplan entſchloſſen ſich zu einem dreitägigen Gebet; worauf ihnen der Geiſt eingab, daß ſie ſich in die Zeit zu ſchicken und die Heiligenzuſammenkünfte in der Nacht anzuſtellen hätten. Dies geſchah und gab noch zu mehrerm Unfug Anlaß. Man hörte bald von Nachtſchwärmereien, Lüderlichkeiten und Diebereien. Adolf hatte hierauf nur noch gewartet. Er ſtellte nun Wachen an allen Eingängen des Palais der Prinzeſſin, welche den ſtrengſten Befehl hatten, jeden, der in daſſelbe eingehen wolle, ſcharf zu examiniren und keinen einzulaſſen, als wer in ſelbiges gehöre. Da war plötzlich der ganzen Fünfwundelei ein Ende gemacht. Die Prinzeſſin ward über das ihr wiederfahrne Maltraitement ſo aufgebracht, daß ſie auf der Stelle einpackte und die Reſidenz verließ. Sie zog — zu dem alten Zensdorf auf ſein Gut; und als Adolf dis vernahm, ſprach er herzlichlachend — das hat ſie gut gemacht; es iſt beſſer, daß ſie ſelbſt ging, als daß ich ſie gehen heiſſen mußte; den alten Zensdorf ſollte ſie ſich nur noch antrauen laſſen.

Als Ulrike aus dem Bade zurückkam, hatte man des ganzen Heiligenfünfwundenweſens in der Reſidenz faſt ſchon vergeſſen. Man bemerkte an ihr, daß ſie Rothen jetzt noch höher ſchätze, als zuvor; woraus viele ſchlieſſen wollten, daß ſelbiger auf Adolfs Befehl unterdeſſen viel mit ihr über die Sache geredet haben müſſe. Sie hatte wieder alle ihre vorige ſanfte Heiterkeit und lebte mit ihrem Gemahl in der glücklichſten Harmonie. Adolf pries ſein Schickſal und erſchrack oft noch im Stillen darüber, wenn er an all das Unheil dachte, welches die Fünfwundlergeſellſchaft für ihn hätte bewirken können. Ein Theil ſeiner Zeit ward nun dem Aufklärungsgeſchäft ſeines Volks gewidmet, das er mit gröſtem Eifer zu betreiben anfing. Täglich war der neue Generalſuperintendent bei ihm und arbeitete mit ihm ſtundenlang in dieſer groſſen Sache. Alles ward wohl und reiflich überlegt und durchdacht. Man ſah und hörte nichts davon in der erſten Zeit; aber dafür wurden die gröſſeſten Zubereitungen im Stillen zu den weſentlichſten Reformen gemacht. Die Geiſtlichen, welche die Grundſätze ihres neuen Ephorus kannten, verwnnderten ſich darüber, daß alles ſo beim alten bleibe, und wurden dadurch in Unbeſorgtheit für die Zukünfte eingewiegt. Es

ging

ging ihnen aber, wie den Leuten auf dem Meere, die ſich der vorwaltenden Windſtille freuen, ohne den Sturm zu ahnden, der dadurch zubereitet wird. Adolf handelte wie die Natur, die erſt unbemerkt alle Vorkehrungen trift und im Verborgenen ſo lange ſchaft und veranſtaltet, bis die Stunde kommt, in welcher ihre Veranſtaltungen fertig und zum Ausbruch reif ſind; da denn die unbeobachtenden Menſchen, welche nur glauben, daß da gearbeitet werde, wo Geräuſch iſt, über den Anblick des Geſchehenen und Vollbrachten erſtaunen und einfältiglich ausrufen — — wie hat das alles ſo plötzlich vor ſich gehen können! Dieſe denken nehmlich, daß das alles, was die Natur that, in dem Augenblick erſt angefangen, bereitet, fortgeſetzt und vollendet worden ſei, in welchem ſie es zu Geſicht bekamen. — —

Rothe hatte gleich nach ſeiner Zurückkunft eine auſſerordentliche Ueberraſchung. Fürſt Adolf hielt alle leſenswürdige Zeitungen, Wochenſchriften und Journale mit, und die Niederlage derſelben war in einem beſondern Kabinet, wozu jeder von beiden den Schlüſſel hatte. Als Rothe zum erſtenmal wieder in ſelbiges eintrat, fand er auf dem gewöhnlichen Leſetiſch den neueſten Band von einem gewiſſen Journal einſam lie-

gen, auf welches viel regierende Herren ſubſkribirt hatten. So wie er es aufſchlug, erblickte er gleich vornan ſeine Volksſeufzer um das Andenken der Fürſten an ihren Tod, welche er vor einiger Zeit auf dem Landhauſe, wo er mit Theodorn war, niedergeſchrieben hatte, unter der Ueberſchrift — heilſames Einſchiebſel in die allgemeinen Kirchengebete chriſtlicher Staaten. Er erſchrack darüber heftig, ſuchte unter ſeinen Papieren ſein Manuſkript, woran er nicht wieder gedacht hatte, ſuchte es vergeblich, erinnerte ſich an die damaligen Umſtände, entdeckte den ganzen Zuſammenhang des Abdrucks und — empfand für ſeinen Fürſten noch mehr Hochachtung, als vorher.

Die Wanderungen nach Theodors Einſiedelei geſchahen nun wieder häufig. Die eine Seitenwand derſelben war angefüllt mit den Bildniſſen guter Menſchen; nun kam die Reihe an die Bildniſſe guter Fürſten, welche eins nach dem andern gegenüber aufgeſtellt wurden. Der Prinz kannte die allgemeinen Tugenden, welche jeder Menſch ausüben ſoll; jetzt ſollte er auch die Tugenden kennen lernen, die Fürſten beſonders auszuüben haben, und für ſie warm werden. Da fiel es nun Rothen gar nicht ein, die Bildniſſe der bloſſen Eroberer und Vergröſſerer ihres

Landes etwa vornan zu ſtellen; nach ſeinen Gedanken gehörten dieſe nicht nur nicht vornan, ſondern auch gar nicht hieher. „Der wahre Ruhm eines Fürſten, pflegte er zu ſagen, beſteht nicht darin, daß er nur immer mehr Land und Leute an ſich bringe, ſondern darin, daß er das Land und die Leute glücklich mache, welche ſein ſind. Es iſt eine ſchreckliche Zumuthung für ſein eigentliches Erbland, daß es ſich darum auf's Spiel ſetzen ſoll, damit in ſeinem Beſitzungsregiſter einſt eine Provinz, auf die er keine Gerechtſame hatte, mehr ſtehe, und eine noch ſchrecklichere Zumuthung für ſeine Unterthanen, daß ſich darum Zwanzigtauſende und Dreiſſigtauſende von ihnen ſollen todtſchieſſen laſſen, damit er Herr über zwanzig⸗ oder dreiſſigtauſend fremde Leute werde, die ihren Herrn auch ſchon haben.“ Und wenn Theodor der Sohn des gröſſeſten Monarchen der Welt geweſen wäre: ſo würde Rothe ihn vor dem Eroberungsgeiſt zu verwahren geſucht haben. Dieſer iſt es, der die Völker in Elend und Verderben ſtürzt. Sie haben nicht nur nichts davon, ob ihr Regent auſſer ihnen noch mehr Völkerſchaften ſich unterjoche; ſondern ſie ſind es auch,

die dieſe erkaufen und bezahlen, mit ihrem Gut und Blut erkaufen und bezahlen müſſen. Verheerende Kriege, die der Fürſt vergiſſt, ſobald ſie geendigt ſind, der Unterthan aber lange Reihen von Jahren hindurch noch fühlt, Vernachläſſigung der innern Angelegenheiten des Landes, Zurückſetzung aller gemeinnützigen Anſtalten und Reformen, die einiges Geld koſten, militäriſche Juſtitzpflege, unerträgliche Abgaben, um die groſſe Armeen zu unterhalten, und tauſend andre Uebel mehr ſind nur gar zu oft die traurigen Folgen der Eroberungsſucht der Groſſen. — Noch weniger ſtellte Rothe die Bildniſſe ſolcher Fürſten hin, die groſſe Jäger geweſen waren, oder ſich durch Bau prächtiger Schauſpielhäuſer berühmt gemacht hatten, oder im Pferderennen es allen zuvorgethan hatteu, oder die erſten Violiniſten im Lande geweſen waren, oder wunderſchön gemahlt und gedrechſelt hatten. Alles dies ſind **Entbehrlichkeiten** an Fürſten. Ein Fürſt mag immerhin zuweilen auf die Jagd und ins Schauſpiel gehen, Muſik lieben, reuten, mahlen und drechſeln; aber — **ſteckenpferdiſch** muß ihm nichts von dieſen allen jemals werden. **Sein Steckenpferd** muß **das Wohl ſeines Volks** ſeyn, **worauf** er **unaufhörlich reutet.** Theo-

Theodor. (als er zum erſtenmale wieder in die Einſiedelei kommt und ein einſames Bildnis auf der andern Seitenwand erblickt.) Ach, das iſt ja mein Vater — —

Rothe. Ja wohl iſt er das. Mit ihm wollen wir den Anfang machen, das groſſe Kapitel von Fürſtentugend, Fürſtenſchönheit und Fürſtenvollkommenheit nun abzuhandeln. Dort gegenüber ſtehen die Edeln unter den Menſchen, und gehören in den erſten Theil Ihrer Erziehung. Hieher ſollen nun die Edeln unter den Fürſten kommen. Freuen Sie ſich, Ihren Vater auf dieſer Wand zuerſt zu finden. Es iſt Adolf, der Menſchliche . . . Man könnte ihn als das Bild aller Fürſtentugenden aufſtellen; doch hier ſoll er vorzüglich als Bild der erſten unter ihnen ſtillreitzend prangen.

Theodor. Er iſt vortreflich getroffen. (Freudenthränen in den Augen.) O du guter, liebevoller Vater!

Rothe. Er iſt getroffen, und die Unterſchrift iſt auch getroffen. Menſchlichkeit — ſteht unter ihm; wahrlich die fürſtliche Menſchlichkeit könnte nicht vollkommener ausgedrückt und gezeichnet werden, als — durch ſein Bildnis. Sehen Sie einmal, wie der Fürſt an ihm ſchlechterdings nicht zu verkennen iſt — die

hohe Stirn — der edle Blick — das wahre Gefühl innerer und äuſſerer Würde im ganzen Geſicht — die feierliche Stellung der Augenbraunen — der karakteriſtiſche Majeſtätszug über ſelbigen — —; ſehen Sie aber auch, wie ſich der Fürſt an ihm im **Menſchen** wie zu verliehren ſcheint — das milde Feuer in den Augen — die ſtille Heiterkeit auf den Wangen — die ſchönen Sanftmuthzüge zu beiden Seiten nach der Oberlippe herunter — die Simpathie auf jeder Muſkel — —.

Hier ſchloß Rothe eine Erzählung von den ſchönſten neuſten Handlungen der Menſchlichkeit Adolfs an, wies bei jeder derſelben nach ihm hin, als ſollte ſie Theodor in dem Geſicht ſeines Vaters noch einmal wiederfinden, und fuhr hernach, als ſie ſich niedergeſetzt hatten, alſo fort:

„Das iſt die **Tugend** aller **Tugenden** an einem **Fürſten** — die **Menſchlichkeit!** Ein Fürſt muß nicht denken, daß er, indem er zur Regierung kommt, die Menſchheit ablege, und — ein höheres **Weſen** werde. Sobald er dies denkt, hält er auch die menſchlichen Gefühle für zu niedrig für ſich, und ſo iſt's um ſeine Unterthanen geſchehen. Auf der Stelle hören alsdann die Familienverhältniſſe zwi-

ſchen ihm und dieſen auf, welche die Grundlage der Glückſeligkeit der letztern ſind. Er macht nun nicht mehr den Bruder gegen ſie, der er nun ſeyn ſollte. Er ſchwebt vielmehr in ſeinen Gedanken wie in den Wolken über ihnen, und läßt ihnen die Sonne aufgehen, wie er will, und läßt regnen über ſie, wie er will. So verhält ſich's aber nicht mit ihm. Er wandelt mit ſeinen Füſſen noch ebenſo auf der Erde, wie ſie, und Gott iſt's, dem er Sonnenſchein und Regen ſo gut zu danken hat, als ſie. Sein Weſen und ſeine Natur werden durch ſeine Fürſtenwürde nicht verändert. **Er iſt und bleibt ein Menſch nach, wie vor.** Dies kann er gleich daran ſehen, **weil er noch, wie vorher, ißt und trinkt, noch, wie vorher, müde wird und einſchläft, und noch, wie vorher, zuweilen den Schnupfen hat.** Götter und — Schnupfen paſſen nicht zuſammen. Das iſt alſo nicht wahr, daß ein Fürſt ein höheres Weſen werde; das iſt aber wahr, daß er an der Menſchen Spitze trete. Daraus folgt aber keineswegs, daß er die Menſchheit ablege, ſondern vielmehr, daß er ſie erſt recht anziehen müſſe; keineswegs, daß er aufhöre, Menſch zu ſeyn, ſondern daß er an Menſchſeyn die übrigen übertreffe. Er darf alſo nicht denken, daß es ſich

nicht anders für ihn ſchicke, als Donnerworte zu reden; daß er, wenn er ſeinen Arm über ſein Volk ausbreitet, ihn nur in der Bewegung eines Drohenden ausſtrecken müſſe; daß jede ſeiner Anordnungen durch einen Machtſpruch geſchehen müſſe; daß er blos Gerechtigkeit und nicht auch Billigkeit auszuüben habe, und daß nur Strenge, Sauerausſehen, Steifſinn, Zufahren und Unerbittlichkeit ihn kleiden, Milde aber, Freundlichkeit, Herablaſſung, Sinnesänderung, ruhige Unterſuchung, Theilnehmung, weichherzige Zärtlichkeit und ſelbſtthätige Hülfsleiſtung unter ſeinem Stande ſind. Dieſe kleiden ihn vielmehr gar herrlich, und unter allen Menſchen ihn am herrlichſten. Ein Fürſt muß aber nicht nur ſich als Menſch fühlen, ſondern er muß auch ſeine Unterthanen für Menſchen halten. Auch in dem geringſten derſelben muß er einen Menſchen erblicken. Bei allem, was den Unterthan betrift, muß er immer zuerſt auf den Menſchen an ihm ſehen. Bittet der Unterthan etwas: ſo muß er gleich denken — es iſt ein Menſch; ein Menſch darf den andern anſprechen, darf jede Bitte an ihn thun. Bittet der Unterthan zu viel; kann er ihm die Bitte nicht gewähren: ſo muß er zu

ſich ſelbſt ſprechen — **es iſt ein Menſch**; wenn man einem Menſchen eine Bitte verſagt, muß man es nicht mit ihm machen, wie mit der Dogge, die wir von uns ſtoſſen, wenn ſie uns anbellt. Hat der Unterthan Verdienſte, es ſeyn auch, welche ſie ſeyn: ſo muß des Fürſten erſter Gedanke ſeyn — **es iſt ein Menſch**; er hat Gerechtigkeitsgefühl, er hat Ehrgefühl; ich muß ſeinen Werth anerkennen, ich muß ihn ſchätzen, ich muß ihn belohnen. Begeht der Unterthan einen Fehltritt: ſo denke der Fürſt — **es iſt ein Menſch**; es gehört unter die allgemeinen Leiden der menſchlichen Natur, daß ſie fehle, es gehört aber auch unter ihre allgemeinen Hofnungen und Vorzüge, daß ſie ſich beſſern könne; ich muß den Irrenden nicht in den Abgrund ſtürzen, nach dem er hinirrete, ich muß ihn auf den rechten Weg zurückbringen laſſen; es iſt der Mühe werth, die Rettung eines Menſchen zu ſuchen; es iſt nicht unwahrſcheinlich, noch weniger unmöglich, daß ſie bewirkt werden könne. Seufzt der Unterthan unter zu ſchweren öffentlichen Laſten: ſo ſage der Fürſt zu ſich ſelbſt — **es iſt ein Menſch**; man ſoll dem Laſtthier nicht mehr auflegen, als es tragen kann, wie viel weniger ihm! Es iſt nicht genug, daß ich etwa der nicht bin, der ihm die unerträgliche Laſt aufgelegt hat

und daß meine Vorfahren dies thaten; ich kann ja der werden, der ſie ihm leichter macht, und ſo muß ich der auch werden. Sucht der Unterthan Schutz: ſo denke der Fürſt — es iſt ein Menſch; er gehört nicht unter die Geſchöpfe, auf welche man vor meinen Augen frank und frei Jagd machen darf; er flüchtet in meinen Schos — ein Menſch zum andern — der Unterthan zu ſeinem Fürſten — — er finde bei mir Sicherheit. Leidet der Unterthan Mangel und Hunger: ſo ſpreche der Fürſt — es iſt ein Menſch; er hat Gerechtſame auf das Brod der Erde, wie ich; kann er ſelbſt kein Brod erwerben, ſo reichet es ihm von meinem Ueberfluß. Und würde der Unterthan Selbſtmörder: ſo rufe der Fürſt aus — es iſt ein Menſch; mishandelt ihn nicht. — — Dies, Prinz, iſt die Menſchlichkeit eines Fürſten, daß er an ſich ſelbſt nie mehr ſehe, als einen Menſchen, und an allen ſeinen Unterthanen nie weniger, als Menſchen. Das Gefühl ſeiner eigenen Menſchheit ſtimmen ſein Herz zum Wohlwollen, zur Milde, zur Sanftmuth, zur Theilnehmung; und die lebendige Ueberzeugung von der Menſchheit aller ſeiner Unterthanen, der zuverſichtlichſte Glaube, daß ſie alle mit ihm zu einer Natur, zu einer Art gehören, mache

ſie insgeſamt zu Gegenſtänden ſeines Wohlwollens, ſeiner Milde, Sanftmuth und Theilnehmung. Ein Fürſt hat freilich manche Vorzüge, die andre Menſchen nie erlangen können; aber was ſind dies für Vorzüge? Sind es nicht blos äuſſerliche? Empfängt er durch ſie auch eine einzige Seelenkraft mehr, als ſeine Unterthanen haben? Und hat er ſie nicht ſeinen Unterthanen zu danken? Aber dies iſt's eben, was die Fürſten ſo oft vergeſſen. Daher, daher erblicken ſie nicht allein an ſich alsdann Halbgötter, ſondern an ihren Unterthanen auch nur Halbmenſchen. Aber der Fürſt iſt weder ein Halbgott, noch ſind ſeine Unterthanen Halbmenſchen. **Menſchen** ſind er und ſie; er ſoll ſeinen Vorzug vor ihnen darin ſetzen, daß er **der Weiſeſte und Beſte** unter ihnen ſei. Iſt er aber dies: ſo wird er gewis auch die höchſte **Menſchlichkeit** zeigen. Dies iſt's, was man ſo ſehr an dem Fürſten ſchätzt, was ihm alle Seelen gewinnt und im Tempel der Unſterblichkeit einen der erſten Plätze verſchaft. Den Gelehrten bewundert man an ihm: den Helden ſtaunt man an ihm an; aber den **Menſchen** liebt man an ihm. Findet man dieſen an ihm, ſo hat es weiter nichts auf ſich, wenn man jene an ihm vermißt. Iſt er aber Gelehrter und Held

blos,

blos, ſo ſeufzt man, daß er nicht auch Menſch ſei. Iſt er Gelehrter, Held und Menſch zugleich: ſo iſt's und bleibt's doch immer ſein höchſter Ruhm, daß er Menſch iſt. Sehen Sie einmal, Prinz, wie leicht es den Fürſten werde, geehrt, geliebt und geſegnet zu werden! Nur Menſchen, Menſchen dürfen ſie ſeyn. Und hier erinnern Sie ſich nun an das wieder, was ich Ihnen einſt ſagte, daß die Anlagen hiezu oder die Anlagen zur Menſchlichkeit und Menſchenliebe von der Natur ſelbſt in jeder Menſchenſeele ſchon gemacht ſind. Wie unausſprechlich-leicht muß es Ihnen alſo werden, einſt der Gegenſtand der Liebe und Segnungen dieſer Nation zu werden! Bauen Sie nur auf dieſen natürlichen Anlagen Ihres Herzens fort, und laſſen ſich durch menſchenfeindliche Rathgeber und Einblaſer, die ihren Gewinn dabei ſuchen, die Menſchheit der Unterthanen in den Augen der Fürſten herabzuſetzen, darin einſt nicht aufhalten. Man ſollte kaum glauben, daß es ſo viel Aufſehens, Lobens und Preiſens machen könne, wenn ein Fürſt ſich als Menſch zeigt. Iſt denn dis nicht das Allernatürlichſte? Sollte es denn alſo nicht auch das Alltäglichſte ſeyn? Und wenn es dis iſt, wie kann es noch Aufſehen machen? Wenn man nun aber ſieht, daß es

dies

dies doch wirklich zuweilen ſo ganz auſſerordentlich mache; ja, wenn man ſogar ſieht, hört und erfährt, daß menſchliche Handlungen, die nur ganz mäſſig ſind, und die, wenn ſie Unterthanen ausüben, an ihnen kaum bemerkt werden, ſobald ſie mancher Fürſt begeht, aufs höchſte bewundert, in allen Geſellſchaften beſchwatzt, von Dichtern beſungen, in Zeitungen ausgepoſaunt und von den Geſchichtſchreibern noch der Nachwelt als wunder was erzählt werden — — wie ſoll man dies erklären, und wie erklären Sie es, mein Prinz?

Theodor. (ſehr treuherzig.) Das kann man nicht anders erklären, als nachtheilig.

Rothe. Nachtheilig? — Für wen?

Theodor. Entweder für ſeine Unterthanen, oder für ihn. Für jene, wenn ſie ihn nicht genug beobachten und alſo bei ſeiner tauſendſten menſchlichen Handlung erſt aufmerken und thun, als wenn es ſeine erſte ſei. Für ihn aber, wenn etwa menſchliche Handlungen nicht oft an ihn kommen . . .

Rothe. Prinz, glauben Sie gewis, daß aller Unterthanen Augen unaufhörlich auf ihren Fürſten gerichtet ſind — —

Theo-

Theodor. (hitzig und unwillig.) Wie? was jedes Menſchen Schuldigkeit zu thun iſt, das thäte mancher Fürſt nur ſelten? Was ſeinen Unterthanen alltäglich ſeyn ſoll, das wäre an ihm nur dann und wann etwas auſſerordentliches? Und doch ſoll er der Beſte unter ihnen ſeyn? O Rothe — ſo jung ich noch bin, ſo ſchäme ich mich doch in die Seele eines ſolchen regierenden Herren. Nein, wenn ich einmal Fürſt werde, ſo verſteht ſich ja das von ſelbſt, daß ich menſchlich handeln und immer ſo handeln muß, darum ſchon, weil ich ein Menſch bin. Und wenn mir einer einmal ein Gedicht darüber machte, daß ich menſchlich gehandelt hätte: ſo würde ich das für Spott über mich aufnehmen. Alltägliche Handlungen ſind ja wahrhaftig des Beſungenwerdens nicht werth. Der Dichter müßte alſo meine menſchliche Handlung unter meine ungewöhnlichen zählen; und das wäre ja rechte Erzſchande für mich. Läſe ich vollends in den Zeitungen von einer meiner menſchlichen Handlungen: ſo würde ich das ebenſo betrachten, als wenn man der ganzen Welt hätte ſagen wollen, daß ſolche Handlungen ſelten an mich kämen, oder daß es gar meine allererſte ſei. Das kann ich doch gar

nicht begreifen, wie ein Fürſt das leiden könne, daß ſeine menſchlichen Handlungen zu Hauſe beſungen werden dürfen, oder gar in öffentliche Zeitungen kommen.

Rothe. Von Ihrem Vater werden Sie auch dergleichen nicht leicht in den Zeitungen leſen; und dem erſten Dichter, der ihn im Lande dafür beſang, ward bei Ueberreichung des Lobgedichts zur Antwort, daß ihm diesmal verziehen ſeyn ſolle, weil er aus Unkunde der Denkungsart ſeines Herrn über dergleichen Dinge gefehlt habe; daß aber von nun an auf jeden Vers, den man auf den Fürſten mache, funfzig Thaler Strafe geſetzt ſeyn ſollten.

Theodor. (recht im Jubel.) Das war herrlich — das war herrlich! Die Dichter mögen die **Werke Gottes** beſingen, die kein **Menſch** nachthun kann — daran iſt etwas zu ſingen, und — dabei können ſie zeigen, ob ſie ſingen gelernt haben; — — aber anfangen einen groſſen, langen Geſang zu ſingen und dabei hoch ausholen, daß jeder denkt, es werde wer weiß wunder was an den Tag kommen, und — dann endlich ſagen, daß ein **Fürſt** menſchlich gehandelt habe, oder ſo, wie es jedes Menſchen Schuldigkeit zu handeln iſt — — lieber Rothe, dabei fällt mir die

die Fabel von Berg und Maus ein, die Sie mir erzählt haben.

Rothe. Bravo, bravo, mein Prinz! Bleiben Sie ja lebenslang ſo geſinnet. — Wenn ein Fürſt eine recht groſſe, ausbündigſchöne Handlung verrichtet: ſo habe ich nichts dagegen, daß ſie dann und wann in die öffentlichen Zeitungen und Journale komme. Das iſt ein gutes ſchlafvertreibendes Mittel für ſolche Fürſten, die an der Lethargie laboriren. Dieſe, wenn ſie dergleichen leſen, müſſen dabei denken, daß alle ihre Unterthanen ſie nun fragen, warum ſie nicht auch ſo thun. Wenn es aber gleich in drei, vier Zeitungen zu leſen iſt, daß hier oder da ein Fürſt einer armen Wittwe eine Penſion ausgeſetzt habe: ſo kommt mir das eben ſo vor, als wenn man in die Zeitungen es ſetzen wollte, daß der Hofrath Rothe einige Hausarmen an ſich habe, denen er wöchentlich ein gewiſſes Almoſen reicht. Dies Almoſen iſt, nach meinem Vermögen gerechnet, offenbar noch mehr, als jene Penſion, die ein Fürſt gibt, nach ſeinem Vermögen gerechnet. Und wenn vollends in den Zeitungen ſteht, daß ein Fürſt einer dürftigen Familie ein- für allemal etwa gelegentlich vier oder fünf Louisd'ors geſchenkt habe, — wiſſen Sie, was mir dabei

ein-

einfällt? Können Sie gut rathen, Prinz? Rathen Sie einmal —

Theodor. (promt.) Daß Schmidt mehr thue, wenn er einem Armen einen Kreuzer gibt, und daß dies alſo noch eher in die Zeitungen kommen ſollte — —

Rothe. (mit beiden Armen um Theodorn her.) Bei Gott im Himmel, Prinz — Sie haben mir den Einfall aus der Seele und die Worte aus dem Munde genommen. Wie würde die vernünftige Welt aber darüber lachen, wenn ſie in den Zeitungen von Schmidts weggeſchenktem Kreuzer läſe!!!

Dies für Prinzen und künftige Fürſten ſo lehrreiche Geſpräch ward hernach auf der Promenade noch weiter fortgeſetzt und Rothe war mit jeder Aeuſſerung Theodors dabei vollkommen zufrieden. Zu einer andern Zeit, als ſie zur Einſiedelei kamen, hing nicht weit von Adolf, dem Menſchlichen, Karl, der Bürgerfreund. Dies war ein noch lebender benachbarter Fürſt, gegen den die Liebe ſeiner Unterthanen bis zum Enthuſiaſmus und ihre Ehrfurcht beinahe bis zur Anbetung ſtieg. Theodor kannte ihn ſchon von Perſon und horchte um ſo neugieriger auf all das Gute, welches Rothe jetzt von ihm zu erzählen wußte. Rothe hatte ihm Tags vorher

eben von dem Bauernwerth nochmals viel geſagt und ihn beſonders darauf aufmerkſam gemacht, wie ein Fürſt den Plackereien der Amtleute Einhalt thun und Grenzen ſetzen müſſe; ſo fuhr er nun gleichſam in der geſtrigen Unterredung fort:

„Was von den Amtleuten auf dem Lande gilt, das gilt auch von den Unterobrigkeiten in den Städten. In jedem Stande, der nur einiges Anſehen, nur einige Macht und Gewalt hat, wird, wie ich Ihnen geſagt habe, leicht nach Deſpotiſmus geſtrebt. Nicht ſelten geſchieht dies auch von den Unterobrigkeiten in den Städten. Verſagte Juſtitz, Gefälligkeiten gegen Vettern und Muhmen auf Koſten derer, die nicht Vettern und Muhmen ſind, pflichtloſe Verwaltung öffentlicher Einkünfte, verweigerte Rechnungsablegung davon, willkührliche Auflagen und Gelderpreſſungen, partheiiſche und unproportionirte Hebung derſelben, vernachläſſigte Policei, Verweitläuftigung kurzabzumachender Sachen zu Gunſten der Sportelkaſſe, gänzliche Zurückſetzung der gemeinnützigſten Stadtangelegenheiten, ſobald ſie kein Geld einbringen und aus Amtspflicht blos betrieben werden müſſen, eigennützige Austheilung der Stipendien= Legaten= und Armengelder, muth-

willige Beibehaltung und Vergrösſerung vorwaltender Verwirrungen, um während derſelben deſto beſſer im Trüben zu fiſchen, grobe Behandlung derer, die um Berichtigung derſelben patriotiſch ſollicitiren, und — hundert andre gros- und kleinſtädtiſche Tiranneien mehr ſind es alsdann, über die der Bürger ſeufzt. Da muß ein Fürſt ſich ganz als Fürſt fühlen und ſolchen kleinen Deſpoten den Daum auf's Auge halten. Er ſchütze immerhin ſeine Unterobrigkeiten bei ihren Gerechtſamen: aber er höre auch den Bürger, wenn er über ſie Klage führt. Er weiſe ihn nicht mit dem kahlen Befehl ab — daß er ein Rebell ſei, ſondern unterſuche ſeine Sache. Hat der Bürger Recht: ſo iſt der Fürſt dazu da, ihm als die letzte Landesinſtanz dazu zu verhelfen. Hat er Unrecht: ſo empfängt der Fürſt eine Gelegenheit mehr, das Anſehen ſeiner unrechtmäſſigbeſchuldigten Unterobrigkeit noch feſter zu ſtellen. Es muß ihm ja doch wahrhaftig ſelbſt darum zu thun ſeyn, zu wiſſen, ob dieſe Hirten ſind, die die Schafe nur ſcheren, oder auch weiden. Wahr iſt's, es gibt unter den Bürgern immer ſolche, die unruhige Köpfe ſind und am Ende wohl gar den Fürſten bei einer noch höhern Inſtanz verklagen, wenn ſie können, wie ſie ihre Unterrichter bei ihm verklagen; aber dieſe

ſind leicht zu erkennen. Doch, wenn der Bürger klagt, der als ein guter und rechtſchaffener Mann bekannt iſt; wenn mehrere dergleichen klagen, oder wenn gar eine ganze Bürgerſchaft Beſchwerde führt: alsdann mache ſich der Fürſt in vollem Fürſteneifer auf, unterſuche genau, ſpreche ſtrenges Recht und beuge dem hochdaherfahrenden Unterobrigkeitsdeſpotiſmus das Haupt. Dies iſt ſeiner erhabenſten Beſtimmungen eine, in ſeinem Lande den Plackereien aller Art, die noch dazu wie in ſeinem Nahmen und unter ſeinem öffentlichen Schutz ausgeübt werden, ein Ende zu machen. Dazu iſt er recht eigentlich da, und nirgends kann er ſich mehr in wahrer Majeſtät zeigen, als hierbei, wenn er ſo thut. Seine erſte Pflicht gegen den Bürger iſt es, des Bürgers Gerechtſame gegen Gewaltſamkeiten und Plackereien in Schutz zu nehmen. Denn der Bürger hat in dieſem Falle weiter keinen, an den er ſich wenden möge, als ihn. Aber freilich, um dies zu thun und mit Nachdruck zu thun, muß der Fürſt mitten unter ſeinen Bürgern wohnen und jedem ſeiner Bürger erreichbar ſeyn. Hiebei erkennt man recht den Bürgerfreund an ihm. Der Fürſt ſchlage ſeine Wohnung nicht in einem abgelegenen Winkel

ſeines Landes, **nicht** auf einem ſeiner einſamen Luſt- oder Jagdſchlöſſer, noch weniger gar auſſerhalb Landes auf; ſondern er reſidire in der gröſſeſten der Städte ſeines Landes. Er habe immerhin ſolche Schlöſſer und Einſamkeiten und verlebe daſelbſt einzelne Tage und Wochen; aber den gröſſeſten Theil ſeiner Zeit bringe er da zu, **wo die zahlreichſte Geſellſchaft ſeines Volks beiſammen iſt.** Dies bringt ſchon die Natur der Sache ſo mit ſich. Als Fürſt iſt er der Vorſteher und Direktor ſeines Volks und aller Angelegenheiten deſſelben; folglich iſt der natürlichſte Platz, wohin er gehört, **der, wo die ſtärkſte Volksmenge bei einander wohnt.** Da iſt er gleichſam recht **im Schoße und in der Mitte ſeines Volks.** Da fallen am häufigſten Sachen von Erheblichkeit vor; da durchkreutzen ſich die mehrſten Privatnutzen; da kollidiren am öfterſten Privatintereſſe der Bürger und allgemeines Staatsintereſſe; da iſt alſo ſeine Gegenwart am nöthigſten. Auch kann es die wichtigſte und anſehnlichſte Stadt ſeines Landes mit Recht verlangen, daß er durch ſeinen Aufenthalt daſelbſt ihren Glanz gleichſam vollende. **Er** hat von ihr am meiſten; ſo muß ſie auch wieder von ihm das meiſte haben. Er mache alſo den gröſten Theil ſeines Aufwandes

in ihr, und befördere beſonders da Leben, Thätigkeit, Erwerb und Wohlſtand, wo der ſtärkſte Zuſammenfluß von Menſchen im ganzen Lande iſt. Stolz auf ſeinen Beſitz wird die zahlreichſte unter allen ſeinen Bürgerſchaften unter ſeinen Augen noch wackerer arbeiten und immer blühender werden; dahingegen, wenn er ſich von ihr entfernte, ſie ſich als verwaiſet anſehen und allen Muth fallen laſſen würde. Er ſei nicht nur in ihrer Mitte; er ſei auch gern daſelbſt. Er wohne nicht nur unter ihnen; ſeine Wohnung ſtehe ihnen auch offen. Unverſchloſſen, unverborgen müſſe er wenigſtens an jedem Tage einige Stunden haben, in welchen jeder Bürger freien Zutritt zu ihm finden könne. Der Bürger kennt keinen gröſſern Lohn für ſeine Treue, als dieſen; ſo wie er keine empfindlichere Demüthigung und Strafe kennt, als wenn ihm ſelbiger verſagt iſt. Auch bringt dies wiederum die Natur der Sache ſo mit ſich. Kinder müſſen vor den Vater kommen können — ein Kind muß ſich äuſſerſt vergangen haben, wenn es der Vater nicht vor Augen leiden will. Prinz, es iſt nicht auszuſprechen, was für Nutzen und Segen das bringe, wenn jeder Bürger vor ſeinen Fürſten kommen kann, wie er will. Es iſt nicht anders, als wenn

ein

ein allgemeiner Geiſt der Rechtſchaffenheit, Ordnung, Betriebſamkeit und Fröhlichkeit über die ganze Bürgerſchaft, und ein allgemeiner Geiſt der Amtstreue, Gewiſſenhaftigkeit und Pünktlichkeit über die ganze Dienerſchaft ausgegoſſen würde. Der Fürſt zeige ſich ſeinen Bürgern nicht nur auf ſeinem Schloſſe, er zeige ſich ihnen auch auf freiem Markt. Es iſt ein ſonderbarer Gedanke, wenn ein Fürſt glaubt, daß er, um ganz in ſeinem Anſehen ſich zu erhalten, ſich ſelten machen müſſe. Dieſer Gedanke kann nur in die Seele eines ſolchen Fürſten kommen, der nicht kindlichen Reſpekt ſondern ſklaviſche Furcht von ſeinen Bürgern fordert. Verliehrt denn ein Vater dabei, wenn er viel unter ſeinen Kindern iſt? Gewinnen ſie ihn dadurch nicht erſt recht lieb? Sind wir denn zufrieden damit, wenn die Sonne etwa monatlich nur einmal aus den Wolken hervorkommt und uns unmittelbar anſcheint? Entheiliget ſie ſich dadurch, wenn ſie tagtäglich ſich uns in ihrem ſegnenden Glanze zeigt? Wie kann ein Fürſt, der Sohn der Sonne, glauben, daß er ſich dadurch entweihe und profanire, wenn er oft vor ſeinen Bürgern erſcheint? Nein, er wanke vielmehr häufig unter ihnen und mache dadurch ſeinen Anblick ihnen weniger furchtbar,

mild und vertraulich. Er laſſe ſie viele von ſeinen Handlungen mitten in ihrer Vollbringung ſehen, damit ſie auf den Glauben kommen, daß er kein Geheimnis vor ihnen haben wolle, und damit ſie den edlen Gang ſeiner Seele und ſein ganzes Gedankenſiſtem recht kennen lernen. So leiſten ſie gewis jedem ſeiner Befehle williger Folge und billigen auf der Stelle jede ſeiner Veranſtaltungen mehr, wenn ſie auch den ganzen Plan derſelben nicht überſähen, **weil ſie wiſſen, wie er es meint,** und weil ſie ein= für allemal ein vollkommenes Zutrauen zu ihm haben. Er ſei, wenn er ſich ihnen zeigt, beſcheiden, leutſelig, herablaſſend; er gewinne zuweilen dem niedrigſten Bürger Rede an; er habe nicht immer gros Gefolge bei ſich, noch weniger eine Wache, als wenn er in einer feindlichen Stadt umherginge, — **ſo wird jeder Bürger, der ihm begegnet,** ſeine Wache ſeyn. Er beſuche den Künſtler, den Fabrikanten, den Meiſter unter den Meiſtern aller Art; dies wird eine Aufmunterung für ſie ſeyn, die ihresgleichen nicht hat. Er miſche ſich zuweilen recht in den Zirkel ſeiner Bürger; ſeine bloſſe Gegenwart wird ihnen ſtatt aller Sittengeſetze dienen. Er nehme zuweilen an ihren öffentlichen Vergnügungen Theil, der Bürger wird glauben, daß dieſe hie-

durch

durch geadelt werden. Er trete zuweilen ganz unerwartet mitten in die Leichenbegleitung eines ſehr rechtſchaffenen Bürgers ein und halte dadurch bürgerlicher Tugend die unvergeßlichſte Lobrede. Ueberall gebe er deutlich zu erkennen, daß ein braver Bürger ſeyn in ſeinen Augen mehr werth ſei, als — weiter nichts, denn ein gebohrner Edelmann und Baron zu ſeyn . . . Der Fürſt ſei nicht nur oft und gern unter ſeinen Bürgern, er befördere auch auf jede Weiſe ihren Wohlſtand. Dies iſt die rechte Gegenwart des Fürſten unter ſeinen Bürgern, wenn er ihnen bei jeder Gelegenheit Unterſtützer wird. O mein Prinz, der Werth des Bürgers iſt gros. Von dieſem Gedanken müſſen Sie ausgehen, wenn Sie einſt als Fürſt Bürgerfreund ſeyn und den Wohlſtand des Bürgers zu befördern ſich recht angetrieben fühlen wollen. Der Bürger iſt der Mann, welcher dem Bauer die rohen Produkte, die dieſer gewinnt und erzeugt, abkauft und ſie verarbeitet. Der Bürger iſt der Mann, bei dem der Bauer ſein Getraide, ſeine Butter und Käſe, ſein gros und klein Vieh, das er aufzieht, verſilbert. Was wäre der Bauer mit allem ſeinem Fleiß, wenn es keinen Markt für ihn in der Stadt gäbe? Wer

kauft ihm aber da das meiſte ab? Wer macht die ſtärkſte Konſumtion? Iſt's nicht die Bürgerſchaft? Der Bauer ſchaft die erſten Bedürfniſſe des Lebens; der Bürger bereitet auch einen groſſen Theil derſelben und ſchaft noch überdies alle Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens. Wie nothwendig, wie unerkennbarnützlich, wie ſchätzenswerth alſo auch ſind unſre Handwerker! Betrachten Sie ſich vom Kopf bis zum Fuß; alles, was Sie an ſich tragen, hat der Bürger gemacht. Unſre Künſtler, ein groſſer Theil unſrer Gelehrten, alle treue und gute Bedіente der Fürſten, viele ihrer höhern Diener ſogar ſind die Söhne der Bürger. Die erſten Tugenden des geſellſchaftlichen Lebens ſind in dem Bürgerſtande noch anzutreffen, wenn man ſie oft in den höhern Ständen vergebens ſucht. Er iſt arbeitſam, ohne roh zu ſeyn, und hat einige Aufklärung, ohne dabei unmoraliſch zu ſeyn. Er trägt nach dem Bauernſtande das meiſte zu den Einkünften der Fürſten bei, und alle Acciſen in den Städten bezahlt er. Er iſt der zahlreichſte Stand daſelbſt und konſumirt alſo auch das meiſte. Er iſt noch mehr für das Vaterländiſche und kauft von ſeinem Mitbürger; wenn die Vornehmern wohl Thoren genug ſind, alles Einheimiſche zu verſchmähen und ihr Geld

für

für fremde Leckereien, Eitelkeiten und Moden auſſer Landes zu ſchicken. Ihm muß alſo der Fürſt auch ganz Beförderer, ganz Unterſtützer ſeyn. Dies geſchieht aber keinesweges blos dadurch, daß er, wenn Feuers- oder Waſſersnoth iſt, ſelbſt zugegen ſei und anordne; ſchön und herrlich iſt es, wenn er dies thut; aber es giebt der Nöthen und Leiden des Bürgers mehr, als die, welche die Elemente ihm anrichten. Auch geſchieht es nicht blos dadurch, daß er ſeinen Bürgern ein öffentliches Vogelſchieſſen erlaube: dies iſt ganz gut; das wahre, reelle Vergnügen des Bürgers aber iſt ſein **häuslicher Wohlſtand.** Dieſen, **dieſen** befördre der Fürſt; ſtatt ihn über die Verwahrloſung deſſelben nur durch fröhliche Kleinigkeiten, durch Aufzüge mit Klingklang und unmännliche Spielereien zu betäuben. Er ſorge dafür, daß es ſeinen Bürgern nicht an Arbeit und Erwerb fehle; er ſorge aber auch dafür, daß ſie von ihrer Arbeit gut und gemächlich leben können. Er befördere Handel und Verkehr aller Art, und erlaube und begünſtige Heraus- und Hereinhandel, wie er auch Nahmen habe, ſobald **er durch** die **Hände ſeiner Bürger betrieben wird.** Er ſelbſt bleibe Fürſt, und **werde nie Kauf- und Handelsmann; Fabrikant und Manufakturiſt;** am

am allerwenigſten werde er **Monopoliſt**, oder wolle ausſchlieſſenden Handel und Alleinhandel mit dieſem oder jenem Waarenartikel treiben. Was würde er ſagen, wenn ſeine Bürger **ihn** um einen ſeiner Kammergefälle bringen woll= ten? Nun, eben dies ſagen ſie ihm, wenn er **ihnen** einen ihrer **Nahrungszweige** zerknickt. Dies ſind ihre Kammergefälle; — was du nicht willſt, das dir die **Leute** thun ſollen, das thue ihnen auch nicht, kann man da im allerei= gentlichſten Verſtande ſagen. Wenn das genug iſt, die Sache zu rechtfertigen, daß ein Fürſt blos den Ausſpruch thue — **ich will**, daß dies oder jenes im Lande blos auf **meine** Koſten er= bauet werde, und daß niemand weiter ſich un= terſtehe, es zu bauen — — **ich will**, daß hie= mit oder damit blos auf **meine** Rechnung ge= handelt werde und daß niemand ſich weiter un= terſtehe, damit zu handeln: nun, ſo kann die Reihe damit auch endlich an **Möhren** und **Kar= tuffeln** kommen; der Fürſt kann auch allein **Stärke** und **Grütze** laſſen ausmachen; und — ſo müſſen ſeine Bürger insgeſamt den Renzel auf den Rücken nehmen und durchs Thor zum Lande hinauswandern; oder wenn dies nicht iſt, ſo hat er an ihnen verarmte Taglöhner und Skla= ven, die keine einzige ihrer Abgaben an ihn ab=

tra=

tragen können. Aber wer hat ihm denn die Gerechtſame gegeben, welche er hat? Sind es nicht die Unterthanen geweſen? Iſt es auch wohl vernünftig, zu glauben, daß ſie ihm mehrere gegeben haben werden, als ſie entbehren konnten? Und wie iſt es von ſeiner Seite gehandelt, wenn er die ihm von ſelbigen gutwillig eingeräumten Gerechtſame nun blos aus Uebergewalt und Deſpotiſmus erweitert? Nein, der Fürſt laſſe ſeine **Bauern bauen**, was ſie wollen, und laſſe ſeine **Bürger handeln**, womit ſie wollen; ſo **ſind** ſeine **Bauern glücklich**, ſeine **Bürger noch glücklicher**, **und Er** — **der Glücklichſte unter ihnen allen.** Gäbe der Fürſt aber blos auf der einen Seite ſeinen Bürgern die Freiheit, Handel, Gewerbe und Verkehr zu treiben, wie ſie wollten, und — belaſtete er ſie auf der andern Seite dafür wieder mit unerſchwinglichen Auflagen und Abgaben: ſo nähme er ihnen mit der einen Hand wieder, was er ihnen mit der andern reichte, und ſeine ganze Staatseinrichtung hätte keine Wirklichkeit von Bürgerwohlfahrt aufzuweiſen, ſondern wäre nur ein politiſches Schattenſpiel an der **Wand**, ein bloſſer **Glückſeligkeitsguckkaſten**, in welchen die Bürger hineinſähen um — **wenn ſie hernach wieder heraus und** in die

wirk-

wirkliche Welt blickten, die Köpfe zu ſchütteln. Der Fürſt erleichtere vielmehr dem Bürger ſeine Abgaben, ſo viel er kann. Je mehr Gewinn derſelbe von ſeinen Arbeiten und Geſchäften für ſich hat: deſto eifriger betreibt er ſie; und fühlt er ſich alsdann wohlhabend: ſo bezahlt er die mäſſigen Abgaben gern und auf den Tag. Er betrachtet ſie als das Schutzgeld, welches er dafür abreicht, daß er im Land ſo viel Nahrung hat; als den Zehend von dem Segen, womit Gott ſeine Arbeit krönt. Der Fürſt thue Fabrikanten und Manufakturiſten unter ſeinen Bürgern Vorſchüſſe, ſobald er ſieht, daß ſie ſich auf die Sache verſtehen und daß ihre Plane nützlich für ſein Volk ſind. Er ſei verſichert, daß er ſeine Kapitalien nirgends ſicherer und landesväterlicher unterbringen könne, als ſo. Er helfe ganzen ſinkenden Nahrungsſtänden unter ſeinen Bürgern auf; er unterſtütze einzelne rechtſchaffene leidende Bürgerfamilien, und ſehe jeden Bürger als einen von denjenigen unter ſeinen Söhnen an, der beſonders an ihn gewieſen iſt; ſtatt daß der Bauer ſobald er arbeitſam iſt, ſich nur an die Natur halten darf. — — So einen Fürſten, mein Prinz, tragen die Bürger auf den Händen fort, ſobald er ſagt, daß er auf ſeinen Füſſen

nicht mehr von Stelle zu Stelle kommen könne, und — er darf ſich weder Portechaiſen= noch Sånftenträger halten. Alle ſeine Bürger tragen ihn."

Theodor. (in hohem Enthuſiasmus für Bürger und Bürgerwohl.) Selig iſt der, den, wenn er ſich auch nicht ſo tragen läßt, doch tauſend Hände ſo zu tragen immer bereit ſind! — O Gott, wie glücklich kann ein Fürſt ſeyn!

Rothe. Ja Prinz, ganz unausſprechlich= glücklich; — — nicht durch Geld und Gut, nicht durch Schlöſſer und Gärten, nicht durch Bälle, Maſkeraden, Koncerte, Schauſpiele, Schlittenfahrten und Feuerwerke, nicht dadurch, daß eine ganze Hauptwache für ihn ins Gewehr tritt — — ſondern dadurch, daß jeder Bürger, der ihm begegnet, im Herzen zu ihm ſpreche — willkommen, VATER, dich ſegne Gott — — und daß jeder Bürger, der ihn von weitem erblickt, zu Frau und Kindern ſage — dort geht unſer VATER, ihn ſegne Gott!

Theodor. (ſchluchzend.) Ach wie ruchlos wäre ich, wenn ich mich nicht bemühen wollte, daß man mich auch einſt nah und fern ſo grüßte!

Die

Die Edlen der Fürſten mehrten ſich von Zeit zu Zeit in Theodors Einſiedelei. Bald hingen auch daſelbſt Wilhelm, **der Selbſtſeher** — Anton, **der Landeskundige** — Ferdinand, der Geſetzverbeſſerer — Guſtaf, **der Volksaufklärer** — Rudolf, **der Tolerante** — Ludwig, **der Wiſſenſchaftbeförderer** — Friedrich, **der** . . . Ueber jeden derſelben ward auf die gewöhnliche Weiſe ein lehrreiches Kapitel aus der **Regentenmoral**, aus dem **Buche für Fürſten und Könige**, abgehandelt. Als Theodor die erſten Blicke auf Friedrich, ohne ihn noch zu kennen, gethan, rief er aus — **auf dieſem Geſicht iſt ein ganz eigener Zug** — —

Rothe. Sie haben Recht, Prinz. Es iſt ſo ganz die Miene eines wackern und begüterten Mannes, der viel Arbeiter in ſeinem Hauſe hat, immer ab und zu bei ihnen geht, und ſie, ſo oft er kommt, fragt — **nun, es geht doch noch alles ordentlich — ihr ſeid doch noch alle mit mir zufrieden — — ihr leidet doch wohl keine Noth und arbeitet gern bei mir?**

Theodor. Wahrlich, Hofrath, leibhaftig ſo ſieht er aus. Aber thut er denn auch ſo?

Da

Da ſchrieb Rothe die Worte unter das Bild — Friedrich, der Dienerſchätzer. Nun verſtand ihn Theodor erſt ganz und erkundigte ſich genau darnach, wie der edle Friedrich dieſen Beinahmen bekommen habe.

Rothe. (nach vielen andern erzählten Thatſachen.) Mit meinen Augen habe ich es geſehen, wie Friedrich, wenn er einem ſeiner erſten Räthe begegnete und mit ihm ſprach, nicht nur den Hut vor ihm zog, wenn er an ihn kam, ſondern auch auf freiem Markt den Hut ſo lange vor ihm auf der Seite in ſeiner Rechten hielt, als er mit ihm ſprach. — Mit meinen Augen habe ich es geſehen, wie Friedrich an einem groſſen Kourtage, als alle ſeine höhern Diener um ihn her im Kreiſe ſtanden und er ſelbſt ſtand, einem achtzigjährigen verdienten Greiſe unter ſelbigen einen Stuhl reichte und nicht eher nachließ, bis ſelbiger ſich allein ſetzte. — Mit meinen Augen habe ich es geſehen, wie Friedrich, wenn er mit einem ſeiner Geheimenräthe, dem Ankleiden und Gehen beſchwerlicher ward, als ihm, auſſer den beſtimmten Konferenztagen nothwendig zu ſprechen hatte, zu ihm ging. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß Friedrich die Rechtſchaffenſten unter ſeinen Dienern, wenn ſie krank waren, an ihren Betten beſucht, und,

wenn ſie ſtarben, ihren Wittwen den erſten Troſt ſelbſt zugeſprochen habe. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß Friedrich einſt bei einem ſehr wackern Miniſter, der in Todesgefahr war und ſchlechterdings keine Arzenei nehmen wollte, ſich drei Tage hinter einander allemal auf die vorgeſchriebenen Stunden einfand, die verordnete Medicin ihm ſelbſt als ſein Fürſt reichte und ihn dadurch rettete. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß Friedrich keinen ſeiner Diener Noth leiden läßt, ſondern jedem derſelben ſo viel gibt, daß er ſtandesmäſſig leben kann. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß Friedrich oft die Gehalte ſeiner Diener vermehrt, in der Maſſe, wie ſich ihre Familien vermehren, ſobald ſie kein eigenes ſtarkes Vermögen haben. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß er viele ſeiner frühgeſtorbenen Diener, welche er in ihrem Leben noch nicht genug hatte belohnen können, in ihrem Tode noch belohnte und ſich ſelbſt ihrer Söhne und Töchter annahm . . .

Theodor. (freudig.) Ach das iſt ein braver Fürſt — das iſt ein braver Fürſt!

Rothe. Mein Prinz, des Fürſten Arbeiter ſind ſeine Diener. So thue er gegen ſie auch wie jener wackere und begüterte Privatmann, der bei ſeinen Arbeitern immer ab

und

und zu geht, und frage auch ſie oft — nun, es geht doch noch alles ordentlich — ihr ſeid doch noch alle mit mir zufrieden — — ihr leidet doch wohl keine Noth und arbeitet gern bei mir? — — Die erſtere Frage iſt er dem Staat ſchuldig, deſſen Arbeiter ſeine Diener eigentlich ſind; die übrigen aber iſt er den Dienern ſelbſt ſchuldig. Mit Recht fordert ein Fürſt von ſeinen Dienern Arbeitseifer und Arbeitstreue. Das Wohl des Staats beruhet darauf, daß jeder Diener ſeinen Poſten ausfülle und alle mit ſelbigem verbundenen Geſchäfte gehörig und gewiſſenhaft betreibe. Jede Lücke, die der Diener in Verwaltung ſeines Dienſtes läßt, iſt eine Lücke im Volksheil; jede Untreue, die er begeht, iſt Untreue gegen die Nation. Den trägen, den leichtſinnigen, den gewiſſenlosſcheinenden Diener fordre der Fürſt zur ſtrengſten Verantwortung; er ſuche ihn zu beſſern; er entlaſſe ihn, wenn er nicht zu beſſern iſt, aus dem Dienſt, damit ſich alle ſeine Mitdiener an ſeinem durch Faulheit und Treuloſigkeit verdienten Schickſale ſpiegeln. Unaufſicht des Fürſten über ſeine Diener, Ueberſehen und Stillſchweigen zu ihren offenbaren Vergehungen, Hinhangenlaſſen der Rechnungsabnahmen, wenn ſie dergleichen führen, Unausgemachtlaſſen des öffentlichen

 Ver-

Verdachts gegen ſie, würden den Ton zu allgemeiner Pflichtvergeſſenheit unter der ganzen Dienerſchaft angeben. Da ſtelle denn nun aber auch vor allen Dingen der Fürſt keinen Diener auf irgend einem Platz oder Poſten an, zu dem er ſich nicht ſchickt und dem er nicht gewachſen iſt. Sonſt fällt die Schuld der Nichtausfüllung des Poſtens, der Vernachläſſigung, Verwahrloſung und Wederganznochhalbbetreibung der mit ſelbigem verbundenen Pflichten und Geſchäfte nicht auf ſeinen Diener, ſondern — auf ihn. Und wie will er ihn alsdann mit Recht darüber zur Rede ſtellen können? Es iſt hier wahrlich nicht genug, daß man ſage — wer einen Dienſt annimmt, muß über die Verwaltung deſſelben auch allein zur Rede ſtehen — warum hat er ihn angenommen? — — Kann denn irgend ein Diener ohne Befehl ſeines Fürſten ſeinen Dienſt antreten? Der Fürſt aber muß ſeine Dienſte kennen; er muß wiſſen, was für einen Mann jeder derſelben erfordert und nun den rechten Mann zu jedem derſelben ausſuchen. Und wenn ſich zehn Subjekte zu einem Dienſt auch melden, und keiner von ihnen iſt geſchickt dazu: ſo muß der Fürſt keinen von ihnen dazu nehmen, ob ſie ſich auch gleich

alle

alle zehen dazu meldeten. Aber wie? wenn nun gar ein Fürſt nach ſeinen bloſſen Einfällen alle die Dienſte beſetzt? wenn er Diener wider ihre eigene Neigung und Ueberzeugung auf ihre Poſten hinſtellt? wenn er Diener aus einem Dienſt, zu dem ſie ſich ſchickten, in einen andern überführt, zu dem ſie ſich nicht ſchicken, blos darum, weil ihm dies ſo beliebt? wenn er Menſchen, die ihm Privatdienſte leiſteten, durch öffentliche einträgliche Staatsämter bezahlt, wozu ſie nicht die geringſte Eigenſchaft haben? wenn er denkt — ſo bald ich will, es ſolle jemand dies oder das ſeyn, muß auch jeder alles ſeyn können?

Theodor. (hitzigunterbrechend.) Das kann ja nicht ſeyn; das wäre ja — — —

Rothe. (mit aufgehabenen Händen.) St! — — Prinz, es gibt ein altes Sprichwort; das heißt — wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand dazu. Ein altes, wahres Wort! Davon bin ich ſo gewiß, als von meinem Daſeyn überzeugt, daß der liebe, weiſe Gott keinem ein Amt gebe, ohne ihm auch den Verſtand dazu zu geben; ja ich glaube noch mehr; ich glaube auch, daß er ihm den Verſtand dazn noch eher gebe, als das Amt. Dies Sprichwort mag auch mancher

Fürſt gehört haben, legt es aber nicht ſo aus, wie ich, und verläßt ſich doch darauf. Entweder er denkt, daß, wenn er jemanden ein Amt gebe, Gott es ſelbigem durch ihn gebe, und ſo überläßt er es nun dem lieben Gott, demſelben auch den Verſtand dazu zu geben; oder er glaubt, was Gott thun könne, könne er auch thun, und glaubt im ganzen Ernſt, Leuten nicht nur Aemter und Dienſte, ſondern auch Verſtand dazu reichen zu können.

Theodor. Ha — ha — ha — ha!

Rothe. Ja, anders kann ich mir es nicht erklären. Letzteres verdient wirklich ein ha — ha — ha — ha! und beim erſtern ſollte ein ſolcher Fürſt denken, daß Gott, wem er ein Amt gibt, nicht das Amt zuerſt, ſondern den Verſtand dazu, gebe. Da würde es ihm denn bald begreiflich werden, daß in allen den Fällen, wo er, der Fürſt, Leuten ein Amt gibt, wozu ſie noch keinen Verſtand haben, er es ſei, der es ihnen gebe, und nicht der liebe Gott, und daß er ſich nun alſo in Anſehung des Verſtandgebens auch auf Gott nicht zu verlaſſen habe. — Jedoch, nun wieder zu unſerer Sache! — Sobald nun aber ein Fürſt, der ſeine Dienſte weiſe beſetzt, arbeitſame, eifrige und treue

Die=

Diener hat: ſo halte er ſie auch werth und ſchätze ſie nach Würden. Wer wäre er, wenn er ſie nicht hätte: Hülfen ihm alle ſeine noch ſo gutgemeinten Abſichten, ſeine Ueberlegungen, Entſchlieſſungen, Plane, Verordnungen und Einrichtungen etwas, wenn ſeine Diener ihm nicht dazu die Hand böten? Sind ſie es nicht, durch die er an hundert Orten zugleich arbeitet und wirkt? Müſſen ſie ihm nicht alle ihre Kräfte leihen und ſich für ihn aufopfern? Verdienen ſie ihm nicht den anſehnlichen Sold, welchen ihm der Staat reicht, und wovon er nur einen geringen Theil wieder an ſie zurückgibt? Iſt's nicht immer ſein Haus, dem ſie dienen, ſein Volk, für das ſie arbeiten? Erleichtern ſie ihm nicht durch ihre unermüdete Thätigkeit, durch ihre Treue und Gewiſſenhaftigkeit in Verwaltung ihrer öffentlichen Aemter und Geſchäfte die Verantwortung, welche er vor Gott und der Welt von ſeiner ganzen Regierung abzulegen hat? Wird nicht all das Gute, das ſie ſtiften, ihm zugeſchrieben? Hat er nicht den Ruhm und die Ehre davon? Wahrlich, ein Undankbarer vom erſten Range iſt er, wenn er dies alles nicht achtet, ſondern ſeine Diener wie Hausthiere betrachtet, die für das bloſſe Futter, das ſie bekommen, ſich ſtumpf arbeiten

müſſen, denen man zuletzt, wenn ſie nicht mehr zur Arbeit taugen, um das unnütze Futter zu erſparen, den Gnadenſchlag gibt, und an deren Statt man nun blos wieder andere junge und ſtarke anſchirrt, um jene weiter nicht zu vermiſſen! Ein ſolcher Fürſt verdient nicht, daß er rechtſchaffene Diener habe; er wird ſie aber auch nicht leicht bekommen, und es geſchieht ihm gerade recht, wenn er auf allen Seiten hintergangen, gemisbraucht und betrogen wird. Nur iſt es zu bedauern, daß den gröſſeſten Schaden nicht ſowohl er, ſondern vielmehr ſein unglückliches Volk hat. — Nein, der Fürſt mache ſich dieſer Herrenſünden gegen ſeine wackern Diener nicht ſchuldig. Er gebe ihnen vor allen Dingen zureichende Gehalte. Er nehme dabei Rückſicht auf ihre Arbeiten, auf ihre Familien, auf ihren Stand, und auf ihre übrigen Welt= und Hauslagen. Wer treu und froh arbeiten ſoll, muß von ſeiner Arbeit nicht nur leben, ſondern auch gemächlich leben können; — der Miſſethäter im Kerker lebt auch, und zwar bei Waſſer und Brod. Ein Fürſt, der von hieraus einen Schluß auf das Lebenkönnen ſeiner Diener macht, ſollte ſich wenigſtens nie an eine Tafel ſetzen, wo zehn und zwölf Gerichte aufgetragen wer=

werden. Es iſt ſehr an einem Fürſten zu loben, wenn er ein guter Wirth iſt; aber er fange die Oekonomie nicht bei Salarirung ſeiner Diener an, noch weniger oekonomiſire er an ihnen nur, um auf andern Seiten den unnützeſten, unverantwortlichſten Aufwand zu machen. Ihre Beſoldung muß in dem Verzeichnis ſeiner Ausgaben nicht der letzte Artikel ſeyn, ſonderu der erſte — weil ſie ihm alle ſeine Landesrevenüen, die er jahraus jahrein zieht, jahraus jahrein verdienen müſſen. Durch anſtändige Beſoldung der nöthigen Dienerſchaft ſind noch nie die Finauzen eines Fürſten in Verfall gerathen; wohl aber hat das Darben derſelben ſchon oft genug Unheil für Fürſten und Völker geſtiftet. Es iſt der falſcheſte unter allen oekonomiſchen Grundſätzen, die in die Seele eines Fürſten kommen können, ſeine Diener ſchlecht zu ſetzen. Wer ſchlecht ſitzt, arbeitet auch ſchlecht. Wird er darüber zur Rede geſtellt: ſo antwortet er mit Recht — wie der Lohn, ſo die Arbeit. Hat der ſchlechtſalarirte Diener Gelegenheit, ſich an ſeinen Mitbürgern zu bereichern: ſo glaubt er, ſein karger Fürſt habe ihm hiezu eine ſtille Vollmacht gegeben. Er ſportulirt nun über die Gebühr, läßt ſich beſtechen, ſchweigt, wo er reden ſoll, brand-

ſchatzt und plündert im Stillen, weil in ſeinem und ſeiner Kinder Magen mehr Säure iſt, als ſein Salar abſorbirt. Hat er Gelegenheit, an fürſtliche Kaſſen zu kommen: ſo trägt er kein Bedenken, anfangs erſt nur ſo viel noch herauszunehmen, als ihm ſein Fürſt von Gott und Rechtswegen geben ſollte; und hat er dies eine Zeitlang gethan, ſo nimmt er bald noch mehr heraus, als ihm gebührt. Was will ein Fürſt hernach zu allem dieſem ſagen, wenn ihm ſein eignes Herz den Vorwurf machen muß, daß er ſeine Diener zu ſolchem Unfug zwinge? Will er ſie nun gar noch dafür ſtrafen: ſo iſt's, als lieſſe er ſie darum nur ſündigen, um ſtrafen zu können, und die Welt ſtellt ihn in die Reihe der Unmenſchen. Nur alsdann, wenn er ſeine Diener gehörig ſoldet, kann er von ihnen die gewiſſenhafteſte Betreibung ihres Amts und Treue gegen ſich und ſein Volk fordern. Findet er ſie dann auf faulen Pferden: ſo ſtrafe er ſie, und die Welt wird ihm den Beinahmen des Gerechten geben. Dieſe menſchenfreundliche Fürſorge für die Saläre der Diener wird beſonders in unſern Zeiten immer nöthiger, mein Prinz, und dürfte vielleicht im kurzen einer der wichtigſten Gegenſtände für die Fürſten werden. Die mehrſten Beſoldungen rühren noch aus Zeiten her, in

wel-

welchen die Preiſe aller Sachen kaum halb ſo hoch waren, als jetzt. Dieſe ſteigen und ſteigen immer mehr; jene bleiben, wie ſie ſind. Geht dies ſo fort, wie iſt es möglich, daß Menſchen ſich noch nach öffentlichen Aemtern und Dienſten ſehnen ſollen? Sehen ſie nicht im Voraus ſchon, daß ſie dabei darben müſſen? Wovon ſonſt eine ganze Familie leben konnte, lebt jetzt kaum Mann und Frau. Wovon ſollen die Kinder ernährt und erzogen werden? Wollen die Fürſten, daß ihre Diener die einzigen ſeyn ſollen, die Schulden machen müſſen? Oder wollen ſie, daß ſie ehelos bleiben ſollen? Leider geſchieht dies ſchon häufig! O wenn Sie einſt Fürſt werden, nehmen Sie hierauf von Zeit zu Zeit Rückſicht; laſſen Sie keinen Menſchen, der Ihnen dient, auch den geringſten nicht, unſchuldig ſein Leben unter Nahrungsſorgen verſeufzen. Die Fürſten ſchlagen auf ihr Holz auf — die Bauern auf ihre Produkte — die Handwerker auf ihre Arbeit — — worauf ſoll der arme Diener aufſchlagen? — Sein Fürſt übe Barmherzigkeit an ihm aus! — Ein ganz neues Beſoldungsreglement für alle Diener des Staats und des Volks iſt nun bald eins der erſten Bedürfniſſe für die Welt. Und

wenn ich es machen ſollte, würde ich alle Sporteln und Accidenzien, ſie mögten Nahmen haben, wie ſie wollten, ausſtreichen. Und dennoch wollte ich Bürge dafür ſeyn, daß die noch einmal ſo ſtarke Beſoldung der nützlichen Diener dem Fürſten keinen gröſſern Aufwand machen ſollte. Sie dürften nur — die unnützen Diener abſchaffen und aus ihren Beſoldungen Zulagen für jene machen. Es gibt noch mancherlei unnütze Leute und Kreaturen an den Höfen, lieber Prinz, und — was das ärgſte iſt — — dieſe haben oft den gröſſeſten Gehalt . . . Doch hievon ein andermal . . . Der Fürſt gebe aber ſeinen Dienern nicht blos zureichend Brod, ſondern — er verbittere ihnen auch das Brod nicht, das er ihnen reicht. Er ſei liebreich gegen alle ſeine Unterthanen, am liebreichſten aber gegen ſeine Diener. **Es iſt kein Brod ſo ſehr Jammerbrod, als das Dienerbrod, wenn es immer zitternd gekäuet werden muß.** Ein Fürſt kann es leicht hierhin bringen; aber er hat weder Ehre, noch Freude, noch Segen davon. Jeder Diener ſei ſeines Brods gewiß, ſo lange er ſeinen Dienſt treu verwaltet. Seine Abſetzung hange nicht von der Willkühr des Fürſten, oder von der Kabale ſeiner Feinde, ſondern — von ihm

ſelbſt,

ſelbſt, von ſeinem Herzen und Betragen ab. Dis, Prinz, gibt wackere Diener; und nur mit ſolchen kann den Fürſten und Völkern wahrhaftig gedient ſeyn. Oft ſteht ein Rechtſchaffener am Hofe einigen Schurken am Hofe im Wege; da ermangeln die Hofſchurken dann nicht, den Hofrechtſchaffenen anzufeinden, zu verläumden, zu verfolgen und zu verdrängen. Ein guter Fürſt aber ſieht bald die Kabale durch und thut ihnen den Willen nicht. Das beſte Mittel iſt — jeder Diener werde gehört . . . Muß der Unterthan mit ſeiner Verantwortung vor ſeinen Fürſten kommen können, wie vielmehr der Diener! Kein Fürſt ſoll gegen ſeinen Diener zufahren. Thut er dies: ſo handelt er nicht nur wider die erſten Rechte der Menſchlichkeit, welche bei allen Völkern auch den andern Theil zu hören gebieten; ſondern er bricht auch ſein Wort, das er jedem Diener, als er antrat, entweder ſchriftlich oder doch ſtillſchweigends gab, ihn jederzeit hören zu wollen. Was ſollen Bürger und Bauern von ihrem Fürſten ſich getröſten, wenn er ſeine Diener nicht einmal hört? Wenn der Ackermann zwei Knechte hat und den einen von ihnen blos darum gleich aus dem Dienſt jagt, weil ihn der andere angeklatſcht hat, was ſprechen ſeine Nachbarn

dazu?

dazu? Nun, wenn ein Fürſt ſeinen Rath ſchaſſirt, blos darum, weil ihn andere Räthe verklatſcht haben, was ſoll die ganze Nation davon ſprechen? Der Diener bebe nicht ſklaviſch vor ſeinem Herrn, ſondern liebe ihn mit zärtlicher Ehrfurcht. Er erſchrecke nicht, wenn er ihn gegangen kommen ſieht, ſondern er freue ſich, ihn wieder zu ſehen. Gutmüthig, beſcheiden, höflich behandle ihn der Fürſt; und je höher der Diener iſt, deſto beſcheidener und höflicher behandle er ihn. Schändet er ſie ſelbſt, wie kann er erwarten, daß ſein Volk ſie ehre? So ſinkt alsdann alle Subordination und Ordnung in den Ständen, und er, der den Tirannen gegen ſeine Diener macht, ſchaft dieſe wieder zu Untertirannen gegen ihre Untergebene um. Aus ſeinen Augen gemishandelt weggehend, rächen ſie ſich nun dafür durch Mishandlungen an andere, die wieder ſo gegen ſie ſchweigen müſſen, wie ſie gegen ihn. Zum Schimpfen und Schlagen eines Dieners würdige ſich nie der Fürſt herab; — o daß die Fürſten doch einmal glauben wollten, daß es, wenn ſie dies thun, nicht anders ausſehe, als — wenn ſie in dem Augenblick **den Hut verlöhren**!!! Der Fürſt widerſtehe dem Jachzorn überall, am meiſten aber gegen ſeine Diener.

Er

Er kann es nie wieder gut machen, wenn er ſeine Diener öffentlich mishandelt. Es iſt ſchlechterdings beim Civil nicht, wie beim Militär, wo man den Soldaten erſt unehrlich machen und dann die Fahne wieder über ihn ſchwenken kann. — — Einen recht groſſen Beweis kann ein Fürſt auch dadurch davon geben, daß er ſeine Diener ſchätze, mein Prinz, wenn er nicht ohne ſie und immer allein handelt. Vorſchriften muß er ſich von ihnen nicht machen laſſen; aber — ſeine Räthe in wichtigen Dingen zu Rathe ziehen — — dies iſt fürſtlich. Der Titel ſelbſt, den ſie haben, bringt es ja ſchon ſo mit ſich; wozu ſind ſie denn Räthe, wenn ſie nicht Rath geben dürfen? Dieſe Art von Dienern koſtet ja viel Geld; ſollen ſie blos Ja ſagen, oder die Befehle nur vollſtrecken — — ſolche Jaſager und Befehlsvollſtrecker könnte ein Fürſt um viel wohlfeileres haben. Die eigentlichwiſſenſchaftlichen Studien, die ausgebreitetern Landeskenntniſſe, die Geſchäftsroutine, welche die Räthe haben, ſetzen den Fürſten auch oft erſt in den Stand, ſeinen Planen und vorhabenden Einrichtungen die wahre Vollkommenheit zu geben. Wie oft geht es ſonſt den Fürſten ſo, daß ſie gegebene Befehle zurücknehmen, getroffene Veranſtaltungen wie-

der

der abändern müſſen, blos darum, weil ſie ihre Räthe nicht vorher fragten, ob ſie praktikabel wären? Wahrlich, ein Fürſt beſchimpft ſich nicht dadurch, daß er über eine Sache mit Sachverſtändigen erſt ſpricht; ſondern dadurch, daß er in Ermangelung deſſen eine Sache verkehrt anfängt, und hernach wieder aufgeben muß. Und wie lieb muß ihn nicht ſein Volk dafür haben, wenn es hört, daß ihm des Landes Wohl ſo wichtig iſt, daß er in Angelegenheiten deſſelben von Erheblichkeit nicht blos mit ſich ſelbſt, ſondern auch mit ſeinen Räthen zu Rathe gehe, und auch als Fürſt die Volkswahrheit zugeſtehe, daß — zehen oder zwölf Augen mehr ſehen, als zwei, wenn auch gleich dieſe zwei Augen ein Paar Fürſtenaugen ſind! Mislingt hernach irgend eine Anſtalt; ſo iſt die Nation nicht nur dabei ruhiger, ſondern der Fürſt ſelbſt auch kann es ſeyn, weil er ſie mit den Erſten der Nation überdacht und überlegt hat. Sind aber die Rathgeber ſelbſt nicht unter ſich einig: ſo ſchlage ſich der Fürſt zu der Parthei, die nicht ſowohl die mehrſten Stimmen, als vielmehr die mehrſten Gründe für ſich hat; denn oft haben drei Stimmen kaum einen Grund, dahingegen eine Stimme zuweilen alle

Gründe

Gründe hat. Jeder Menſch hat ſein Fach, in welchem er am beſten bewandert iſt; es iſt rathſam, daß ein Fürſt bei jedem wichtigen Vorhaben auch mit denjenigen unter ſeinen Dienern darüber ſpreche, in deren Fach es vorzüglich einſchlägt; ſie mögen übrigens zu einer der obern, oder mittlern, oder untern Dienerklaſſen gehören. Jedem Diener müſſe es freiſtehen, entdeckte wahre Mängel an vorwaltenden Anſtalten mit Beſcheidenheit ſeinem Fürſten zu zeigen; und wenn er auch nichts weiter, als der letzte unter allen **Vollziehern** und **Bewerkſtelligern** derſelben wäre. Es kann ja ſeyn, daß dieſe Mängel von der Art ſind, daß ſie nicht eher bemerkt werden, als während der **Vollziehung**, oder daß ſie gar der letzte der **Vollzieher** erſt bemerken könne. Nun, ſo müſſe ihn, und wenn er der unterſten Diener einer wäre, ſein Fürſt noch dafür ſchätzen, daß er ihm noch zu rechter Zeit die Augen öfnet; er müſſe ihn als den **Mann** betrachten, der ſeine **Ehre**, da ſie ſchon auf's Spiel geſetzt war, noch rettet, und dafür öffentlich loben und lohnen. Dies, Prinz, erregt einen rechten Enthuſiaſmus von Dienſteifer, wenn jeder Diener erfährt, daß ſeine Vorſtellungen Gehör finden und Eindruck machen, ſobald ſie die geſunde **Vernunft**

für ſich haben; dieſe geſunde Vernunft möge übrigens aus dem Gehirn eines Präſidenten oder eines Subalternen kommen. Unter den Dienern ſelbſt, ſo verſchieden ſie auch an Amt und Würden seyn mögen, wird hiedurch zugleich eine gegenſeitige Werthſchätzung bewirkt, die bei den höhern die Sucht über die niedern zu deſpotiſiren einſchränkt und in den Seelen der niedern ein edles Selbſtgefühl erweckt und die Flamme des Patriotiſmus unterhält. Ein Fürſt, der einen ſeiner niedrigern Diener dafür noch aushunzen könnte, daß er ihn zurechtweiſen will, und der in ſolchen Fällen nur immer die Sprache gegen ihn führte — man ſolle nicht naſeweis ſeyn, ſondern blos thun, was geheiſſen würde, wäre ſeiner nicht werth . . . So viel, als möglich, ſuche der Fürſt den wackern Diener, wenn er ihn einmal hat, davon abzuhalten, daß er aus dem Dienſt des Vaterlandes in auswärtige Dienſte gehe. Das Vaterland verliert zu viel an ihm; es wird zwar nie an Subjekten fehlen, die ſich zu ſeinem Dienſt wieder melden; ob ſie ſich aber dazu ſchicken, das iſt die Frage, und wie lange es währen wird, ehe ſie den Dienſt wieder ſo ausfüllen, wie er, dies iſt eine noch wichtigere Frage. Wollte der Diener, das Kind des Vaterlandes, aus Mangel in fremde Dien-

ſte gehen, die ihn ſorgenloſer nährten; ſo hat der Fürſt ja auf der Stelle das Mittel in der Hand, ihn zurückzubehalten. Er entſchädige ihn und ſetze ihn ſelbſt beſſer; ſo wird derſelbe das beſſere Brod lieber im Vaterlande eſſen, als auswärts. Sehnte ſich der Diener aus Ueberdrus ſeines für ſeine Kräfte zu engen Wirkungskreiſes im Vaterlande aus dem Schoße deſſelben weg; hat er wirklich höhere Wirkungskraft: ſo weiſe ihm der Fürſt einen weitern Wirkungskreis an; ſo wird derſelbe das gröſſere Gute, das er ſtiften kann, lieber für ſein Vaterland, als für ein fremdes Land, ſtiften. Wäre Eitelkeit die Triebfeder, welche den Diener in ein fremdes Land reizte, wo ihm etwa glänzendere Konditionen angeboten würden: ſo errege der Fürſt in ſeiner Seele auf alle Weiſe den Patriotiſmus und mache ihm die Hofnung, mit der Zeit auch das zu Hauſe zu finden, was er in der Fremde ſucht. Dies alles halte der Fürſt nicht nnter ſeiner Würde; er betrachte einen ſolchen Diener, der auswärts geſucht wird, nicht als einen Diener, der ihm den Stuhl vor ſein Korpsdelogis ſetzt, ſondern ſchätze ſichs zur Ehre, daß ſeine Leute auch auswärts geſchätzt und geſucht werden; dieſen Gedanken halte er feſt und behandle den auf der Flucht ſtehenden Diener darnach; ſo

 wird

wird es ihm gelingen, jeden brauchbaren Mann im Dienſt dem Vaterlande zu erhalten ... Alle Wittwen und Waiſen im Lande ſind an den Fürſten, als an ihre lezte Inſtanz, von Gott gewieſen; wie noch weit mehr arme Dienerwittwen und dürftige Dienerwaiſen! Mein liebſter Prinz, dies iſt ein recht wichtiges Kapitel für die Fürſten, welche den Ruf der Dankbarkeit, den Beinahmen der Dienerſchätzer erlangen wollen. Wenn der Kaufmann ſtirbt, kann die Frau den Handel fortſetzen; wenn der Handwerker ſtirbt, kann die Wittwe ſich Geſellen halten und die Profeſſion forttreiben; wenn der Bauer ſtirbt: ſo ſterben doch ſeine Aecker, Wieſen und Heerden nicht mit; aber — wenn der Diener ſtirbt: ſo ſtirbt für ſeine Familie alles zugleich mit. Wovon ſollen ſeine Wittwe und Waiſen nun leben? Seither lebten ſie vom Gehalt des Mannes und des Vaters — mit dem Tode deſſelben hört er auf — — was nun? Denken Sie ſich einen Reichen, der ein Kapital von zehntauſend Thalern hat, und einen Fürſtendiener, der einen jährlichen Gehalt von fünfhundert Thalern hat. Der eine hat, ſo lange beide leben, allerdings ſo viel Kapital, als der andre; aber bei ihrem Tode iſt ein groſſer Unterſchied zwiſchen beiden. Die Familie des erſtern

ver=

verliert den Vater, aber — behält das Kapital. Die Familie des letztern verliert den Vater und das Kapital zugleich. Ihr Kapital von zehntauſend Thalern war des Vaters Dienſt. Es iſt bald geſagt, aber mehrentheils unmöglich auszuüben, daß die Diener bey Zeiten für ihre Familien ſorgen, ſparen, zurücklegen und ſammlen ſollen. Wo ſind denn die Dienſte, bei welchen viel zurückgelegt und geſammlet werden kann? Sollen denn auch die Fürſten- und Volksdiener, die gemeinnützigſten unter allen Bürgern des Staats, unter allen Bürgern diejenigen gerade und die einzigen ſeyn, welche nur immer an Tod und Sterben denken und auf jeden Lebensgenuß Verzicht thun müſſen? Dies ſollen ſie thun und — dennoch dabei unverdroſſen und bis an ihren Tod arbeiten? Der Knecht auf dem Pachthofe hätte alſo ſeine Freudentage, und — der Rath am Fürſtenhofe ſollte nichts, als ein ganzes Leben voll Plag haben? Und wie? wenn nun der Diener gar in der Mitte ſeines Lebens ſtirbt — ſoll er da auch ſchon etwa ſo viel haben zurücklegen und ſammlen können, daß Frau und Kinder davon leben mögen? Wie? wenn er ſich im Dienſt des Fürſten gar ſo früh zu Tode gearbeitet hat —

ſoll er da ſterbend noch den Einfall verdammen, daß er in Fürſtendienſte trat, und wünſchen, daß er lieber ein Bierbrauer, Schuſter oder Schneider geworden wäre, damit er länger bei Frau und Kindern geblieben wäre, oder nun doch ſeine Wittwe das Handwerk und das Brauweſen fortſetzen könnte? Gott, wie lohnen die Fürſten mit Undank, wenn ſie des Dieners, ſobald er begraben iſt, vergeſſen; wenn ſie darum, weil er nun nicht mehr arbeitet, auch nicht weiter daran denken, daß er gearbeitet habe, und zwar ſo redlich und ſo brav, und wenn ſie ſeine Wittwe und Waiſen in Dürftigkeit und Elend hülflos jammern und ſchmachten laſſen! Nein, jeder wackere Diener, der nichts hat vor ſich bringen können, müſſe ſterbend noch den letzten Troſt darin finden, daß ſein Fürſt nun an ſeine Stelle trete und der Vater ſeiner hinterlaſſenen armen Familie werde! Der Fürſt beruhige ſich ja nicht mit dem bloſſen Gedanken — ich habe ihn nicht todt geärgert ... Das wäre ja vollends ſchrecklich, wenn ein Fürſt ſeine Diener auch noch todt ärgerte ... So müßte man, wenn der Tod des Dieners in Kupfer geſtochen werden ſollte, den Diener mahlen, wie er auf dem Boden liegt und in ſeinem Blute ſchwimmt, und wie ſein Fürſt neben ihm

ſteht, den blutigen Dolch noch in der Hand, und wie Wittwe und Waiſen des Dieners im Hintergrunde ſtehen und die Hände wider ihren Fürſten gen Himmel über den Kopf zuſammenſchlagen. Vielleicht, wenn es einen Fürſten gäbe, der ſo handeln könnte, daß ein ſolcher Kupferſtich, wenn er öffentlich zum Beſten der unglücklichen Familie ſeines Dieners verkauft würde, noch das einzige Mittel wäre, ihn menſchlicher zu machen. Wenn der Fürſt weiter nichts denken kann, als, daß er ſeinen Diener nicht todtgeärgert habe; ſo iſt dies noch keine Beruhigung für ihn. So hat er alſo weiter nichts gethan, als — nur kein Unrecht an ihm ausgeübt. Iſt das Beruhigung genug, nur kein Unrecht ausgeübt zu haben — oder kann man ſich alsdann nur erſt beruhigen, wenn man auch vortreflich handelt? Das iſt ſchon ein edler Fürſt, der ſeinen treuen graugewordenen Diener nicht mehr, wie den vollkräftigen Mann zur Arbeit anſtrengt oder auch nur auffordert, und der ihn auf ſeine alten Tage darum, weil er gar nichts mehr arbeiten kann, dennoch nicht Noth leiden läßt; aber das iſt ein noch edlerer Fürſt, der auch den Wittwen ſeiner wackern Diener eine verhältnismäſſige Penſion

ausſetzt, und für eine gute und ſtandesmäſſige Erziehung der dürftigen Waiſen derſelben väterlich Sorge trägt. Hungernde rechtſchaffene Dienerwittwen, herumirrende verlaſſene Dienerwaiſen ſind die gröſte Schande, welche ein Fürſt ſich ſelbſt anthun kann. Alle ſeine guten Unterthanen ſchütteln die Köpfe darüber, und alle durchreiſende gute Fremde weiſen mit Fingern erſt auf ſie und dann auf ihn. Die gewöhnliche Entſchuldigung, daß der Staat dergleichen Ausgaben nicht ertrage, gilt weder vor dem Richterſtuhl der Menſchlichkeit noch vor dem Richterſtuhl der wahren Oekonomie. Dieſe zeigt ihre Kunſt nicht an den erſten und nothwendigſten Bedürfniſſen, welche ſie vielmehr vollkommen befriedigt, ſondern an unnützen, überflüſſigen Verſchwendungen, die ſie allerſeits einſtellt. O mein Prinz, Beiſpiele von ſolcher Art, wenn ein Fürſt auch noch für die Familie eines wackern Dieners ſorgt, machen auf ſeine ganze noch lebende Dienerſchaft erſtaunende Eindrücke. Der Gedanke — dein Fürſt ſchätzt dich im Leben und im Tode und legt dieſe Schätzung durch Thatbeweiſe an den Tag — ſtimmt die Seele eines an ſich ſchon redlichen Dieners zu noch weit ſtärkerm Dienſteifer, zum höchſten Enthuſiaſmus für den

Für=

Fürſten, zum unüberwindlichſten Patriotiſmus und zu Aufopferungen aller Art für allgemeines Wohl. Ein Diener iſt auch ein Menſch, und es muß dem Fürſten ſehr daran gelegen ſeyn, daß er dies ſei. Als Menſch ſind ihm die Familienbande ſüs und die Sorgen für ſeine Familie heilig. Manchen recht erhabenen, hochaufgeſpannten Dienſteifer unterdrücken dieſe. Wenn nun aber der Fürſt dazwiſchentritt und ſpricht — Auch dieſe deine Sorgen ſollen meine Sorgen ſeyn — — ſo geht der Diener für ſeinen Fürſten und für ſein Vaterland in Feuer und Waſſer — — — Stirbt er den Märtirertod im Dienſt — — dort lebt der Vater, ſpricht er, der für meine Kinder ſorgt, und weiſet mit der Rechten aus Flammen und Fluten noch nach dem Reſidenzſchloß hin. — — — Prinz, die Fürſten beklagen ſich zuweilen, daß ſie ſo wenig treue Diener finden — — — welche Klage! wer führt ſie? gegen wen wird ſie geführt? wer ſoll der Richter ſeyn?

Theodor. (brav.) J, das wollte ich wohl ſeyn können. Ich würde ſo ausſprechen — lernet treue Diener ſchätzen: ſo werdet ihr auch treue Diener haben ... Das kommt mir ebenſo vor, als wenn ein Amtmann ſeine Leute ſchlecht halten und ſich hernach darüber be-

ſchweren wollte, daß er keine gute Dienſtboten bekommen könne. (wie erſchrocken.) Ach das war wohl ein falſcher Vergleich; ich wollte ſagen, es wäre geradeſo, als wenn jemand ſeine Freunde nicht zu ſchätzen wüßte, und hernach über Mangel an wahren Freunden klagen wollte.

Bei dieſen Worten trat Fürſt Adolf ganz unerwartet zur Einſiedelei herein. Es war dies das erſtemal, daß er Rothen und den Prinz hier aufſuchte oder antraf. Er ſah ſehr heiter aus und ſprach: **Alleweil bin ich wieder Vater von ſieben Kindern mehr geworden.** Da iſt mir vor einigen Tagen einer meiner wackerſten Diener, der Amtsrath B. in D.. geſtorben und hat ein ganz Haus voll Kinder ohne Mutter und Vermögen hinterlaſſen. Ich komme eben von da zurück und habe all die ſieben Kinder ſchon voraus nach der Stadt fahren laſſen, wo ſie auf meine Koſten erzogen werden ſollen. Rothe, ich kann Ihnen nicht beſchreiben, was das für ein trauriger Anblick war. Die Kinder ſahen alle aus, wie die Schatten, und, was mir das Herz faſt zerriß — ſo, wie ich in die Stube trat, fing ein Knabe von ihnen, dem ich Pathe bin, und der etwa ſechs Jahre alt iſt, ſobald er mich ſah, die übrigen an zu tröſten. „Nun ſeid zufrieden, rief er aus, da kommt mein

Herr Pathe und ſein Fürſt.“ . . . Gutes Kind, erwiederte ich — du haſt recht . . . (wiſcht ſich die Thränen ab.) Ich habe für ſie geſorgt, wie es meine Schuldigkeit war — ja, wie es meine Schuldigkeit war . . . Wie viel wollte ich darum geben, wenn ich das Leben ihres braven Vaters wieder erkaufen könnte! . . Was der Mann mag gelitten haben, ehe er ſtarb, wenn er ſo ſeine ſieben unmündige Kinder um ſein Bette her in Thränen ſchwimmend ſah! . . . Hätte ihm doch Gott einen vertrauensvollen Gedanken auf mich eingeflößt! . . Hätte er ihn doch in die Zukunft des heutigen Tages ſehen laſſen! . . . Nur Ruhe, nur Ruhe im Tode hätte ich ihm gewünſcht . . .

Rothe. (zu Theodor während daß Adolf das Portrait Friedrichs, des Dienerſchätzers in's Auge faßt und ſtumm betrachtet.) O Prinz, welch ein rührender Schluß unſerer heutigen Unterredung! Laſſen Sie ihn Ihr ganzes Herz in Bewegung ſetzen — —

Adolf wendete ſich um, fragte nach der Materie, über die heute geſprochen worden ſei, und ging mit Theodorn auf eine Zeit buſchein. Rothe nahm Friedrich, den Dienerſchätzer, und ſtellte ihn dicht neben Adolf, den Menſchlichen, hin. Als er hernach den Fürſten wiederfand, hörte

hörte er ihn noch ganz vernehmlich die Worte zum Prinz ſprechen — ſie ſind weder fürſtliches Zugvieh, noch ſind ſie unſere Sklaven — brave, wackere Menſchen ſind ſie, ohne die wir uns todt arbeiten müßten und doch — mit nichts zu Stande kämen. Unſere Augen ſind ſie, durch die wir ſehen — unſere Ohren, durch die wir hören — unſere Lippen, durch die wir reden — unſere Hände, durch die wir wirken — — himmelſchreiender Undank iſt's, wenn wir ſie nicht ſchätzen — — —

Prinz Theodor erſchien nun zuweilen an der fürſtlichen Tafel. Als er zum erſtenmal daſelbſt Platz nahm, geſchah es ohne alles Geräuſch, und niemand von den Anweſenden durfte thun, als wenn er ihn zum erſtenmale allda bemerkte. Der Prinz war beſcheiden und dreuſt, antwortete, fragte und unterhielt ſich viel mit einem bürgerlichen Rath, der freie Tafel am Hofe hatte und Rothen zuweilen beſuchte. Nie aber war er bei Tafel, als wenn der Fürſt wußte, daß lauter Leute an derſelben ſäſſen, die er ſprechen hören könnte. Rothe begleitete ihn alsdann jederzeit und fand ſeinen Platz neben ihm.

Fürſt

Fürſt Adolf gab zu erkennen, daß er nun einige Geſellſchafter für ſeinen Sohn wünſche, die von ſeinen Jahren und Jünglinge von Kopf und Herz wären. Kaum verbreitete ſich hievon das Gerücht, ſo ernannte jeder von den Vornehmern des Hofes und der Stadt ſeine Söhne auch ſchon im Herzen dazu, und es fehlte ihnen blos nur noch an dem kleinen unbedeutenden Umſtande, — daß Adolf die Ernennung genehmige. Man ſah dabei nur immer auf die Jahre der jungen Leute und vergaß der andern Eigenſchaft, welche von ihnen gefordert ward, daß ſie auch klug und gut ſeyn müßten. Viele ſtanden in der Meinung, daß die Mängel hieran durch die äuſſerlichen Vorzüge der Väter erſetzt würden, und ein Jüngling von Kopf und Herz oder ein Jüngling von Stande waren in ihrer Sprache gleichbedeutende Redarten. In Adolfs Sprache aber waren dies ſehr verſchiedene Ausdrücke. Er kannte die noch immer herrſchenden Fehler in der Erziehung vieler ſogenannten jungen Herren von Stande, ſo wie er die gangbarſten Jugendſünden ſeines Zeitalters wußte, und empfand keine Neigung dazu, ſeinen wisbegierigen, wakkern und unſchuldigen Sohn durch vornehme Buben, die in Müſſiggang, Wildheit und erfrüheter Wollüſtigkeit ihre Ehre fanden, verpe-

ſten

ſten zu laſſen. Er gab an einem dazu beſtimm=ten Morgen dem geſammten Adel ſeines Hofs ſowohl als auch ſeiner Reſidenz die Erlaubnis, ihre Söhne ihm zu produciren, und muſterte ſie. Bei dieſer Gelegenheit ſetzte er die verſchiedenen Begriffe — ein junger Herr von Stande und ein junger Herr von Kopf und Herz — ſo deutlich aus einander, daß es viele unter den gegenwärtigen Vätern ſchon zu gereuen anfing, ihre Söhne heraufgeführt zu haben. „Es iſt ein recht Unglück, ſprach er unter andern, daß man in den ſogenannten vornehmen Häuſern den Knaben noch oft ſo frühzeitig ſagt, wie vor=nehm oder wie reich ſie gebohren ſind. Ein vernünftiger Mann weiß, daß dies nicht die wahre Gröſſe des Menſchen ſei; aber — Knaben können den Unterſchied zwiſchen wahrer und falſcher Gröſſe noch nicht faſſen. Wenn ih=nen nun von ihren äuſſerlichen angeerbten Vor=zügen ſchon vorgeſchwatzt wird: ſo gewinnen ſie natürlicher Weiſe gleich von Anfang an die fal=ſche Gröſſe lieb, halten ſie für die wahre und ſuchen hernach lebenslang wohl ihre Ehre in ihr. Unter zehn Knaben, denen ſo vorgeſchwatzt wird, ſind gewiß allemal neun, auf die dies die ver=derblichſten Eindrücke macht. Ihrer künftigen Reichthümer eingedenk, glauben ſie nun nicht

nöthig

nöthig zu haben, etwas rechtſchaffenes zu lernen. Auf ihren vornehmen Stand trotzend, werden ſie leidenſchaftlich, ausgelaſſen, wild und zügellos. Ihr ganzes Verdienſt iſt höchſtens, daß ſie Franzöſiſch plappern können. Auf den guten Seiten ſtehen ſie alsdann den Leuten ihres Alters in den unterſten Ständen oft nach; auf den ſchlechten aber übertreffen ſie oft Erwachſene und Alte. Sie ſind z. E. dummdreuſter, als dieſe, ſprechen immer zuerſt, ſcherzen über eigene Thorheiten, loben ſich ſelbſt und haben ſchon mehr Erfahrung von den Mannigfaltigkeiten der Wolluſt. Das ſind mir ſchöne junge Herren von Stande. Mich täuſchen ſie aber nicht. Ich will es jedem Jüngling im Geſicht anſehen, ob er brav oder ein Bube iſt ...“

Adolf entließ die ganze Verſammlung, ohne ſich zu beſtimmen. Viele von den jungen Leuten hätte er gleich aus dem Saal treiben laſſen mögen; ſo übel empfohlen ſie ſich ihm beim erſten Anblick. Einige waren darunter geweſen, die ſeinen Beifall erhielten und deren Nahmen er ſich merkte. An einem andern Morgen ließ er ſich auch die Söhne ſeiner Räthe und Diener vorſtellen. Rothe fand ihn nachher zufriedener, als das erſtemal. Noch an einem andern Morgen wurden ihm viel Jünglinge aus guten Bür-

ger-

gerhäuſern vorgeführt, unter welchen ein groſſer Theil ſeinen völligen Beifall erhielt. Manche von ihnen hatten ein doppeltes herrliches Atteſtat bei ſich; eins von ihren Lehrern und das andere in ihrem Geſicht. Die Durchſicht der Lehreratteſtate leitete den Fürſten auf eine Idee, welche ſeiner zu treffenden Auswahl unter den künftigen Geſellſchaftern ſeines Sohnes die wahre Vollkommenheit gab. Er ließ nehmlich die aufgeklärteſten und beſten Lehrer an allen ſeinen Erziehungsanſtalten in der Reſidenz zuſammenkommen und befahl ihnen, auf ihr Gewiſſen ihm Jünglinge, die unter ihrer Aufſicht ſtanden, zu dieſem Behuf in Vorſchlag zu bringen. Die Bedingungen dabei waren, daß ſie jeden, den ſie vorſchlügen, genau kenneten, und ihn als einen lehrbegierigen, fähigen, gutgeſitteten und noch unverdorbenen Jüngling kenneten. Dieſe Männer führten durchgängig traurige Klagen darüber, daß die Erziehung in den Häuſern im Ganzen noch ſo wenig tauge, und daß die Eltern mit der Bildung, welche ſie ihren Söhnen gäben, den Unterricht und der Bildung, die dieſe von ihren Lehrern empfingen, noch ſo häufig gerade entgegenarbeiteten. Beſonders ſetzten ſie hinzu, müßten ſie es beklagen,

daß

daß dies in den vornehmern Häuſern am häufigſten geſchehe. Die Mücken, ſprach einer von ihnen mit gerechter Bitterkeit, welche ihnen zu Hauſe täglich um die Köpfe ſummen — ich meine die Geburts- Standes- und Vermögensmücken ſtechen ſie ſo gefährlich, daß ich, wenn ſie zu mir in die Lehrſtunden kommen, faſt weiter nichts zu thun habe, als die aufgeblaſenen Geſchwülſte an ihnen zu kuriren . . . " Das iſt arg, erwiederte Fürſt Adolf; jedoch, da ich nun überzeugt werde, daß es mit den ſogenannten jungen Herren von Stande häufig wirklich noch ſo ſtehe, wie ich gedacht habe: ſo erkläre ich hiemit nochmals, daß mir ſchlechterdings nichts daran gelegen ſei, ob die Geſellſchafter meines Sohnes ſogenannte junge Herren von Stande ſind, oder nicht. Den Mann von Stande machte in meinen Augen nie der Titel, oder das Wapen, oder der Geſchlechtsnahme, oder der Treſſenrock, oder die Geldbörſe, oder der Laquai hinter ihm, oder die Equipage — ſondern — mehr, als alltägliche Kenntnis, ein edler moraliſcher Karakter, und eigenes, ſelbſt erworbenes, gemeinnütziges Verdienſt. Noch weit weniger alſo macht in meinen Augen

den jungen Herrn von Stande der gnädige Herr Papa **von, in, aus und zu,** die reiche Tante, die hohe Friſur und das Stuzerweſen — ſondern — **der fähige Kopf, die Wisbegierde, der Fleis, der edle Ehrgeiz, die Unſchuld des Herzens und ein geſittetes Betragen.** Bringen Sie mir Jünglinge mit dieſen Eigenſchaften, ſo mögen ſie zu Hauſe ſeyn, wo ſie wollen; für junge Herren von Stande denke ich ſie bald dadurch zu erklären, daß ich ſie unter allen ihres Alters zu Geſellſchaftern des Erbprinzen auswähle. Vielleicht, daß dies Eindrücke auf viele der ſogenannten Herren von Stande macht, und daß ſie, wenn ſie ſehen, daß von ihren Söhnen nicht viele zu dieſer Ehre gelangen, ſich angetrieben fühlen, auf edlere und würdigere Erziehung in ihren Häuſern zu denken; und — ſo habe ich alsdann ein Verdienſt um die Nation mehr erlangt."

Dieſer Inſtruktion zufolge fanden ſich in der ganzen groſſen Reſidenz neun Jünglinge von Theodors Jahren zuſammen, die von ihren Lehrern ſowohl, als von ſeinem Vater für würdig erklärt wurden, mit ihm Umgang zu haben. Unter ſelbigen waren ein Edelmann und zwei Rathsſöhne; die übrigen ſieben ſtammten alle

aus

aus guten Bürgerhäuſern her. Adolf ward in ſeinem Glauben an die Phiſiognomik nicht wenig beſtätigt, als er ſie alle neun mit Vergnügen wieder erkannte, wie ſie unter den ihm bereits vorgeſtellten Jünglingen geweſen wären und ſeine Aufmerkſamkeit beſonders an ſich gezogen hätten. Unter den Höflingen ſowohl, als unter den ſogenannten vornehmen Leuten in der ganzen Reſidenz entſtand darüber viel Unzufriedenheit und Gemurmel, daß der Fürſt Stand und Geburt ſo wenig ſchätze, und daß der Erbprinz von Jugend auf faſt mit nichts, als mit Pöbel, umgeben ſei. Adolf ließ ſich aber hierdurch nicht irre machen, ſondern erklärte bei jeder Gelegenheit laut, daß der vornehme Pöbel der eigentliche Pöbel ſei, und daß er ſein Haupt nicht niederlegen wolle, ohne in dieſem noch den ganz eingeſchrumpften und eingetrockneten Trieb nach Verdienſt wieder anzufeuchten und zum Sproſſen zu bringen. Theodor und ſeine Geſellſchafter trugen von nun an Uniform. Kein Jüngling in der ganzen Reſidenz durfte ſelbige ohne auſſerordentliche Erlaubnis zu tragen verſuchen. Dieſe Erlaubnis aber bekamen nur ſolche Jünglinge, welche von ihren Lehrern unzubezweifelnde Atteſtate von der Vortreflichkeit ihres Kopfs und Herzens aufzuweiſen

hatten. Sobald ſie dieſe hatten, ward ihnen die Uniform verſtattet; und ſobald ſie die Uniform trugen, durften ſie den Erbprinz beſuchen. Es war kaum zu glauben, was für herrliche Einflüſſe dieſe anſcheinende Kleinigkeit auf die Väter und Söhne in allen Ständen, und beſonders in den höhern, hatte. Die ſtrengſten Geſetze, die reichſten Prämien und Stipendien hätten den Fleis, die Rechtſchaffenheit und Sittſamkeit unter den jungen Leuten nicht ſo allgemein befördern können. Zu dem edlen Ehrgeiz, der hiedurch angefacht ward, kam auch noch die ſichere Vermuthung, welche die Väter hegen mußten, daß der Fürſt einſt die Jünglinge, welche Theodors Geſellſchafter geweſen wären, vor allen andern verſorgen würde. Und was mußten dieſe nicht hoffen können, wenn der Prinz ſelbſt einſt zur Regierung käme? Mithin glaubte jeder Vater das Glück ſeines Sohnes feſtgegründet zu ſehen, ſobald er ihn in der Uniform erblickte. Wer eine recht ausgeſuchte, vortrefliche Geſellſchaft von jungen Leuten bei einander ſehen und einmal recht menſchlichfroh ſeyn wollte, mußte zu Theodorn kommen, wenn er ſeine jungen Freunde bei ſich hatte. In ihrem Zirkel ward kein jugendlicher Frevel ausgeübt und kein jugendlicher Unſinn geſprochen.

Unſchuldige Heiterkeit, liebenswürdige Natürlichkeit, wetteiferndes Beſtreben, einander Kenntniſſe mitzutheilen und an Kenntniſſen Theil zu nehmen, und freiwilliger Anſtand waren der Geiſt, der ſie beſeelte. Adolf hatte es ein = für allemal erlaubt, daß ſie unter Rothens Aufſicht nach ſeinen Landhäuſern und Luſtſchlöſſern zuſammen wandern konnten, wie ſie wollten. Zuweilen begleiteten ſie denn wohl die angeſehenſten Lehrer der daſigen Erziehungsanſtalten, und ſo wurden die Wanderungen ſo lehrreich, als vergnügend für ſie. Auch erlaubte es Adolf, daß Theodor oft mit ſeinen Geſellſchaftern zuſammenſpeiſete. Da formirten ſie dann eine eigene Tafel, bei der der Prinz den Wirth machte und — ſein Vater ſogar zuweilen einer von den Gäſten war. So oft dies leztere geſchah, war Adolf nach Tiſche weit heiterer, als zuweilen, wenn er in Geſellſchaft der vornehmſten Fremden an ſeiner eigenen Tafel geſpeiſet und — Langeweile und Ueberdrus zum Deſert gehabt hatte.

Den erſten Schmaus gab der Prinz ſeinen Freunden am Geburtstage ſeiner Mutter, und bei dieſer Gelegenheit hatte einer von den Lehrern eines daſigeu Erziehungsinſtituts den Einfall, daß der Prinz nebſt ſeiner Geſellſchaft

eine Komödie auf dem fürſtlichen Theater aufführen mögte. Adolf und Ulrike ſollten ſeiner Meinung nach nicht nur diesmal dadurch auf eine angenehme Weiſe überraſcht werden, ſondern er wollte auch den Vorſchlag thun, daß hernach dergleichen öfter geſchähe, weil dies eine trefliche Uebung für junge Leute in Dreuſtigkeit, Anſtand und guter Deklamation ſowohl, als auch in Uebernehmung verſchiedener Rollen des Lebens ſei. Rothe widerſprach auf der Stelle dem Ueberraſchungsplan, der dabei zum Grunde lag, und hielt es überhaupt für rathſam, über die ganze Sache bei dem Fürſten erſt anzufragen, weil er einestheils wußte, daß Adolf kein groſſer Freund vom Schauſpiel ſei, und anderntheils nicht wußte, was derſelbe über die Geiſtes = und Herzensübungen durch daſſelbe für junge Leute ſowohl überall, als für einen Erbprinz beſonders denke. Denn das Geſpräch war zwiſchen dem Fürſten und ihm noch nie auf dieſen Gegenſtand gekommen. Als er nun den Fürſten darüber ſprach, verbot ſelbiger dieſe Geiſtes = und Herzensübung für ſeinen Prinz nicht nur für diesmal, ſondern auch auf immer, und ſetzte ſehr nachdrücklich hinzu:

„Was

„Was das für Schwindeleien ſind! Was werden die Leute doch noch alles angeben? — Aber der Mann wird mich für einen Pedanten halten, daß ich ſo etwas nicht leiden will — und ich halte ihn für einen Pedanten, daß er ſo etwas vorſchlägt. Doch, wir können ja einer den andern halten, wofür wir wollen, ohne daß jemand dabei leide. Kurz, ich will dergleichen nicht haben. — Rothe, das Theater iſt da, wie Sie wiſſen — warum ſollte ich es den jungen Leuten nicht aufſchlieſſen laſſen, wenn ich es für gut hielte? Junge Leute mögen immerhin Komödie ſpielen, ſobald ſie ſich dem Theater widmen und Schauſpieler von Profeſſion werden ſollen. Da bin ich ſelbſt der Meinung, daß ſie nicht früh genug zu agiren anfangen können, wenn ſie einmal gute Akteurs werden ſollen. Aber lieber, beſter Rothe, wozu denn theatraliſche Uebungen für Jünglinge, die einſt Amt und Beruf im Staat haben oder zu den Geſchäften des Lebens beſtimmt werden ſollen? Etwa zur Geiſtes- und Herzensübung für ſie — wie unſer Rektor ſpricht? Ob der gute Mann auch wohl ſelbſt über die Sache nachgedacht haben mag, oder ob er dies etwa auch nur ſo nachſpricht, wie ſo vieles in der Welt blos nachgeſprochen wird! Man ſpricht, und

vielleicht ſpricht unſer Rektor auch ſo, junge Leute würden durch ſolche Uebungen dreuſt, bekämen einen guten Anſtand und lernten dadurch, ſich auf dem groſſen Welttheater einſt gut produciren, würden vollkommener im Deklamiren, und geſchickter, mancherlei Rollen des Lebens zu übernehmen ... Was die Dreuſtigkeit betrift: ſo darf man nur junge Leute von Jugendauf nicht intimidiren, nicht einſperren oder gar grauſam behandeln, nicht ſchulfüchſiſch und pedantiſch ſie erziehen; ſo werden ſie gewis von ſelbſt dreuſt genug ſeyn. Es iſt ja recht ſonderbar, daß man erſt den Geiſt des Jünglings durch unnatürliche Zucht niederſchlägt und ihn hernach durch unnatürliche Mittel wieder emporheben will. Jene unnatürliche Sklavenzucht aus Häuſern und Schulen weg, antworte ich; ſo braucht ihr dieſer unnatürlichen Mittel nicht. Ueber den Punkt des Anſtandes bin ich mit unſerm Rektor noch weniger einig. Der Anſtand eines Jünglings muß der natürliche ſeyn; auf dem Theater aber lernt er dieſen nicht; denn er thut da, als wäre er, was er doch wirklich nicht iſt, und ſpielt im eigentlichen Verſtande die Rolle nur, die ihm da gegeben wird. Und Deklamiren lernen? — o man ſtelle nur fleiſſige laute Leſeübungen mit jungen Leuten an, die noch ſo

ſehr

ſehr in Häuſern und Schulen hintenangeſetzt werden; man lerne nur ſelbſt erſt richtig leſen, leſe ihnen alsdann richtig vor und laſſe ſie richtig nachleſen — — ſo bin ich feſt verſichert, daß ſie alle beſſer deklamiren lernen werden, als durch ſo ſeltene Theaterübungen; denn täglich werden ſie doch wohl nicht das Theater beſteigen ſollen? Das fehlte auch nur noch, daß dies in Vorſchlag gebracht würde; ſo würde ihnen vollends alle Zeit zerſplittert und alle Luſt zu ernſthaften Studien benommen werden. Hätte der ehrliche Rektor jemals ſolche Theaterübungen mit ſeinen Schülern wirklich angeſtellt: ſo würde er haben bemerken müſſen, was für ein groſſer Zeitverluſt ſie für junge Leute ſind. Statt ihre Stunden ihren Studien zu widmen, wenden ſie ſie auf das Memoriren ihrer Rollen an; ſtatt die nützlichen wiſſenſchaftlichen Bücher zu ergreifen, ſitzen ſie, ſobald ſie nach Hauſe kommen, und haben das Komödienbuch in der Hand und tragen es allenthalben mit ſich herum. Sind ſie in der Schule: ſo denken ſie an das Theater, ſtatt an die Lektionen zu denken; kommen ſie zuſammen: ſo iſt die Rede von nichts, als von der nächſten Komödie, ſtatt daß ſie ſich über ihre erlangten Kenntniſſe beſprechen ſollten. Nur alle vierzehn Tage ſo eine theatraliſche Uebung für

Schüler — ſo leiſte ich die Gewähr dafür, daß ſie allerſeits nichts lernen. Wenn die eine Komödie aufgeführt iſt, wird die andre ſchon wieder eingelernt, und wenn ſie eingelernt iſt, wird ſie probirt, und wenn ſie probirt iſt, aufgeführt, und wenn ſie aufgeführt iſt, wieder eine andere eingelernt u. ſ. f. Nur gar zu bald wird das Komödienſpiel bei jungen Leuten zum Penchant. Da leſen ſie alsdann weiter nichts gern, als Komödien und — verliehren die Luſt zu den ernſthaftern Studien. Dieſe erfordern Nachdenken, Fleis, Anſtrengung, Sitzefleiſch, und kontraſtiren zu ſehr mit dem Theaterweſen. Sind hernach ihre Lehrer mit ihnen unzufrieden: ſo tröſten ſie ſich dafür mit dem Beifall des Parterre; und das Lob der Eltern und Freunde — **du haſt heute deine Rolle recht ſchön geſpielt** — ſetzt ſie über die Leere in ihren Köpfen und über den Tadel der Vernünftigen deshalb weg. Dies iſt doch alles wahr, lieber Rothe, und kein Menſch, der den Verſuch damit gemacht hat, kann es ableugnen. Spricht man endlich, der Jüngling lerne auf dem Theater ſich in mancherlei Rollen des Lebens ſchicken: ſo mögte ich zuförderſt doch wohl fragen — **wie viele von den Rollen, die der Jüngling da auf dem Theater ſpielt, einmal wirklich in**

der

der Welt an ihn kommen werden? Wozu ſoll er aber Rollen, die einſt gar nicht an ihn kommen werden, gar nicht an ihn kommen können, ſpielen lernen? Sollte man die Zeit, welche hiezu ohne allen Nutzen verſplittert wird, und die doch ſo unwiederbringlichkoſtbar iſt, nicht lieber dazu anwenden, ihn zu den Rollen recht vollkommengeſchickt zu machen, die einſt die ſeinigen ſeyn werden? Welches iſt aber der rechte Weg hiezu — **der Weg vorübergehender Situationen und der Erregung des Affekts auf dem Theater**, oder **der Weg der ſtillen, ruhigen, überzeugenden Belehrung des Verſtands durch einen deutlichen Unterricht?** Jeder **Menſchenkenner**, dem es wahrhaftig darum zu thun iſt, Menſchen gut zu machen, wird den letztern einſchlagen. Und dann Rothe — das gibt ja doch wohl jedermann zu, daß die Leute das, was ſie auf dem Theater vorſtellen, **nicht wirklich ſind**, ſondern nur **recht ſehr zu ſeyn** - **zu ſcheinen ſich bemühen.** Da entſteht alſo die groſſe Frage, ob es mit der **wahren Pädagogik** übereinſtimme, **daß** man **jungen Leuten** ſelbſt Anleitung gebe, **ſich darin zu üben, zu ſcheinen zu ſeyn, was ſie doch nicht ſind.** Ich **erinnere mich nicht**, hierüber etwas befriedigendes gele=

geleſen zu haben. Ich denke, dieſe moraliſche Unvollkommenheit lerne ſich doch wohl in der Welt, und ſo habe man gar nicht nöthig, jungen Leuten darin ausdrücklichen Unterricht zu geben. Man nennt das Theater eine Uebung des Herzens für junge Leute. Es giebt aber verſchiedene Uebungen des Herzens. Die Uebung in edlen Empfindungen hat die Natur offenbar nicht nur weit vollkommener, ſondern auch weit reiner; in ihren Schoos führe man die Jugend. Diejenige Uebung des Herzens aber, wodurch man ſich in den Ton jeder Leidenſchaft ſtimmen lernt, iſt ſie auch wohl für unſere Jünglinge anzurathen? Vielleicht, daß man auch beweiſen könnte, daß junge Leute, ſtatt durch das Theater ſich in alle Rollen des Lebens ſchicken zu lernen, vielmehr dadurch ungeſchickt gemacht würden, ſich hernach in irgend eine Rolle in der Welt recht zu ſchicken. Heute haben ſie dieſe Rolle, ſtudiren ſie recht ein, denken ſich, um ihre Sache gut zu machen, auf dem Theater recht hinein; nach einiger Zeit haben ſie wieder eine andere Rolle; ein andermal wieder eine andere; und — ſo bekommen ſie nie Feſtigkeit im Karakter. Dieſe Unfeſtigkeit im Karakter iſt denn aber wahrlich das unleidlichſte Weſen im gemeinen Leben, und iſt vorzüglich unausſtehlich

an

an Männern, die in öffentlichen Aemtern ſtehen. — Rothe, nachdem Sie nun meine Gedanken über das Komödienaufführen junger Leute näher kennen, werden Sie ſich's vorſtellen, wie mir bei dem Vorſchlag ward, daß der Erbprinz Komödien aufführen helfen ſollte. Fehlt's dieſem an Dreuſtigkeit? Fehlt's ihm an Anſtand? Deklamirt er nicht richtig? Dreuſter, als er iſt, ſoll er nicht werden; und daß ſein Anſtand immer ſo bleibe, wie er iſt, das gebe Gott — das iſt der Anſtand der Natur und der Unſchuld. Herzensübungen hat er genug ſchon in den ſchönen Gefilden ſeines künftigen Landes, in ſeiner Einſiedelei, in den Unterredungen mit ſeinen künftigen Unterthanen, in Ihrem Umgang, lieber Rothe, und in ſolchen Hütten, wie Taglöhner Müllers Hütte war und andere mehr. Das ſind die rechten Herzensübungen für einen Erbprinz; — dabei ſoll er ſich ſeine Fürſtenrolle, die er einſt zu ſpielen hat, ſehr brav einlernen — ſo brav, daß er, wenn er die Bühne beſteigt, keines Soufleur bedürfe... Das ſtünde mir an, daß der Erbprinz mit dem Komödienbuch umherliefe oder in den Lauben ſäſſe, und da ſeine härteſte Noth memorirte. Wir wollen ihm nun wohl andere

Dinge zu lernen geben, die ſich zu ſeiner Rolle beſſer ſchicken. Er hat ſeine Rolle, die er einſt ſpielen ſoll, bereits — er weiß ſie ſchon — — ſo mag er ſich in dieſer zur Haupt-probe, die er vor mir ſelbſt zu ſeiner Zeit halten ſoll, einzig und allein nur vorbereiten. Ihm iſt die Uebung am wenigſten nöthig, ſich in mancherlei Rollen des Lebens ſchicken zu lernen. Seine Rolle, die ihm beſtimmt iſt, und die er ſchon weiß, kann ihm niemand nehmen; auch kann der Fall nicht eintreten, daß er ſie mit einer andern vertauſche; ſondern er behält ſie lebenslang, und — ſo, wie nach Endigung derſelben der Vorhang einſt für ihn niederfällt, bekommt ihn ſein Parterre nicht wieder zu ſehen. Wozu alſo die Mancherleirollenübung — wozu die ganze Theaterbeſchäftigung für ihn? Zum Vergnügen etwa? Es iſt genug, daß ein Vergnügen ſchon während des Genuſſes Zeit koſtet; wenn nun gar die Zubereitungen dazu noch zehnmal mehr Zeit koſten: ſo wird der Aufwand an Zeit, den es verurſacht, für junge Leute offenbar zu gros und — unverantwortlich. Das dünkt mich ein richtiges Princip in der ächten Pädagogik zu ſeyn, an jungen Leuten dem Hange zu ſolchen Vergnügungen zu widerſtehen, zu

deren

deren Vorbereitung ſie ſogar ſchon viel Zeit verſchwenden müſſen. Und überhaupt könnte es leicht geſchehen, daß Theodor durch ſolche frühe eigene Theaterübungen eine Leidenſchaft für's Theater bekäme, die ihn einſt als Regent nicht wieder verlieſſe; wofür ihn Gott bewahre! Rothe, ich habe nichts dagegen, daß der Prinz in Zukunft guten Schauſpielen beiwohne und auch als Fürſt noch in ſie gehe; aber ſchlechterdings ſoll er kein paſſionirter Liebhaber davon werden. Ich kenne die traurigen und oft gar ſchrecklichen Folgen, welche dies nur gar zu leicht für die Länder hat; beſonders wenn es nur mäſſige Länder ſind, von deren Einkünften dem Fürſten überall nicht viel zur Verſchwendung übrig bleibt. Da bauet der Fürſt dann wohl prächtige Schauſpielhäuſer, während daß andere öffentliche Gebäude Wüſteneien ähnlich da ſtehen, und die Schulen Lehrern und Schülern auf die Köpfe fallen mögten. Da werden Akteurs und Aktricen übermäſſig beſoldet, während daß die arbeitſamſten Diener des Staats kaum hinreichend Brod haben. Da werden Kaſtraten und Sängerinnen, Virtuoſen und Balletttänzer, Theaterdirektors und Plaiſirmeiſter von fernen Landen her verſchrieben, gegen glänzende Bedingungen engagirt und mit gröſter

Di-

Diſtinktion behandelt; unterdes daß die würdig=ſten Leute in den Winkeln ſtehen müſſen, als wenn ſie das fünfte Rad am Wagen wären, und ihre Gage oft ſechs, acht, zwölf Monate lang bei der Kammer in Rückſtand bleibt. Da muß es an den ſüperbeſten Dekorationen nicht fehlen, das Geld dazu komme her, woher es wolle, und wenn es vom Hofjuden auch zu zehn Procent gegen Verpfändung einer zur Wieder=bezahlung ausdrücklich neuaufgelegten Acciſe aufgenommen werden ſollte; zur **Landes= und Volksdekoration** aber iſt kein Geld da, und wenn irgend gros Unglück einem Theile der Unterthanen widerfährt, ſo heißt es, daß die fürſtliche Kaſſe dermalen keinen Beitrag zur Wiederaufhelfung derſelben geſtatte. Da gelingt es wohl einer fremden Theaterprinzeſſin, die Donna ihres Fürſten zu werden, ſeine recht=ſchaffene Gemahlin ihm zu verleiden, Staats=kabalen anzuſpinnen, Staatsintrigen zu ſpielen und jeden ihrer Plane, ſo landesverderblich ſie auch ſeyn mögen, an ſeinem Herzen durchzuſetzen. Da liegen die Regierungsgeſchäfte, und die wichtig=ſten Landesangelegenheiten hangen hin, oder die Räthe und Diener können machen, was ſie wol=len. Niemand hat Aufſicht über ſie; niemand ſteilt ſie zur Rede. Der an das Theater gefeſſelte

Fürſt

Fürſt bekümmert ſich nicht um die Dinge, welche in ſeiner wirklichen Welt geſchehen. Ob die Landesrollen gehörig beſetzt ſind, oder gut ausgeführt werden, davon iſt die Frage nicht; wenn nur die Rollen im Hamlet oder im König Lear richtig beſetzt ſind und ſüffiſant ausgeführt werden. Erwacht ja der Fürſt einmal und thut irgendwohin Nachfrage: ſo giebt man ihm ein ſchönes neues Originallnſtſpiel in die Hände, worüber er des weitern Nachfragens wieder vergißt. Kommen ihm die Klaggeſchreie und Jammerlieder des Volks einmal zu Ohren: ſo werden ſie durch eine Bravourarie, in der Mamſell M. oder Mamſell S. ſich ſelbſt übertrift, bald wieder weggeſungen. O wehe, o wehe dem armen Lande, welchem es ſo gehet! Nein — Theodor finde einſt ſein Theater unter ſeinem Volk. Da ſorge er, daß alle Rollen vollkommen beſetzt ſeyn mögen — da ſpiele er ſelbſt die Hauptrolle und ſpiele ſie meiſterhaft, und — ſein Parterre, die ganze Nation, applaudire ihm. Da ſei er ſelbſt oft bei der Hauptprobe ſeiner Räthe in ſeinen Kollegien gegenwärtig und — ſtreiche jede anſtöſſige Stelle im Stück. Sein Volk, wenn es ihn öffentlich ſehen will, müſſe ihn nicht im

Schauſpielhauſe erſt ſuchen müſſen; es ſehe ihn auf ſeinen Märkten, in ſeinen Tempeln, und — allenthalben, wo Hülfe noth iſt. Statt auf Theaterdekorationen übermäſſigen Aufwand zu machen, dekorire er ſein Volk. Statt in dem Ruf zu ſtehen, daß er die beſten Schauſpieler und Sänger habe, ſei er weit und breit darüber berühmt, daß er die weiſeſten Räthe habe und daß wahre gemeinnützige Verdienſte von keinem höher geſchätzt und belohnt werden, als von ihm. Statt, daß es heiſſe, wer ein vollkommenes Deutſches Theater ſehen will, der reiſe zu Fürſt Theodor, müſſe es heiſſen, wer einen gut eingerichteten Staat und ein recht wakkeres und frohes Volk ſehen will, der reiſe in Theodors Land... So ſoll es ſeyn — Rothe, ſo ſoll es ſeyn! Alles, alles, was Theodor einſt an Aufwand machen kann, das wende er für das Heil ſeines Landes auf. Nicht für das Theater ſind wir Fürſten da, ſondern — für unſer Volk.“

Rothens Geiſt neigte ſich vor dem Fürſten, als er ſo geſprochen hatte, noch tiefer, als ſein Körper. Ulrikens Geburtstag ward alſo ohne

Komödie begangen, und nie ward wieder an dergleichen Geiſtes- und Herzensübungen für den Erbprinz gedacht.

Fürſt Adolf wußte ſeinen Sohn, den künftigen Fürſten, mit edlern Arbeiten, als mit Auswendiglernen der Komödien, zu beſchäftigen. Theodors Kenntniſſe vermehrten ſich herrlich mit den Jahren; mit ſeinen Kenntniſſen vermehrten ſich ſein Fleiß und ſein Eifer. Jeder Unterricht, der ſeither an ihm angefangen war, ward fortgeſetzt, und viel neuer kam noch hinzu. Einige der beſten Lehrer an den daſigen öffentlichen Erziehungsinſtituten nahmen nun an der Belehrung des Prinzen Theil. Rothe war klug und rechtſchaffen genug, um ſich für keinen Polihiſtor auszugeben, und Adolf dachte zu fürſtlichbrav, als daß er ihn mit Arbeit überlaſten ſollte. Sein Fürſt ließ ihm die Wahl, welchen Unterricht er ferner ſelbſt fortſetzen, welchen er gegen einen andern nun auch nöthigen vertauſchen und welchen er blos zu ſeiner Erleichterung ohne Tauſch gänzlich abgeben wollte. Da behielt Rothe den Unterricht in den fremden Sprachen, in der Fürſtenmoral und in der Geſchichte bei, und verband damit die Unterweiſung in den philoſophiſchen

Studien, inſofern ſie nun Vorbereitung des Prinzen zur Akademie werden ſollten. Die Naturgeſchichte gab er an einen ſehr würdigen Mann ab, der auch auswärts ſeiner ſeltenen Naturkenntniſſe wegen bei allen Sachverſtändigen in groſſem Anſehen ſtand. In der Geographie war der Prinz bereits ſo weit vorgeſchritten, daß er keines Lehrers in ihr mehr bedurfte. Ein anderer Lehrer unterwies ihn in der Statiſtik und in den Anfangsgründen der Kameralwiſſenſchaften. Noch ein anderer gab ihm wöchentlich einige Stunden in den Alterthümern und in der Heraldik. An der letztern fand der Prinz auch nicht den geringſten Geſchmack. Weit lieber ſah er ſeinen Zeichenmeiſter kommen, als den Antiquitäten- und Wapenmann. Tanzen lernte er gern; reuten aber lernte er lieber, und das Klavier noch lieber. Dies Inſtrument war es, welches er allen andern vorzog und wozu er von Kindheit an groſſe Luſt bezeigt hatte. Sein Lehrer darin lobte ihn ſeiner muſikaliſchen Anlagen wegen ſehr und pflegte es oft zu bedauern, daß ſelbige, und vorzüglich ſein muſikaliſches Gehör, nicht an ein anderes geringeres Menſchenkind gekommen wären, welches davon einſt wirklich Metier und dadurch ſein Glück in der Welt machen würde. Ulriken war dies ſehr angenehm: denn

denn ſie war ſelbſt eine groſſe Freundin des Klaviers; und Adolf rechnete das Vergnügen am Klavier unter diejenigen, welche keinen Fürſten verderben.

„Das iſt mir lieber, ſprach er, als er von Theodors mit Fähigkeit begleitetem Hang zum Klavier hörte, als wenn ich hörte, daß er ein wilder Reuter, oder ein ſtarker Jagdluſtiger wäre. Das Klavier iſt und bleibt das ſchönſte Inſtrument und hat die vollkommenſte Harmonie. Das wäre mir freilich nicht gelegen, wenn er über die Muſik jetzt ſeine nothwendigern Kenntniſſe und einſt als Fürſt ſeine Regierungsgeſchäfte vernachläſſigte — doch das wird er auch gewis nicht thun; aber das iſt mir gerade ſo recht, daß er in Stunden der Zerſtreuung und Erholung durch Vergnügen, die jeder Menſch haben muß, **wenn ihm die Natur durch rauhe Jahrszeit und Irrwetter den Zutritt zu ſich** verſagt, an deſſen Statt ſeinen Gang **zum Klavier nehme.** Eins der ſchönſten Vergnügen, welches man an die Stelle des Naturgenuſſes ſetzen mag, iſt gewis das Klavier. Nicht die Erheiterung blos als **Erheiterung** meine ich, welche die Seele an ſelbigem empfängt, ſondern — **das Milde und Sanfte**, welches dieſer Art von Seelenerheiterung eigen iſt. Man

 wird

wird dadurch froh und — bleibt zugleich ein edler Menſch. Die herrliche Harmonie des Klaviers giebt dem ganzen Geiſt eine recht harmoniſche Stimmung, und kann nicht anders, als auch Harmonie des Lebens wirken. Ich mögte wohl ſchon einmal das verſchiedene Benehmen zweier Fürſten gegen einen bittenden Unterthan dicht neben einander ſehen, von welchem dem einen der Supplikant ſeine Supplik überreicht, wenn er von der Parforcejagd zurückkommt, und dem andern, wenn er vom Klavier aufſteht. Jenem gellen noch immer hus — hus und hau — hau in den Ohren; dieſer aber hört noch immer die ſchönen Akkorde, welche er grif, und — ſo greift er gewis nun noch den letzten allerſchönſten Akkord — oder — er gewährt dem Unterthan die Bitte... O ſolche Vergnügen, Rothe, liebe immerhin mein Sohn — der künftige Fürſt!"

Wenn der Prinz auf die Reutbahn ging, ging Rothe mit. Ebenſo begleitete er ihn auch, wenn derſelbe mit dem Bereuter ausritt. Er kannte einmal ſeine Lebhaftigkeit und wollte ihn alſo wenigſtens in der erſten Zeit nicht, wenn er zu

Pferde wäre, ſich ſelbſt oder dem Bereuter blos anvertrauen. Es ereignete ſich aber, daß Rothe auf einige Tage krank ward. Der Prinz, als er deshalb von der Reutbahn bleiben müſſen, bat ihn endlich ſehr, daß er ihn doch mögte allein dahin gehen laſſen. Nach vielen Bitten erlaubte er es ihm und — bereuete es bald. Kurz, es ward dem Fürſten hinterbracht, daß der Prinz mit dem Bereuter im Felde in die Wette geritten, daß das Pferd durchgegangen, daß er eine Meile von der Stadt geſtürzt und hernach ohne Pferd und ohne Hut zum Thore hineingekommen ſei. Den Bauern, welche das Pferd aufgefangen und zum Stall zurückgebracht hatten, war zwar von dem Bereuter Stillſchweigen befohlen worden; auch machte Theodor dieſen Vorgang zum erſten Geheimnis vor Rothen; allein Adolf erfuhr noch vor Abend alles und ſprach mit dem Prinz ſehr nachdrücklich darüber, der die Schuld auf's Pferd ſchob, nie wieder ſo ſcharf zu reuten verſprach und ſeinen Vater nur um alles bat, Rothen nichts davon wiſſen zu laſſen, damit er nicht noch kränker würde. Adolf ſchlug ihm dies ab, weil Rothe alles wiſſen müſſe, und brachte den ganzen Vorgang dieſem auf eine gute Art bei. Die Schuld aber davon ſchob er nicht, wie der Prinz, auf das Pferd, ſondern auf den Be=

reuter, der ihn weder ſo ein wildes Pferd hätte beſteigen laſſen, noch ſo ſcharf mit ihm reuten ſollen, ließ dieſen kommen und ſagte ihm in Theodors Beiſeyn folgendes Wort zu ſeiner Zeit:

„Ich habe Ihn für einen vernünftigen Mann gehalten, aber bald bringt Er mich auf die Gedanken, daß ich mich in Ihm geirrt habe. Weiß Er, wer dieſer junge Menſch iſt, den ich zu ihm auf die Manege ſchicke? Nicht aus Stolz frage ich Ihn dies, ſondern um Ihn den Werth deſſelben mehr ſchätzen zu lehren und das Unbeſonnene Seiner begangenen Handlung fühlen zu laſſen. **Es iſt die einzige Hofnung meines Volks, Seiner Mitbürger und Seines Vaterlandes** ... Es iſt nicht recht, wenn Er irgend eines Jünglings Leben, den Ihm ein Vater zuſchickt, ſo auf's Spiel ſetzt; aber was hat Er gedacht, das Leben **eines Erbprinzen** einem unvernünftigen Thiere ſo Preis zu geben? Reuten ſoll Er die jungen Leute lehren, aber nicht jagen und halsbrechen. Könnte Er, wenn das Unglück vollkommen geworden wäre, mit aller ſeiner Reue darüber und mit ſeinem Leben daſſelbe wieder erſetzen? Sehe Er doch einmal dieſen Jüngling an, wie geſund, munter, ganz und proportionirt er iſt. Iſt ſelbiger darum ſo ſorgfältig bewahrt worden, daß er, wenn ich auch nur

nur das geringſte Unglück annehme, welches leicht hätte geſchehen können, unter ſeinen Händen zum Krüppel werde? Er hat vermuthlich gedacht, daß Er ſich da recht ſehen laſſen wolle, wenn der Prinz mit Ihm Wette reuten könne; ich wollte es Ihm aber wohl beſſer ſagen, was Er habe ſehen laſſen. Sage Er ſich's in dieſem Augenblick ſelbſt! Daß ein Fürſt gut und geſchickt zu Pferde ſitze, lobe ich; aber Kourier wird der Prinz nie reuten, und Wetterennen ſoll er auch nicht mitmachen. Dazu iſt ſein Leben zu ſchätzbar, und es iſt unverantwortlich, wenn dies je ein Fürſt thut. Das Pferd hat keinen Verſtand und kehrt ſich viel daran, wenn es gemisbraucht wird, ob ein **Erbprinz** auf dem Sattel ſitze oder nicht; Er, der Bereuter, muß Verſtand haben und bedenken, daß ein Erbprinz darauf ſitze. Er wird doch wohl ſeine Pferde kennen? Wenn das Pferd wild iſt, warum läßt er es den Prinz beſteigen? Habt ihr es aber wild gemacht, deſto ſchlechter! Ich kann überhaupt die Mishandlungen der Thiere nicht leiden und ärgre mich, ſo oft ich den geringſten Menſchen unbändig reuten ſehe. Das gemishandelte Thier rächt ſich grauſam an ſeinem Quäler, ſobald es Herr über ihn werden kann. Auch von dieſer Seite verdrießt mich Seine Unbeſonnen-

nenheit. Er hat den Prinz zuerſt Thierquälerei gelehrt, von der er nie etwas gewußt hat und an der kein künftiger Fürſt Vergnügen finden muß. Und wie läßt denn das, wenn der Erbprinz da ſo wild herumtobt? Erklärt nicht jedermann einen Menſchen, der wild reutet, für einen Unbeſonnenen, für einen Leichtſinnigen und für einen Wagehals? Das iſt alſo fein, wenn die Nation dieſe niedlichen Qualitäten an ſeinem künftigen Fürſten erblickt! Kann man auch von einem Menſchen, der ſein eigenes Leben ſo leichtſinnig auf's Spiel ſetzt, erwarten, daß er fremdes Leben hochſchätzen werde? Das iſt alſo ein ſchöner Troſt für ein Volk, wenn es in ſeinem künftigen Fürſten einen Wagehals erkennt. Und wie ich höre, ſeid ihr ſchon zum Thore hinausgeſprengt — — iſt das auch wohl für einen Erbprinz anſtändig? Schäme Er ſich, daß Er meinen Sohn vor meinen Bürgern ſo tief hat herunterſinken laſſen. Er hat verdient, daß ich ihn ſtrafe."

Da fiel Theodor ſeinem Vater um den Hals und that eine flehentliche Fürbitte. Adolf ließ ſich erweichen, verzieh dem Bereuter und entließ ihn unter der Bedrohung, daß er, ſo, wie dergleichen wieder geſchähe, auf der Stelle ſeinen Dienſt verliehren ſollte. Zu Theodorn aber

ſprach

ſprach er hernach noch: „Kränke mich nie wieder ſo, mein Sohn, und beſchimpfe dich nie wieder ſo vor deinen Mitbürgern. Was mögen die Leute gedacht haben, wenn ſie dich erſt ſo zum Thore hinausſprengen und dann ohne Pferd und Hut wieder hereinkommen geſehen haben! Und das alles wie unter meinen Augen und an dem Ort, wo ich zu derſelben Zeit gegenwärtig geweſen bin! Merke dir meine väterliche Warnung und — reute in deinem ganzen Leben vernünftig und vorſichtig. Ein Fürſt hat ſchlechterdings keine Ehre davon, daß es heiſſe — er iſt der erſte REUTER im Lande. Dies iſt eine Ehre, die er allenfalls ſeinem Bereuter überlaſſe. Die Nation verlangt an ihm keinen Bereuter zu haben, ſondern einen weiſen und guten Fürſten. Du haſt auch gar nicht nöthig ein Pferd anzuſtrengen; denn du wirſt immer Pferde haben, die an ſich ſelbſt gut laufen. Alle wilde Reuter verunglücken endlich doch einmal, und das letzte Pferd, das ſie dann beſtiegen haben, nimmt an ihnen ſchreckliche Rache für die Grauſamkeiten, die ſie an allen übrigen Pferden vorher ausübten. Die Menſchen ſind unzählbar, welche durch Pferdemishandlungen ſchon um's Leben kamen; entweder auf der Stelle durch die abſcheulichſten Todes-

desarten, oder doch durch Zerrüttung ihrer Geſundheit beim Sturz, die ſie hernach nie wiederherſtellen konnten. Auch mancher Fürſt, der ein wilder Reuter war, hat ſeine Unbeſonnenheit und Waghaftigkeit ſchon theuer bezahlen müſſen. Laß dich deine Lebhaftigkeit nicht verleiten, die Zahl derſelben zu vermehren. Denke, wie ſtark und geſund dich die Natur gebaut hat — wie du die einzige Freude deiner Mutter, der Segen deines Vaters und die ganze Hofnung der Nation biſt. Du kannſt lange leben, wenn du willſt, und kannſt ein glücklicher Greis werden, wenn du willſt. Theodor, Theodor, thue mir ſo etwas nie wieder!"

Theodor verſprach unter tauſend Thränen und — hielt Wort. Nie ſah man ihn von dem Tage an wieder wild reuten, und alle ſeine Mitbürger hatten ihn dafür lieb. — Unter allen neuen Wiſſenſchaften, welche der Prinz jetzt trieb, war keine, die ihn ganz ſo an ſich gezogen hätte, als das Naturrecht, welches ihn Rothe recht wie aus ſeinem eigenen Herzen lehrte. Fürſt Adolf bezeigte darüber ungemeine Freude und ſprach einmal gelegentlich zu Rothen: „Jede andere Nachricht von der Wiſſenſchaftsbegierde meines Sohnes könnte mir ſo viel väterliches Vergnügen nicht erwecken, als dieſe. Wie es

um

um die Religion auf dem Erdboden ſteht: ſo ſteht es auch um das Recht daſelbſt. Tauſenderlei Religionen, und doch nur eine, — die Naturreligion; und tauſenderlei Rechte, und doch nur eins — das Recht der Natur. Sind alle Religionen nichts anders, als verſchiedene Modifikationen der einzigen urſprünglichen Naturreligion: ſo ſind auch alle Rechtsverfaſſungen nichts anders, als verſchiedene Modifikationen des einzigen urſprünglichen Naturrechts. Alle die Umſtände, welche dazu beitragen, die Naturreligion in einem Lande anders zu modificiren, als in dem andern, tragen auch dazu bei, und zwar noch weit mehr dazu bei, das Recht daſelbſt anders zu modificiren. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß das Recht noch ein weit traurigeres Schickſal gehabt habe, als die Religion. Die Natur hat ſich es müſſen gefallen laſſen, auf allen Seiten von den Menſchen verſchraubt zu werden; arg haben ſie es mit ihr gemacht in der Religion; aber — gar arg haben ſie es mit ihr gemacht im Recht. Unverantwortlichere Verſchraubungen, Verdrehungen, Verzerrungen, ja gar Verdrängungen laſſen ſich nicht denken, als hierin an ihr gewagt und durchgeſetzt worden ſind. In ganzen Geſetzbüchern der Nationen kann man oft

kaum

kaum noch einige Zeilen des eigentlichen urſprünglichen Naturrechts zuſammenſtoppeln. Oft enthalten ſie in ganzen Kapiteln ſchnurgerade das Gegentheil davon. Aber ſo, wie dasjenige Religionsſiſtem das preiswürdigſte iſt, aus welchem die Naturreligion noch am reinſten und vollkommenſten hervorleuchtet: ſo iſt auch diejenige Geſetzgebung und Landesordnung die vortreflichſte, in welcher ſich das Naturrecht am reinſten und vollkommenſten abdrückt. Es gab allerdings Urſachen, die es unmöglich machten, die ſimple, pure Naturreligion zur Volksreligion zu machen; und ſo gab es auch Urſachen, die es verhinderten, das ſimple, pure Naturgeſetzbuch zum Volks- und Staatsgeſetzbuch zu machen. Aber die Täuſcher, die Betrüger, die Volks- und Menſchenfeinde haben im Recht noch ſchlimmer gehauſet, als in der Religion; und, was das ärgſte iſt, — die ſchlimmſten Naturreligionsverderber ſind auch die ſchlimmſten Naturrechtsverderber geweſen und — haben bei der letzten Verderbung ſo viel Schutz gefunden, als bei der erſten, und das aus einerlei Urſachen. — — Das hätte ich erwarten ſollen, daß Theodorn das Recht der Natur vorzüglich behagen würde. Ein

Menſch,

Menſch, der allenthalben in den Gang der Natur eingeleitet und in den Ton der Natur geſtimmt worden iſt, der in der Natur das reinſte Vergnügen und in der Natur die wahrſte Religion ſucht, ſucht auch gewis in der Natur das einzige menſchliche Recht. Wird es ihm nun vollends ungeſucht dargeboten: ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß er gleich mit beiden Armen darnach greife. O wie ſchön iſt es, wenn die Erbprinzen wacker Naturrecht ſtudiren, und wenn ſie es vorher ſchon recht aus dem Fundament verſtehen, ehe ſie in der Regalienkunde unterrichtet werden! So lernen ſie die Gerechtſame ſchätzen und für unverletzlich halten. Wenn ſie dann zur Regalienkunde geführt werden: ſo bringen ſie ein erhöhetes natürliches Gefühl zu ihr mit, welches ſich bald grosmüthig gegen jede derſelben empört, die gewaltſame Beeinträchtigung und Beengung der heiligen Sache der Menſchheit, der Bauer = und Bürgerfreiheit iſt. Man wird ſie dann einſt, wenn ſie zur Regierung kommen, nie als Fürſten finden, die noch durch Vermehrung ihrer Regalien auf Volksdrükkung ausgehen, ſondern als ſolche Fürſten die dem armen Unterthan das ſo ſchon auf ihm liegende Joch zu erleichtern ſuchen und

ſogar

ſogar den drückenden Theil ihrer Regalien, ſo lange Obſervanz ſie auch für ſich haben mögen, unausgeübt laſſen; denn der groſſe Gedanke, der fürſtlichſte unter allen Fürſtengedanken, hat ſie einmal innigſt durchdrungen — daß die Rechte der Menſchheit nie verjähren können... Rothe, wenden Sie ja Ihren äuſſerſten Fleiß an, Theodorn im Naturrecht auf das vollkommenſte zu unterrichten und ihn dadurch für die Sache der Menſchheit recht enthuſiaſtiſchwarm zu machen. Ei, wie wird er dann einſt ſtutzen, wenn er in die eingeführten Rechte blickt! Ich kann mir ihn ſchon vorſtellen, wie er alsdann über jede Seite derſelben den Kopf ſchütteln und ſich innigſt gegen viele unſerer Geſetze empören wird. Rothe, ich weiß das alles recht gut, was hiegegen eingewendet zu werden pflegt. Ich weiß recht gut, daß Umſtände die Sache ändern, daß nach manchen bürgerlichen Verhältniſſen manches natürliche Geſetz ſich modificiren müſſe u. ſ. w. Aber das weiß ich auch ebenſogut, daß viele unſerer Geſetze dem natürlichen Recht näher gebracht werden könnten, ohne daß bürgerliche Einrichtung und Staatenverfaſſung dabei litte. Und da ich hiebei ſchon manchen wichtigen Schritt in meinem Lande gethan habe: ſo muß es mich ja

wohl

wohl unendlich freuen, einen Nachfolger in der Regierung hoffen zu können, der einſt da fortgeht, wo ich noch ſtehen bleiben mußte, der immer mehr von dem alten kanoniſchen und gothiſchen Schutt in den Rechten auf die Seite räumt, ſein Landesgeſetz immer deutſcher, chriſtlicher und menſchlicher macht, und menſchliche Freiheit und menſchliche Wohlfahrt immer mehr erweitert. Wenn er dann auch manches altfränkiſche, den rauhen Geiſt ſeines Zeitalters noch athmende Geſetz einſtweilig im Geſetzbuch noch ſtehen laſſen muß: ſo iſt's ihm als Fürſten doch frei, in einzelnen vorkommenden Fällen davon zu diſpenſiren. Hangt er alsdann am Recht der Natur, wie wird ſein Herz ihn von dieſer Freiheit oft edlen Gebrauch machen laſſen! Wie wird er ſich nicht daran kehren, wenn die Herren mit den groſſen Perücken dazu ſauer ausſehen und ſich ungeberdig darüber ſtellen, daß er die Geſetze durchlöchert! Ein Fürſt durchlöchere immerhin die alten, unmenſchlichen, für ſein Zeitalter nicht mehr paſſenden Geſetze; je mehr der Löcher werden, die er in ſie macht: deſto eher kommen ſie zur Ehre der Menſchlichkeit ganz über die Seite. Sind auch die Landesgeſetze noch ſo weit entfernt vom natürlichen Recht und

iſt die Seele des Landesfürſten nur recht voll vom natürlichen Recht: ſo iſt der Menſchheit in einem ſolchen Lande ſchon überſchwenglich geholfen. Heil meinem Theodor! Heil meinem Volke! Das iſt der rechte Weg für die Völker zu ſorgen, daß man ihre Fürſten für das Naturrecht inbrünſtig warm mache . . .“

Mit eben dem Eifer, mit welchem Fürſt Adolf für den Lehrunterricht ſeines Sohnes ſorgte, ſorgte er nun auch für die Lektüre deſſelben. Theodor las gern und las wirklich. Rothe hatte ihn immer darin geübt, das, was er geleſen hatte, ihm wiedererzählen und zwar im Zuſammenhange wiedererzählen zu können. Geſchichte las er vorzüglich gern; und wenn er darin auf eine recht vortrefliche menſchliche Handlung ſtieß: ſo kam er oft wie auſſer Athem, das Buch in der Hand, bald zu Rothen, bald zu Adolf, bald zu Ulriken gelaufen und rief aus — hören Sie einmal — o da hören Sie einmal —— wie göttlich doch Menſchen handeln können! Gerieth er aber auf eine recht ſchrecklichunmenſchliche Handlung: ſo warf er wohl das Buch weg und ſprach unmuthsvoll vor ſich — das hätten ſie lieber nicht aufſchreiben ſollen — o über den

Löwen mit Menſchengeſicht — o über den Bär mit Menſchentatzen — o über den Wolf mit Menſchengebiß! Die Erzählungen von Kriegen und Schlachten in der Geſchichte pflegte er zu überſchlagen und ſagte oft deshalb zu Rothen — das ſollte doch nicht ſeyn, daß Menſchen Menſchen todtſchöſſen, und daß ihre Fürſten dazu gebt Feuer riefen... Reiſebeſchreibungen las der Prinz auch ſehr gern. Die Karaktere der Nationen, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Fähigkeiten und Kulturgrade, und überhaupt die Verſchiedenheiten der Menſchheit unter verſchiedenen Umſtänden gewährten ihm ausnehmendviel Unterhaltung. Rothe traf ihn oft an, wie er manche ſolcher Reiſebeſchreibungen zum drittenmale las. Gedichte las er auch gern; aber ſie mußten vorzüglich ſeyn. Ueberhaupt hatte er ſeinen guten Geſchmack bis jetzt durch die Wahl ſeiner Lektüre ſehr bewieſen. Rothe hatte darüber ſtets die Oberaufſicht gehabt und bekam die Oberaufſicht dazu von Adolf jetzt auf's neue. Des Prinzen Lektüre ward nun beſonders mit philoſophiſchen Schriften vermehrt. Rothe gab ihm nach und nach die beſten unter den neuern Weltweiſen Deutſchlands und des Auslandes in die Hände.

Theodor gewann die Weiſen Britanniens unausſprechlichlieb. Unter allen Arbeiten der Philoſophen gefielen ihm vorzüglich ihre Unterſuchungen, Beobachtungen und Reflexionen über den Menſchen. Der Menſch war es, den er am eifrigſten ſtudirte; den er am liebſten allenthalben ſuchte und am liebſten allenthalben fand. Eine herrliche Anlage zu einem künftigen guten Fürſten! Eine Anlage, worauf ſich der wahre Geiſt der Geſetzgebung gründet und auf der die Fürſten die Vollkommenheit aller ihrer Anſtalten für das gemeine Beſte erbauen müſſen! Der Hofbuchladen ward nun einer von denjenigen Oertern, wo man Theodorn in Geſellſchaft ſeines Führers am häufigſten antraf. In den Journalen fand Rothe die Anzeige jeder neuen nützlichen Schrift ſo früh, als möglich, und ſein eigener Geiſt war ſtark genug, bei eigener Prüfung jedes recenſirten Buchs zu beſtimmen, ob das darüber gefällte öffentliche Urtheil der Wahrheit gemäs ſei oder nicht. Beim Leſen ſelbſt war er dem Prinz immer zur Hand, erklärte ihm dunkle Stellen, machte ihn auf jeden neuen Aufſchluß, der irgendwo gereicht ward, aufmerkſam, und unterhielt ſich hernach über das geleſene oft ſtundenlang mit ihm. Eine ſo eingerichtete und fortgeſetzte Lektüre war für Theodorn

von

von ganz ungemeinem Nutzen. Seine Kenntniſſe erweiterten ſich nicht nur dadurch ſchneller und mehr, als wenn er dreimal ſo viel mündlichen Unterricht empfangen hätte, als er wirklich empfing; ſeine Ideen über alles wurden dadurch nicht nur immer beſtimmter, richtiger und deutlicher; ſein Gefühl des wahren Schönen entwickelte und vervollkommte ſich nicht nur dadurch in einem immer höhern Grade: ſondern er lernte ſich auch über alles, was er wußte, ſehr gut ausdrücken und bekam bald, ohne ängſtliche Anleitung, noch tauſend und aber tauſend Regeln dazu empfanzen zu haben, einen ſehr ausgebildeten Stil. Rothe ließ es auch nicht an Uebungen deſſelben durch eigene kleine Ausarbeitungen und Aufſätze des Prinzen fehlen, wozu er allemal ſolche Materien wählte, über die derſelbe eben viel geleſen hatte. Alle dieſe litterariſchen Beſchäftigungen durften jedoch Theodorn nicht von fernern Naturgenüſſen abhalten, die einmal in ſeine Seelenfreuden eingewebt waren und unter dieſen lebenslang für ihn einen der erſten Plätze behaupten ſollten. So erwuchs der Prinz unter den Augen ſeines Vaters und ſeiner Nation vollkräftig, geſund, heiter, wiſſenſchaftlich und wacker, feſſelte alle Herzen ſeiner Mitbürger an ſich und ward ein Gegenſtand der

Bewunderung jedes edlen Fremden, der Adolfs Hof beſuchte.

An dem Tage, an welchem Theodor funfzehn Jahr alt ward, war groſſe Kour angeſagt. Der geſammte Adel, alle Miniſter und Räthe und die geſammten Kollegien verſammleten ſich in dem gewöhnlichen Saal. Fürſt Adolf trat, als ſie bei einander waren, herein, und ihm folgte Ulrike, die von ihrem Sohn geführt ward. „Hier zeige ich Ihnen, ſprach der Fürſt, zum erſtenmale öffentlich die Freude meines Lebens, den Troſt meines Alters, den Erbprinz Theodor. Lieben Sie ihn; er iſt es werth. Und nun ſei dieſer ganze Tag der Heiterkeit auf allen Seiten gewidmet, und wir verleben ihn alle, wie wir hier ſind, vergnügt bei einander. Die Zufriedenheit, welche heute unter uns herrſche, ſei ein Bild der Zufriedenheit, welche einſt, wenn mein lieber Sohn regieren wird, im ganzen Lande herrſche. Aber — allen Ceremoniengalimathias auf die Seite!“

Alles war Auge, und alle Augen waren nur ein Auge, und dies Allauge war unverwandt auf Theodorn geheftet. Man unterhielt ſich in dieſem Saal einige Stunden lang, während wel-

welcher der Prinz immer aus einer Hand in die andere ging. Jedermann bewunderte den ſchönen, faſtmännlichen, natürlichfreien und natürlichedlen Anſtand des Prinzen, dem ſeine blonden Haare natürlich um den Nacken floſſen und der jedem, den er anſah, mit ſeinen groſſen blauen Augen Friede und Freude zu verkündigen ſchien. Noch mehr bewunderte man aber ſeine Dreuſtigkeit, mit der er wie ſchon zum tauſendſtenmale unter der ganzen Hofſtadt und Dienerſchaft ſich hier betrug, die ſchöne Beſcheidenheit, welche mit ihr verbunden war, und die vorzüglichſten Geiſtesfähigkeiten, welche er bei jeder Unterredung blicken ließ. Adolf, der die mehrſte Zeit über an einem Fenſter ſtand und mit Rothen ſprach, ward nun in den Augen ſeines ganzen Hofs und aller ſeiner Diener erſt der verehrungswürdigſte unter allen Fürſten, welche jemals in dieſem Lande regiert hatten, und man wußte nicht, ob man an ihm den weiſen Regenten oder den erfahrnen Vater am höchſten ſchätzen ſollte.

Mittags ward an einer Tafel von hundert und funfzig Kouverts geſpeiſet. Theodor ſas bei ſeiner Mutter. Er war nun ſo weit, daß er allenfalls alles hören konnte, und ſein Vater hatte ſo viel Zutrauen zu ihm, daß er ihn nun

ohne Furcht unter Tauſende hingeſtellt hätte; denn Rothe hatte auf Adolfs ausdrücklichen Befehl einige geheime Unterredungen in dieſen Tagen über die intereſſanteſten Materien für Jünglinge mit ihm halten müſſen. Es iſt beſſer, war des weiſen Adolfs Grundſatz, Gefahren, die einmal für junge Leute unvermeidlich ſind, ihnen vorher bekannt zu machen und ſie das rechte Benehmen dabei zu lehren, als — ſie auf's Gerathewohl durch Erfahrung damit bekannt werden zu laſſen und ſie ſich dann darin auf das ſchlechteſte benehmen zu ſehen. Adolf, der ſonſt kein Freund von Pracht und Fürſtenluxus war, bewirthete heute ſeine Gäſte auf das herrlichſte und war überaus geſprächig und heiter an der Tafel. Die älteſten Weine wurden aufgetragen, und der Fürſt ſelbſt brachte die einzige Geſundheit aus, welche reiheherum getrunken ward — der Erbprinz heute und nach zehn Jahren!!! Adolf dachte ſich viel bei dieſer Geſundheit, wovon ſein Hof heute noch nichts ahndete. Theodor ſas bei der Geſundheit am unbefangenſten, weil er weder wußte, was ſein Vater, noch was das Schickſal heute nach zehn Jahren mit ihm vorhaben werde. Er war ſehr mäſſig und doch naifheiter bei der Tafel, ſprach

zwar

zwar viel mit, beſchäftigte ſich aber doch noch mehr mit ſtiller Recenſirung vieler von den Herren und Damen, welche von der Geſellſchaft waren. Zuweilen ſchien er bei ganzen Geſprächen wie abweſend, oder ſah während derſelben Rothen unverrückt an, der alles in ſeinen Augen las, was in ſeiner Seele vorging. Ein allgemeiner Freudengeiſt herrſchte unter den Gäſten und über einige derſelben goß ſich dieſer Geiſt zuletzt in ziemlich reicher Maſſe aus. Der Prinz konnte dieſe nicht genug betrachten; und, wenn ſie ſich dann mit einem ſcherzhaften Einfall an ihn wendeten, der ſich mehr dem Afterwitz als dem wahren Witz näherte: ſo lächelte er zwar anfangs, verzog aber bald den Mund wieder und ſchlüpfte mit ſeinen Blikken von ihnen weg und abermals nach Rothen hin.

Nach aufgehobener Tafel fand man in einem andern Saal Spieltiſche geſetzt. Theodor ging an ihnen allen herum, ſah bald hier, bald da zu und war eben im Begriff, ſeinen Vater, der auch nicht ſpielte, wieder aufzuſuchen, als ihm eine der erſten Damen eine Partie Whiſt antrug.

Theodor. (ohne ſich lange zu beſinnen.) Vergeben Sie — wenn ich Ihnen mit einer Par-

tie Diſkur dienen kann — von Herzen gern; ſpielen aber kann ich noch nicht.

Die Dame nahm ihre angebotene Whiſtpartie betreten zurück und ſprach mit ihm. Das Geſpräch ſchloß ſich aber bald; worauf ſie einen Kavalier engagirte, und der Fürſt auf der andern Seite in's Spielzimmer trat.

Die Whiſtdame. (am Whiſttiſch.) Es iſt doch erſtaunend, der Prinz kann noch nicht Whiſt ſpielen ...

Adolf. (der eben vorbeigeht und dies hört.) Beruhigen Sie ſich nur, meine liebe Gräfin, es iſt noch nichts damit verſäumt.

Theodor hatte unterdeſſen Rothen wieder aufgefunden und war mit ihm in ein Nebenzimmer gegangen.

Rothe. Nun, mein lieber Prinz, wir haben uns wohl beide recht viel einander zu erzählen? Sie haben mich ja bei der Tafel oft ſo angeſehen ...

Theodor. (in beſcheidener Verlegenheit.) Hum — ich hatte nur manchmal ſo meine Gedanken.

Rothe. Worüber denn? Sagen Sie mir es doch.

Theodor. Erſtlich über den Hofmarſchall und noch über einen, der nicht weit von ihm

ſas,

ſas, — ich kenne ihn wohl, aber ich kann mich auf ſeinen Nahmen nicht beſinnen; er hatte ſo einen dicken Bauch und ſo eine ſtarke Unterkehle ——

Rothe. Ich weiß nun ſchon — es iſt ein Edelmann vom Lande — ſie nennen ihn Pappguſtel.

Theodor. Nun ja — — hilf Himmel, was haben die beiden Leute in ſich geſchlagen! Ich dächte, wir hätten doch wohl zwölferlei Eſſen gehabt; aber ſie aſſen von dem letzten noch ſo viel, als von dem erſten, und ſprachen dabei kein Wort, und der Hofmarſchall rückte wohl viermal mit ſeinem Stuhl weiter rückwärts, weil ſein Bauch immer wieder an den Tiſch anſtieß. Da dachte ich bei mir, ob er auch wohl etwa zwölf Magen habe, oder ob ſein Magen zwölfmal ſo gros ſei, wie andre Magen, und wünſchte ſelbigen zu ſehen. Wenn er nur einen Magen hat: ſo muß derſelbe ſo gros ſeyn, wie der groſſe Braueimer, womit das Waſſer aus dem Brunn am Markt gezogen wird.

Rothe. Gewis und wahrhaftig, Prinz, hat er nur einen Magen; aber er hat ihn durch ſeine Freßſucht übernatürlich ausgedehnt und ſtopft ihn jedesmal ſo voll, daß ſolcher berſten mögte. Aber dadurch iſt er denn nun auch ein

ganz

ganz unbrauchbarer Mann, thut in der Welt weiter nichts, als daß er ißt, und ſitzt nun ſchon zu Hauſe im Lehnſtuhl und kann ſich weder rühren noch regen. Der und ſeinesgleichen, die ſo eine ganze Speiſekammer zu ſich nehmen, ſind eine der verächtlichſten Menſchenarten.

Theodor. Pfui, ich wüßte nicht, wie ich ſo unerſättlich ſeyn könnte. Hernach — haben Sie wohl den Kammerherrn und die beiden Kammerjunker, und die fremden Officiere, die immer ſo witzig gegen mich ſeyn wollten, und noch viel andere betrachtet? — — Was die Menſchen getrunken haben! Ach, das iſt ja ganz entſetzlich, wie ſie das nur noch ſo vertragen konnten. Aber ſie glühten auch recht, und ſahen ſo unbeſcheiden, ſo frech und ſo wild aus, daß ich ihnen die Augen nicht mehr gönnen mogte. O pfui, lieber Rothe, wie mögen dieſe Menſchen vollends wirthſchaften, wenn ſie ſo unter ſich blos zuſammen ſind. Das ſind ja recht häßliche Leute. Bei der Tafel heute mogten ſie ſich wohl vor meinen Eltern noch etwas ſcheuen.

Rothe. Gewis, Prinz; und Ihr Vater war heute ſehr lange zuſehend, ehe er Aufbruch machte. Das that er, weil dieſes Feſt Ihnen zu Ehren gegeben wird. — O ich habe den Kammerherrn und den Kammerjunker anderwärts

wärts wohl ſchon beſſer geſehen, wie ſie auf keinem Beine ſtehen konnten und nichts als Zügelloſigkeiten ſprachen. Aber ſie laſſen nun heute auch nicht eher nach, bis ſie eben ſo weit kommen. Sehen Sie wohl noch einen von ihnen hier? Nun ſind ſie alle hinunter zum Weinſchenken, und da geht's erſt recht buntüber. Aber das ſind erznichtswürdige Schurken, und wenn ſie gleich Kammerjunker und Kammerherren ſind. Durch die Uebung haben ſie freilich mehr vertragen gelernt, als wir; aber den Vorzug mögen ſie vor uns behalten. Saufen iſt ein ſchändliches Laſter, und doch ſuchen dieſe Leute recht eine Ehre darin. Da können Sie ſehen, Prinz, wie es noch um den **Begriff von Ehre** in den Köpfen vieler vornehmen Herren ſtehe. Dieſe Menſchen leben auch faſt wie in einem beſtändigen Taumel, und, um ſeinen Abſcheu gegen ihr Laſter vollkommen zu machen, muß man ſie des Morgens drauf ſehen, wenn ſie von dem verſchlafenen Rauſch erſt aufgeſtanden ſind. Ihr Vater ſchickte mich einmal ſo des Morgens zu dieſem Kammerherrn; — ich entſetzte mich vor ihm. Ein wilder Mann war gegen ihn noch ein ſchöner Mann — recht verworfen und verrucht — wie ein verſiegter Miſſethäter im unterirrdiſchen Kerker ſah er aus.

Theo-

Theodor. Ba — ba — — Pfui über die Menſchen — und das wollen Kavaliere ſeyn? — Und dann, lieber Rothe, habe ich mich erſtaunend darüber verwundert, daß viele von den vornehmen Herren ſo wenig kluges zu reden wiſſen. Es waren ihrer da, o ja, es waren ihrer genug da, die ſehr gut ſprachen; aber dieſe ſprachen gerade am wenigſten. Allein die, welche nichts kluges ſprachen, ſprachen am meiſten. Gott, was für Nonſenſe zum Vorſchein kamen! Und wie ſich die Leute mit den albernſten Läppereien ſo unterhalten konnten! Meine Ohren thaten mir weh; ich dächte, Zunge und Kinnbacken hätten ihnen noch weit mehr weh thun müſſen.

Rothe. Ja, mein lieber Prinz, daran müſſen Sie ſich gewöhnen; da hilft nichts für **bei Hofe. Eine der erſten Pflichten des Hoflebens iſt — Zurückhaltung der Galle bei Anhörung des Tafelwitzes, des Tafelgalimathias und der Tafelnonſenſe.** In den Köpfen iſt bei den vornehmſten Leuten zuweilen die **vornehmſte Leere.** Sehr vornehm fühlen dieſe ſich aber doch einmal; folglich müſſen ſie auch ſehr viel reden. Uebel nehmen Sie ſich als vornehme Leute nichts; dreuſt ſind ſie als ſehr vornehme

Leute;

Leute; mithin bonmotiſiren, antiphiloſophiren und radottiren ſie durch einander her.

Theodor. Das iſt ja aber unausſtehlich. Und dann hätte ich bald lachen müſſen, wie manchmal ein Unwiſſender über den andern kam. Da hatten ein Paar von den Kavalieren z. E. einen geographiſchen Diſpüt über Rhodeisland, und jeder wollte den andern belehren, und wußte doch wahrhaftig keiner von beiden recht, wo er es eigentlich ſuchen ſollte. Der eine fand es unter den Antillen und der andere unter den Bermuden.

Rothe. Das gehört eben dazu, wenn man nichts weiß, daß man ſich die Mine gebe, als wenn man alles wiſſe, und daß man von allen Dingen mitrede.

Theodor. Und dann — machten auch manche von den Herren recht erzläppiſchen Spas mit den bei ihnen oder gegenüber ſitzenden Damen; — ja Rothe, das ſah doch manchmal gar zu albern aus.

Rothe. Prinz, das heißt Galanterie, und darin ſuchen viele ihre vorzüglichſte Eigenſchaft. Aber das iſt brav, daß Ihnen dies misfällt. Die wahre Galanterie iſt eine herrliche Tugend aus den Ritterzeiten, von der ich Ihnen nächſtens mehr ſagen will. Dieſe Aftergalan-

terie

terie aber iſt unter der Würde eines Mannes. Es iſt die ſogenannte Haſenfüſſigkeit, welche auf Deutſchem Boden, wo die Rittertugenden gewachſen ſind, nicht zu Hauſe, ſondern von jenſeits des Rheins her gekommen iſt. Glauben Sie auch zuverläſſig — jedes kluge und edle Frauenzimmer iſt ihr feind und ſieht den Haſenfus mit verächtlichen Blicken an. Wenn wir Deutſche uns doch mit ſolchen Dingen nicht abgäben; ſie kleiden uns gar nicht einmal. Ein Franzöſiſcher Haſenfus ſieht doch wenigſtens lächerlich aus und verurſacht durch ſeinen Anblick eine ſanfte Erſchütterung des Zwergfells; aber ein Deutſcher Haſenfus ſieht ärgerlich aus und erregt Erſchütterung der Galle in den Magen.

Fürſt Adolf. (der dazu tritt.) Ihr ſeid ja hier beide ſo eifrig an einander; was habt ihr denn vor?

Rothe. (lächelnd.) Eine Tafelrecenſion.

Theodor. Beſter Vater, wir ſprachen noch von allerlei, was heute bei der Tafel geſprochen ward.

Adolf. Ja, mein Sohn, du mußt die Menſchen nehmen, wie ſie ſind. Du wirſt in deinem Leben oft noch weit mehr Nonſenſe an den Tafeln hören, als heute; darauf mache dich

ge=

gefaßt. Heute iſt ſo ein Freudenfeſt; da iſt dir zu Ehren manches geſchehen.

Theodor. Ich danke Ihnen auch ſo herzlich, daß Sie dieſen Tag zu einem ſolchen Freudentag gemacht haben. (fällt dem Vater um den Hals.)

Adolf. Du biſt nun herangewachſen, und ich muß dich nun in alle die Lagen ſelbſt führen, in welche du einſt kommſt. Zuweilen ſo ein Tag — den muß ein Fürſt leben können; aber freilich, ſollten alle Fürſtentage ſo ſeyn: ſo wäre das Hof- und Fürſtenleben eine wahre Marter. Dafür behüte dich Gott! Da geht's buntüber im Lande, wo es tagtäglich am Hofe ſo zugeht. Heute aber ſei vergnügt; heute ſollſt du noch tanzen.

Theodor. Ach beſter Vater, das muß ich Ihnen doch erzählen — — die Gräfin B. bot mir eine Partie Whiſt an, und ich offerirte ihr dagegen eine Partie Diſkur.

Adolf. Das haſt du gut gemacht. (lacht.) Nun, und da?

Theodor. I nun, ſie mußte die Partie wohl annehmen. Wir ſpielten ein paarmal herum, und da waren wir fertig. Ich ſpielte zwar immer noch fleiſſig aus; aber ſie hatte am Ende nichts mehr zu bedienen.

Adolf. (heiter.) Mein Sohn, du haſt ja ſchon rechte Spielterminologie. — (ernſthaft.) Das glaube du nicht, lieber Theodor, daß ich dir das Kartenſpiel wehren will; du magſt es in Zukunft allewohl lernen. Man geräth zuweilen unter Leute, beſonders an den Höfen, mit denen weiter keine Unterhaltung Statt findet, als durch die Karten. Ich ſpiele auch; aber nicht eher, als — bis ich muß. Dieſer Fall tritt aber nie zu Hauſe, ſondern nur, wenn ich an fremden Höfen bin, für mich ein. Hier habe ich immer unter meinen täglichen Tiſchgäſten und bei kleinen vorfallenden Feten unter meinen Räthen einige Männer, mit denen ich mich menſchlicher unterhalten kann, als durch Kartenſpiel mit ihnen. Ich habe dich dies und jenes gewöhnliche und ſogenannte Vergnügen ſeither nur darum noch nicht genieſſen laſſen, damit du keine Neigung dazu bekommen ſollteſt. Die Wahl unſerer Vergnügungen während des ganzen Lebens hernach hangt ſehr von denjenigen ab, an welche wir in den erſten funfzehn Jahren gewöhnt wurden. Dieſe lieben wir hernach auf immer, und die Seele findet an andern nur höchſtens alsdann Geſchmack, wenn dieſe jenen ähnlich ſind. So wenig ein Menſch, wie du anjetzt noch biſt, der

noch

noch nicht Karte ſpielen kann, begreifen mag, wie Leute daran ſo viel Vergnügen finden können: ſo wahr iſt's doch, daß das Kartenſpiel nur gar zu leicht eine wirkliche Leidenſchaft werden könne. Das iſt denn nun aber eine recht niedrige Leidenſchaft — die Spielſucht. Ein Menſch, dem das Kartenſpiel ſo zum täglichen Bedürfnis wird, wie eſſen und trinken, kommt mir immer wie ein Menſch vor, der nie zu Verſtande gelangt, ſondern ein Kind bleibt. Der erſte Anblick einer Geſellſchaft, die an einem Tiſche ſitzt und ſich an buntgeſcheckten Blättchen beluſtigt, muß ſchlechterdings auf jeden vernünftigen Menſchen den Eindruck machen, daß er ihn für kindiſch erklärt. Wären ſie nun Kinder: ſo fände man zwiſchen ihrem Alter und zwiſchen ihrem Vergnügen Uebereinſtimmung und hätte nichts dagegen. Wenn man nun aber Erwachſene — Männer — Männer in öffentlichen Aemtern oft ſo antrift — — wie kann ſich das für ſie ſchicken? Der Unterſchied zwiſchen dem Vergnügen eines Mannes und dem Vergnügen eines Kindes muß der ſeyn, daß jenes irgend einen moraliſchen Nutzen für die Welt oder doch für ihn habe. Solche Vergnügungen alſo, die keins von beiden haben, müſſen an ei-

nen Mann höchſtens nur ſelten kommen. Und zu dieſen gehört vorzüglich das Kartenſpiel, welches auch nicht den geringſten moraliſchen Nutzen, ſondern vielmehr leicht moraliſches Verderben ſtiftet; indem es die unedelſten Leidenſchaften, Müſſiggang, Gewinnſucht, Neid und Bitterkeit nährt. Du ſollſt einmal am allerwenigſten ſelbigem ergeben ſeyn, denn du wirſt Fürſt, und für keinen Menſchen ſchickt ſich's weniger, als für einen Fürſten, ein Erzkartenſpieler zu ſeyn. Denke nur gleich daran, was ich dir geſagt habe, daß die Erwachſenen, wenn ſie Karte ſpielen, wie Kinder ausſehen. Ein Fürſt alſo, der ein Kartenſpieler im eigentlichen Verſtande wäre, ſähe aus, wie das erſte groſſe Kind im Lande. So ſoll er aber nicht ausſehen; ſondern — wie der erſte Mann im Lande — er ſoll ja der Weiſeſte und Beſte ſeyn. Seine Vergnügungen müſſen noch weit mehr moraliſchen Nutzen für andere ſtiften, als die Vergnügen der übrigen Menſchen; denn — er hat den höchſten Beruf und die höchſte Kraft, gemeinnützig zu ſeyn. Haben Männer in öffentlichen Aemtern ſchon wenig Zeit zum Kartenſpiel; muß man die Stunden, welche ſie darauf verwenden, für ſolche erklären, die für das gemeine Weſen verlohren gehen, und die

die Stunden, welche ſie, ſtatt daß ſie in ſelbigen wirklich ihre Geſchäfte betreiben ſollten, am Spieltiſch zubringen, für ſolche, die ſie dem gemeinen Weſen gar rauben: wie noch weit weniger Zeit muß ein Mann zum Kartenſpiel haben, der das höchſte öffentliche Amt bekleidet — der Fürſt! Welch ein Raub gegen das gemeine Weſen muß ſeine tägliche Zeitzerſplitterung ſeyn, wenn er gar ſpielſüchtig iſt! Das muß denn einen ſehr trägen Gang der öffentlichen Geſchäfte geben, wenn er alle Nachmittage und alle Abende verſpielt. Das muß ihn des Morgens noch höchſt unaufgelegt zu ernſthaften Ueberlegungen machen, wenn er ſich bis in die Nacht hinein in den kleinlichſten Zerſtreuungen verlohren hat. Das muß dem Unterthan, der ihn ſprechen will, durch die Seele gehen, wenn ihm geſagt wird, daß er jetzt nicht Audienz haben könne, weil Ihro Durchlaucht am Combertiſch ſäſſen. Das muß die ganze Nation gegen ihn empören, wenn er des Morgens hülfloſen Verunglückten die geſuchte Unterſtützung abſchlägt und des Abends dreimal ſo viel im Farao verliehrt. Um alles in der Welt, Theodor, werde kein Spieler! Ein Fürſt muß die menſchlichſten Vergnügungen wählen, um ſeine menſchlichen Gefühle noch immer mehr zu erhö-

hen und zu verfeinern. Ein Fürſt muß ſeine Seelenkräfte nicht erſchlaffen und zerſtreuen, ſondern immer bei einander haben und aktif ſeyn. Ein Fürſt muß ſeine Zeit, die ſo koſtbar iſt, nicht zerſplittern, ſondern auf das edelſte anwenden. Ein Fürſt muß ſeine Landeseinkünfte nicht verſpielen, ſondern ſie gemeinnützig und wohlthätig dem Lande wieder zuflieſſen laſſen. Wenn nun gar ſeine Diener ihren Gehalt darum nicht richtig bekämen, weil er ſo ſtark ſpielte, oder **wenn Bürger und Bauern am Ende gar ſeine Spielſchulden bezahlen müßten** — wie erſchrecklich handelte er vollends! — — Theodor, wenn du die Summen bei einander ſehen ſollteſt, welche mancher Fürſt ſchon verſpielt hat, beſonders, wenn er unter falſche Spieler und Gauner gerieth: ſo würde dein Herz darüber erzittern. Wie mögen Kinder über ihren Vater ſeufzen, der einen Tag und alle Tage in's Wirthshaus läuft und den Verdienſt ſeiner Arbeit in Deutſch Solo verſpielt, während daß ſie zerriſſen und zerlappt gehen oder gar nicht in Brod ſich zu Hauſe ſatt eſſen können! Wie noch weit himmelanſteigender müſſen die Seufzer eines Volks ſeyn, deſſen Fürſt nicht nur an ſeinem Hofe und an andern Höfen, ſondern auch in den Luſtlagern und auf den Meſſen ſeine Dukaten zu Tauſenden auf den

Fa=

Faraotiſch hinſchüttet, und ſie oft Menſchen zu= wirft, die ihn erſt darum wiſſentlich betrügen und hernach noch wiſſentlicher darüber verſpot= ten, während daß im Lande alle gemeinnützige Anſtalten, die ſeine Kammer unterhalten muß, verfallen, die Verdienſte unbelohnt bleiben, Nahrung und Gewerbe faſt untergehen, Abga= ben und Steuern durch unerbittliche Execution beigetrieben werden, die Lakaien zerlappt gehen, Dienerwittwen faſt umkommen und Dienerwai= ſen wie die jungen Mäuſe, deren Alten in der Dratfalle hangen, umherpipen! — — Nun geh einmal wieder hinüber, lieber Theodor, und beobachte die ſpielenden Herren und Damen et= was genauer.

Im Spielzimmer war man unterdeſſen ſehr in Aktivität gerathen. Alle Tiſche waren beſetzt und ziemliche Summen waren ſchon verſpielt und gewonnen. Hazardſpiele litte der Fürſt einmal nicht, inzwiſchen machte die Höhe des Einſatzes, um den man ſpielte, die übrigen Spiele faſt durchgehends zu Hazardſpielen; und obgleich Adolf hierüber bei jeder Gelegenheit auch ſein Misfallen zu erkennen gab: ſo ſchien es doch, als wenn man dem heutigen Tage durch ein ungewöhnlichhohes Spiel noch einen feier= lichen Glanz mehr zu geben gedacht hätte. Theo=

dor bekam dadurch wenigſtens Gelegenheit, die unmoraliſchen Seiten des Kartenſpiels gröſtentheils auf einmal zu überſehen. Hier fand er einen Tiſch, an welchem kein Wort weiter geſprochen ward, als was das Spiel erforderte, und wo keine Bewegung weiter gemacht ward, als nach Karten und Geld hin. Dort fand er einen andern, wo ein Paar über das vorige Spiel ſo heftig, wie über eine Landesangelegenheit diſputirten und in der Hitze einander Bitterkeiten ſagten. Da fand er noch einen andern Tiſch, wo Unzufriedenheiten auf allen Seiten herrſchte. Dort noch einen andern, wo ſich jemand mit ſeinem blöden Geſicht entſchuldigte, wenn er auf Farbeverleugnen oder Falſchabſtechen ertappt ward. Da noch einen andern, wo allen Spielern der Mund offen ſtand, die Augen aus dem Kopf quollen, die Wangen ſich einzogen und die Hände zitterten. Dort noch einen andern, wo dem einen, der in Verluſt war, der Schweis vor der Stirn ſtand, und der andere, welcher ſeinen Aerger über ſeinen Verluſt verbergen wollte, ganz unnatürlich lächelte. Da noch einen andern Tiſch, wo der Gewinner links und rechts ſchadenfroh und unerſättlich um ſich her blickte, ſo oft die Verliehrer von neuem ihre Börſen zogen. Dort noch einen andern, wo

der

der eine Verliehrer ſich bei dem Schickſal unaufhörlich beſchwerte, daß er heute auch nicht ein einziges Spiel machen könne, und der andere darüber ſich ärgerte, daß er nur lauter verführeriſche Karte bekomme. Nur drei Tiſche fand Theodor unter allen, an welchen mit wirklichem Vergnügen geſpielt zu werden ſchien; und als er die Urſache davon unterſuchte, bemerkte er, daß man daſelbſt nur um einen mäſſigen Einſatz ſpiele. Als er darauf zu ſeinem Vater zurückkam, ſprach er — Sie haben wohl recht; ich mag lieber gar nicht einmal Karte ſpielen lernen.

Abends war Ball, wobei der Prinz ſich beſſer befand; nicht ſowohl des Tanzes wegen blos, als vielmehr des Damenzirkels wegen, indem er ſich dabei wie in einer neuen Welt erblickte. Rothe hatte auf einen ſolchen Zeitpunkt recht gewartet, um ihn ganz kennen zu lernen, und belauſchte ihn jetzt von fern unaufhörlich. Theodor machte ſich aber ganz ſo, wie er ſich ihn vorgeſtellt hatte. Ohne ſchüchtern zu ſeyn, war er edelbeſcheiden, und ohne keck oder frech zu ſeyn, war er natürlichlebhaft. Er drängte ſich nicht an, kehrte ſich aber auch nicht an Stand und Würde, ſondern ſuchte ſich ſeine Damen, wie ſie ihm am beſten gefielen, und ſchien es kaum zu

bemerken, daß alle weibliche Augen im Tanzſaal ſich auf ihn hefteten, ihn durchſpäheten und nicht ſelten in eine ſehr ſtrenge Muſterung nahmen. Den ſteifen Damen ging er ſamt und ſonders aus dem Wege; den kokettirenden ſtand er kaum eine Minute Rede. Er tanzte nichts, als Engliſch, und da ſah man, daß er blos mit zwei jungen Frauenzimmern tanzte, die er immer eine um die andere aufforderte. Es fiel dies um ſo mehr auf, weil die eine davon eine Braut und die andere nur eine Bürgerliche war; denn Adolf machte unter ſeinen Räthen ſchlechterdings keinen Unterſchied, ſie mogten von Adel oder nicht von Adel ſeyn, und wenn die Frauen und Töchter der erſtern bei ihm tanzten, tanzten auch die Frauen und Töchter der letztern bei ihm. Ulrike that nicht, als wenn ſie auf Theodorn Acht hätte; weil Adolf ſie gebeten, ihn in dem ungewohnten Zirkel ſich ganz nach ſeinem Willen und natürlich machen zu laſſen. Als der Prinz zwei Stunden lang ſeinen Wechſeltanz getrieben hatte, verſchwand er aus dem Tanzſaal. Seine beiden Damen wurden gleichfalls vermißt. Als Rothe ihm bald darauf nachging, fand er ihn in einem Nebenzimmer, wie er zwiſchen beiden ſas und ſich ſehr warm mit ihnen unterhielt. Sobald er Rothen er-

blickte, ſprach er — o hier iſt's doch gar zu hübſch — hier iſt's beſſer, wie drüben im Tanzſaal und heute an der Tafel! „Wollen Sie nicht mehr tanzen, Prinz?“ fragte Rothe. Ach, wir ſind ſo müde; erwiederte er, wir haben ja zwei ganze Stunden getanzt, und nun haben wir uns ſo viel zu erzählen, denn — wir haben uns ja noch nie geſprochen . . .

Adolf. (der ab und zugeht, als er den Prinz in dieſer Situation geſehen, zu Rothen.) Was meinen Sie? Er hat keinen üblen Geſchmack.

Die beiden Frauenzimmer waren von Theodors Alter, von ſehr gutem Wuchs und Anſehen, und von vortreflichem Karakter. Das Fräulein war mit einem der Hofkavaliere verlobt, der auch ein ſehr edler junger Mann war. Die Bürgerliche war die Tochter des Regierungsraths Herzog, den Fürſt Adolf ausnehmend ſchätzte. Beide hatten viel Ungezwungenes und Natürliches in ihrem ganzen Aufzug und Betragen, und Mamſell Herzog faſt noch mehr, als Fräulein Schönleben. Jedes Wort, das ſie mit dem Prinz und der Prinz mit ihnen wechſelte, athmete Simpathie unter ihnen, und kaum hatten ſie eine halbe Viertelſtunde ſich unterhalten, ſo waren ſie ſchon ſo vertraut, als

wenn

wenn ſie ſich heute zum hundertſten male ſprächen. Theodor muſterte alle Freuden des Lebens mit ihnen, lobte den Engliſchen Tanz zwar, aber gab ſeinem Klavier den Vorzug, ſchalt auf's Kartenſpiel und pries die Natur vor allen vortreflich. „Und die Freundſchaft?“ ſetzte die naife Herzog hinzu. Ja wohl, erwiederte Theodor, und drückte ihr ſanft die Hand. Jetzt fiel es ihm erſt ein, beide zu fragen, wer ſie wären. Die eine ſagte es ihm darauf ebenſo ehrlich, daß ſie eine Bürgerliche ſei, als ihm die andere es ſagte, daß ſie eine Braut ſei.

Theodor. (zur Herzog.) Sind Sie auch eine Braut?

M. Herzog. Ach nein!

Theodor. Nun, das iſt gut; ich dachte ſchon, es gäbe hier lauter Bräute. (zur Schönleben.) Wer iſt denn Ihr Bräutigam?

F. Schönleben. Es iſt der Forſtmeiſter L. Er iſt drüben im Tanzſaal.

Schnell ſprang Theodor fort und holte den Herrn von L. herbei, deſſen Augen hiedurch wieder ihre natürliche Gröſſe bekamen. Nachdem das Geſpräch eine Zeitlang unter ihnen gemeinſchaftlich geweſen war, theilte es ſich. Lautersdorf ſprach mit der Schönleben und Theodor mit der Herzog. Nach einer kleinen

Weile

Weile legte Lautersdorf die Hand ſeiner Braut in die ſeinigen. Der Prinz ſah dies und nahm ſich auch eine von den Händen der Herzog. Bald darauf gab Lautersdorf der Schönleben einen Kuß, und Theodor küßte die Herzog gleichfalls. Nach dieſem erſten Kuß ward ſein ganzes Geſicht wie mit Zuckerroſen beſtreut. Als Rothe dies ſah, machte er ſich auf den Weg zum Fürſten und erzählte ihm, was vorgehe.

Rothe. Der Lautersdorf iſt an allem Schuld; — was der ihm da vormacht, macht er nach.

Adolf. (lächelnd.) Ruhig doch! Was haben Sie denn für Noth? — Glauben Sie denn, daß Theodor es erſt von andern werde lernen müſſen, ein edles Mädchen zu küſſen? Ich wette darauf, er gibt den übrigen allen keinen Kuß, wie ſie da im Saal ſind, und wenn Lautersdorf ſeine Braut vor ſeinen Augen noch ſo viel küßt. Das iſt ja denn doch wohl recht brav, daß er den Lautersdorf ſelbſt dahin geholt hat? Und hätte die andere auch geſagt, daß ſie eine Braut und daß der Bräutigam hier ſei: ſo iſt's gewiß, er hätte dieſen auch geholt. Sehen Sie doch die unſchuldige, unverſtellte Naturgüte hierin . . . Aber wahr iſt's, es iſt doch mit allem dem ſonderbar um die Verſchiedenheit der

Ge=

Geſchlechter und um die Eindrücke des einen auf das andere.

Rothe. Ich wollte, daß die Herzog auch eine Braut geweſen wäre.

Adolf. Nun, nun, was nicht iſt, kann noch werden; ſeyn Sie unbeſorgt — — die findet gewiß ihren Mann. — Nach einer Weile können Sie ihm ſagen, daß ich nach ihm gefragt hätte. Und dann geben Sie auf ihn Acht, wie er handelt; ich wette — er kommt auf der Stelle.

Als Rothe ſeinen vorigen Beobachterplatz wieder einnahm, fand er die ſchöne Naturſcene noch vollkommener. Lautersdorf war mit ſeiner Braut in den Tanzſaal gegangen, und — Theodor hatte die Herzog mit ſeinem Arm umſchlungen. Vermuthlich hatte Lautersdorf kurz vorher, ehe er wegging, die Schönleben auch ſo umſchlungen gehalten. Das Geſpräch, welches ſie beide führten, war ohne alle Pauſe. Rothe war eben im Begriff, es zu unterbrechen, als Lautersdorf ſeine Braut zum Prinz zurückbrachte und die Herzog zu einer Polonoiſe aufforderte. Theodor ſprach mit der Schönleben ſo herzlich wieder, wie mit der Herzog. Nach einer Weile brachte Lautersdorf auch die Herzog wieder zurück, die ihren Platz wieder neben dem Prinz

einnahm. Rothe hatte hierauf gewartet, um ſeine Probe ganz zu machen. Er ging bald darauf an Theodorn hin und ſagte ihm, daß ſein Vater nach ihm gefragt habe. Der Prinz ſtand ſogleich auf, eilte zu Adolf und ward von dieſem ganz auſſerordentlich überraſcht.

Fürſt Adolf ſchenkte ſeinem Sohne zum Beſchlus der Freuden dieſes Tages das Landhaus nebſt dem ſchönen Engliſchen Garten, wo er ſeinen Religionsunterricht empfangen hatte, und das nächſt dabei gelegene Dorf. Auch ſetzte er ihm von nun an wöchentlich hundert Thaler aus, womit er machen könne, was er wolle. Theodor freuete ſich, wie er ſich noch nie gefreuet hatte, hing lange dafür am Halſe ſeines Vaters und ſeiner Mutter, und — eilte eher zur Herzog, um ihr dies zu erzählen, als zu Rothen. Da er ſie nicht da wiederfand, wo er ſie verlaſſen hatte, ſuchte er ſie im ganzen Tanzſaal.

Rothe. (der ihm hier begegnet.) Suchen Sie mich, Prinz?

Theodor. Nein — ich ſuche die liebe Herzog — —

Rothe. Die iſt eben mit ihrem Vater ſchon nach Hauſe gefahren.

Theodor. (unwillig.) O das iſt ſchade — ich

ich wollte ihr noch etwas ſagen. Nun habe ich ihr nicht einmal eine gute Nacht gewünſcht.

Darauf erzählte er Rothen das empfangene Geburtstagsgeſchenk, hatte weder Luſt, noch zu tanzen, noch länger bei der Geſellſchaft zu bleiben, ſondern verfügte ſich, nach Beurlaubung von ſeinen Eltern, die es ebenſo machten, auf ſein Zimmer und ging zu Bette; während daß der Ball noch faſt bis an den Morgen dauerte.

Theodor. (am folgenden Morgen zu Rothen.) Wir wollen doch nächſtens einmal den Regierungsrath Herzog beſuchen.

Rothe. (der groſſe Augen macht.) Wie kommen Sie denn hierauf, Prinz? Haben Sie denn Bekanntſchaft mit dieſem Manne?

Theodor. Nein, mit ihm nicht; aber doch mit ſeiner Tochter. Dieſer habe ich's verſprochen, daß ich ſie bald einmal beſuchen will. Sie hat ſo ein ſchönes Klavier und ſo einen ſchönen Garten, ſagt ſie, und ſo eine liebe Abendlaube darin, die ſie ſelbſt angelegt hat.

Rothe. Wenn Sie es ihr verſprochen haben, wollen wir einmal hingehen; aber dann gehen

gehen wir ja nicht zum Regierungsrath, ſondern zu ſeiner Tochter?

Theodor. Das iſt einerlei; ich kenne ihn zwar nicht, aber ich habe ihn doch ſchon lieb. Das muß gewis ein guter Mann ſeyn, der ſo eine gute Tochter hat. Heute — dächte ich, wenn Sie wollen . . .

Rothe. Heute, mein Prinz, nehmen wir Poſſes vom Landhauſe und vom Garten, und ſprechen die Leute im Dorf, welches Ihnen Ihr Vater geſchenkt hat.

Theodor. Ach das iſt auch wohl wahr.

Schmidt. (der hereintritt.) Prinz, Sie ſollen gleich zum Fürſten kommen.

Adolf. (zu Theodorn.) Wie haſt du dir denn nun geſtern in allem dem Weſen gefallen?

Theodor. Recht ſehr gut, beſter Vater. Es ſah alles ſo geſchmückt und ſo feſtlich aus, wohin man nur blickte, und die Geſellſchaft war ſo vergnügt. Abends aber gefiel mir es am allerbeſten.

Adolf. Du haſt nun einmal meinen ganzen Hof und meine geſammte Dienerſchaft mit ihren Familien bei einander geſehen. Ich habe dich zwar mit vielen wackern Männern ſprechen geſehen; haſt du aber im eigentlichen Verſtande geſtern neue Bekanntſchaften gemacht?

Theodor. O ja — beſonders eine, die mir ganz unausſprechlichlieb iſt, mit der lieben Herzog. Es iſt das erſte Mädchen, mit der ich in meinem Leben ſo viel geſprochen habe; — ſagen Sie mir doch, mein Vater, gibt es denn ſolcher Mädchen viele?

Adolf. Ganz beſtimmt kann ich dir hierauf nicht antworten, Theodor. Die Herzog, nach ihrem Aeuſſerlichen zu urtheilen, ſcheint allerdings Vorzüge vor Tauſenden ihres Geſchlechts zu haben. Ihre Mutter iſt früh geſtorben; aber ihr Vater, der einer meiner wackerſten Räthe iſt, erziehet ſie, als ſein einziges Kind, auf das edelſte. Lieber Sohn, es kommt bei den Töchtern, wie bei den Söhnen, alles auf die Erziehung an. Das ſteiſe, gezwungene Weſen, und das eitle, kindiſche Weſen, welches du geſtern häufig im Tanzſaal an den Frauenzimmern bemerkt haben wirſt —

Theodor. (ſchnellunterbrechend.) Ach ja — das war mir recht zum Ekel — —

Adolf. iſt ebenſo Folge der empfangenen Erziehung, als das natürlichgute, unſchuldigfrohe und ſanftmittheilende Weſen, das die Herzog an ſich hat. Indeſſen glaube, du wirſt viel edle weibliche Seelen kennen lernen. Da, wo alberne Mütter die weibliche Natur in den

Töch-

Töchtern nicht verſtellt haben, oder wo unſer Geſchlecht ſie nicht verderbt hat, zeichnet ſich das weibliche Geſchlecht gewis vor dem unſrigen zu ſeinem Vortheil aus. Der Umgang mit ſolchen unverderbten Seelen wird dir künftighin ſanft und ſüs ſeyn, und dir eine Freudenquelle des Menſchenlebens mehr öfnen, aus der du bisher noch nicht geſchöpft haſt. Nur bleib gegen ſie jederzeit beſcheiden, gut und brav. Gott hat unausſprechliche Reitze für uns in den Umgang mit natürlichguten und ſanftempfindenden Weiberſeelen gelegt; aber nur dem tugendhaften und reinen Jüngling werden ſie zu Theil. Ungeſittete, zügelloſe und freche Jünglinge werden von allen wackern Mädchen geflohen. Nur ebenſo ungeſittete und freche Mädchen dulden dieſe, und dann wird ihr Umgang auf beiden Seiten für einander noch mehr, als Verderben und Peſtilenz.

Theodor. Ach das wüßte ich doch nicht, wie es möglich wäre, daß man gegen ein ſo liebes Mädchen unbeſcheiden werden könnte.

Adolf. Ich traue dir es auch nicht zu; aber darum ſchätze auch nur jederzeit ſolche Mädchen, die ſo unbefangen, ſchuldlos, naif und ohne alle Prätenſion ſind, wie die Herzog. Ein Freund kann den andern verderben, aber Freund und

Freundin verderben einander noch weit leichter. Manches herzlichgute Mädchen ward durch einen wilden Jüngling, und mancher wackere Jüngling durch ein ſchlechtes Mädchen ſchlecht.

Theodor. Davon hat mir Rothe auch letzthin viel geſagt; aber ich kann es gar nicht begreifen, wie ein Geſchlecht darauf ausgehen könne, das andere ſchlecht zu machen. Wenn man die verſchiedenen Eigenſchaften und Vorzüge eines jeden von ihnen in Erwägung zieht: ſo leuchtet es ja recht in die Augen, daß die Natur ſie durch beiderſeitigen Umgang und durch Mittheilung an einander vielmehr erſt recht vollkommengut habe machen wollen.

Adolf. Ja, ſo ſollte es ſeyn; ſo iſt es auch unter guten Leuten beiderlei Geſchlechts. Aber o mein Theodor, du kennſt die Welt noch nicht. Es gibt auch freche und lüderliche Weibsſeelen in Menge; man findet ſie am häufigſten in der ſogenannten groſſen Welt, und an den Höfen ſpielen ſie oft die glänzendſten Rollen. Rothen habe ich es nun aufgetragen, dir von Zeit zu Zeit über dieſen Punkt mehr zu ſagen; denn dein Unterricht muß deinem Alter und deinen ſich ausbildenden Kräften immer angemeſſener werden. Drücke dir das Bild der Herzog

recht feſt ein — — mit allen ſolchen weiblichen Geſchöpfen, an denen du es wiederfindeſt, kannſt du ſicher Umgang haben und darfſt alsdann nur eine einfache Aufmerkſamkeit ausüben, nehmlich auf dich allein, daß du nicht unbeſcheiden werdeſt.

Theodor. Das verſpreche ich Ihnen auf das heiligſte, mein Vater. Das wüßte ich gar nicht, wie es möglich wäre, wie ich gegen eine Freundin unbeſcheiden werden könnte; ich würde mir es ja nicht einmal verzeihen, wenn ich es gegen einen Freund würde.

Adolf. So biſt du brav — ſo bleib! — Den geſtrigen Tag, lieber Theodor, habe ich dir eigentlich darum gemacht, damit du das ganze Weſen des Hoflebens kennen lernen ſollteſt. Nun weißt du, wie es ausſehe, wenn mehr, als nöthig iſt, gegeſſen und getrunken wird, wenn man an vielen Tiſchen ſpielt, wenn in langen, langen Reihen bis in die Nacht hinein getanzt wird, wenn ſich hundert und mehr Menſchen durch einander durchwirren und ſich erſtaunendviel höfliches, artiges und ſüſſes ſagen, wenn ſich die witzigen Herren an Einfällen, und die unnatürlichen Damen an Affektation einander zu übertreffen ſuchen, und wenn in einem und demſelben Saal viel Unterhaltung zu ſeyn ſcheint,

und wenig wirklich da iſt. Ich hätte noch manchen ſogenannten Glanz dem ganzen Feſtin mehr geben können. So hätte ich z. E. den Ball in Maſke geben können; allein ich ſehe nicht ein, wozu das nöthig iſt, da ohnehin ſchon der gröſte Theil der Herren und Damen maſkirt erſcheint. Oder ich hätte auch können ein Feuerwerk abbrennen laſſen, wobei zehn- oder zwanzigtauſend Thaler in die Luft geflogen wären; dies Geld aber können wir edler anwenden, wenn es etwa einmal in einem harten Winter meinen armen Bürgern an Feurung gebricht. So einen Tag, wie der geſtrige war, dann und wann mag ein Fürſt wohl machen, und muß ihn zuweilen machen. Jeder Hausvater ſieht ja wohl zuweilen ſeine Leute im Hauſe und ſeine Arbeiter einmal alle beiſammen und richtet ihnen eine Mahlzeit und einen Tanz aus. Wenn wir Fürſten nun unſern Leuten ſo eine Mahlzeit und Tanzerei einmal ausrichten: ſo erwarten ſie hergebrachter maſſen, daß ſie es bei uns ſo finden werden, wie es geſtern bei mir war. Jeder Bürger bekommt ja auch zuweilen auswärtigen Beſuch und traktirt alsdann ſeine fremden Gäſte ſtattlich. Wenn wir Fürſten nun auch zuweilen Beſuch von andern unſersgleichen bekommen: ſo traktiren wir ſie auch nach der Art, wie es an

 den

den Höfen Sitte iſt, und thun dabei nicht mehr, als der Bürger thut, wenn er ſeine fremden Gäſte nach Bürgerart bewirthet. Aber — denke dir nun einmal ſo ein ganzes Leben, wo es einen Tag und alle Tage, oder doch einen Tag um den andern, oder auch nur allemal um den vierten Tag ſo herginge, wie geſtern — — —

Theodor. (die Hände erhebend.) Ach bewahre uns Gott — da käme man ja wohl kaum jemals recht zu ſich — — und was hätte man denn am Ende davon? Ich dächte wahrhaftig, daß man nichts in der Welt eher überdrüſſig werden müßte, als ſo etwas. Es iſt ja doch offenbar alles zu viel; und zu viel verekelt man ſich ja am erſten. Und lieber Vater — wenn Sie es nicht übel nehmen, — ſo ſchön auch alles geſtern war, ſo habe ich doch das Schönſte vermiſſt — ich meine das Vertrauliche und Herzliche. Es waren gewis der Leute zu viel; vor allzugroſſer Menge konnten ſie nicht recht an einander kommen. Alles, was geſprochen ward, war ſo weit hergeholt und ſo entfernt von den Menſchen überhaupt und beſonders von denen ſelbſt, die es zu einander ſprachen. Es kam mir auch ſo vor, als meinten ſie es nicht ſo gegen einander,

wie ſie thaten. Denn es war alles wie ein Ton, und auf einem Ton können doch unmöglich ſo viel Menſchen gegen ſo viel Menſchen geſtimmt ſeyn. Manche ſagten auch ganz erſchreckliche Höflichkeiten und lobten an einander wie um die Wette wahrhaftige Läppereien, die des Redens gar nicht werth waren, und ſchwommen in ihrem Gnadenweſen und Unterthänigendienerweſen gegen einander faſt fort. Wenn ja einmal irgendwo ein Schimmer von Vertraulichkeit und Herzlichkeit hervorleuchtete: ſo war es nicht, wo ihrer zehen oder zwanzig, ſondern wo nur zwei oder höchſtens drei beiſammen ſtanden, die dann in ihrem kleinen Zirkel in einem Winkel friſche Luft zu ſuchen ſchienen; und da dachte ich allemal bei mir ſelbſt, daß dieſe zwei oder drei, um ſo herzlich zu ſeyn, eben nicht gerade in dem groſſen mit Menſchen angefüllten Saal hätten ſeyn müſſen, und — daß ſie wohl gar an jedem andern Ort noch herzlicher gegen einander geweſen ſeyn würden. Meine vergnügteſte Zeit wenigſtens war geſtern die, als ich da im Seitenzimmer nur ein Paar von der ganzen Geſellſchaft bei mir hatte. Ich glaube aber gewis, daß wir, wenn wir in einer Laube beiſammen geſeſſen hätten, noch vergnügter geweſen ſeyn würden.

Adolf.

Adolf. Mein Sohn, das iſt in groſſen Geſellſchaften, ſo lange man nicht durch Muſik, Spiel oder Tanz vereinigt wird, der gewöhnliche Fall, daß ſich jeder in dem groſſen unüberſehbaren Zirkel, wo man vor Menſchen nicht an Menſchen kommen kann, einen kleinen Zirkel um ſich her zeichnet, in welchen er nur einige wenige hineinzieht, mit denen er gern ſpricht; daß alſo in mancher einzigen Geſellſchaft oft funfzig und mehr Geſellſchaften eigentlich bei einander ſind. So werden groſſe Geſellſchaftsſäle ein wahres Bild der Welt nnd der ganzen menſchlichen Geſellſchaft überhaupt. Leben wir nicht alle wie auf einem groſſen, groſſen Saal bei einander? Iſt das Leben auf ſelbigem nicht ein wahres Feſtin, das uns der oberſte Regent und Vater ausrichtet? Sucht nicht jeder auf dem Weltſaal in der unzählbaren Menſchenmenge ſich ſeine kleine Geſellſchaft zuſammen, die er ſeine Freunde nennt und mit denen er ſich am liebſten unterhält? Gehen die übrigen alle nicht ebenſo nur gleichſam zuweilen uns vorüber und bleiben gröſtentheils von uns ungeſprochen, wie da geſtern in meinem Schloſsſaal? Wer ſich auf dies kleine Zirkelmachen in groſſen Zirkeln nicht verſteht: der findet in

den allergröſſeſten Geſellſchaften — die allergröſſeſte Leere. Und ſind lauter wüſte Menſchen bei einander: ſo hat der denkende Kopf, und wenn ihre Anzahl noch ſo gros iſt und er ſich noch ſo gut auf's Zirkelmachen verſteht, allemal dies traurige Schickſal. Theodor, das iſt wahr, was ich dir jetzt ſagte; aber das iſt auch wahr, daß ſich mit dem denkenden Kopf zuweilen ein Stolz vereinigt, ſo, daß uns die Menſchen nie gut genug ſind, und wenn ſie auch nach unſerer Zeichnung geſtochen würden; daß nicht ſowohl ihr Unwerth, als vielmehr unſere Laune uns von ihnen abhält, und daß wir darum unter Menſchen nur einſam ſind, weil wir uns ihnen nicht mittheilen wollen. Dies muß nicht ſeyn; wir verſchlimmern dadurch unſer Herz, bringen eine ganze Welt gegen uns auf und verleiden uns ſelbſt alles geſellſchaftliche Leben. Man muß ſich bei Zeiten daran gewöhnen, die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind, und lieber an ihrer Veredlung zu arbeiten, als ſich darum, weil ſie nicht ſo ſind, wie wir ſie haben wollen, von ihnen ganz zu entfernen, und ſie ſtehen zu laſſen, wodurch ſie ja immer alsdann ſo bleiben müſſen, wie ſie ſind, und uns nie etwas zu Danke thun oder zu

Danke reden lernen. Wem ſchadeten wir denn hierdurch am meiſten? Nicht wahr — uns ſelbſt? Theodor, dies habe ich nun ſchon gar oft in der Welt ſo gefunden, daß die weiſeſten Menſchen, die denkendſten Köpfe aus Unaufgelegtheit ſich herunter zu laſſen, alle Geſellſchaft fliehen. Handeln ſie dadurch auch wohl pflichtlich? Iſt es die Beſtimmung des Lichts — für ſich zu brennen, oder zu leuchten? Kann es alſo auch wohl mit der Beſtimmung des Weiſen und des Denkers vereinigt werden, ſich von der Welt abzuſperren, oder iſt ſelbiger nicht recht eigentlich auch zum Leuchten da, und in die Welt hervorzugehen? Sollte er ſich für die kleine Unbehaglichkeit, welche er darüber empfindet, daß die Menſchen noch immer nicht auf dem guten Ton ſtehen, nicht durch die groſſe Freude darüber, daß er beitragen kann, ſie auf denſelben mehr zu ſtimmen, auf das reichſte entſchädigt erblicken? Gutes nicht thun, das man doch thun kann, heißt — Böſes thun. Damit verknüpfte Ungemächlichkeit darf uns nicht davon abhalten; denn wo iſt irgend eine Arbeit ohne Ungemächlichkeit? Eine Arbeit des denkenden Kopfs iſt, andere denken zu lehren; ſeine Ungemächlichkeit dabei

alſo

alſo iſt ihr Anblick, ſo lange ſie noch nicht denken können . . .

Theodor. Aber wenn der denkende Kopf nun keine Menſchen vor ſich findet, die denken lernen wollen?

Adolf. Damit entſchuldigt er ſich freilich gern; aber — ſo wenig er lauter ſolche Menſchen vor ſich findet, die denken lernen wollen: ſo wenig findet er auch lauter ſolche vor ſich, die nicht denken lernen wollen. Wer alle durch die Bank in die letztere Klaſſe bringt, begeht böſen Leumund gegen die Menſchheit. Wer ſich nur mittheilen will, findet immer wenigſtens einige, die ſich ihm öfnen. — Was du aber ſonſt noch über geſtern von dem nichtſomeinen, wie man geſprochen, von den weithergeholten Geſprächsingredienzien, von dem Vielreden über Kleinigkeiten und von unnatürlichen Lobeserhebungen und Höflichkeitsbezeigungen ſpracheſt, darin haſt du ganz recht. Doch wiſſe, lieber Theodor, dies iſt — Hofton. Ganz habe ich ihn nicht abſchaffen können. Wenn ich's auch an meinen Hofleuten hätte dahinbringen können: ſo hätten mir die kommenden Fremden doch von Zeit zu Zeit die Sache wieder verderbt. Aber abgeändert habe ich ihn um vieles. O

vor zehn Jahren noch hätteſt du einmal das Weſen ſo ſehen und hören ſollen — da würdeſt du es gar nicht zum Ausſtehen gefunden haben. Und wenn du in Zukunft auswärtige Höfe beſuchen wirſt: ſo wirſt du den Ton, welcher an meinem Hofe herrſcht, noch golden gegen den Ton an manchem andern Hofe finden. Wahr iſt's, dieſer ſogenannte **Hofton** iſt ein widernatürlicher Ton. Er iſt aus **Misverſtehung** der feinern Sitten entſtauden, welche von Rechtswegen an **Fürſtenhöfen zu Hauſe** ſeyn ſollen. Ich konnte es erwarten, daß an einem jungen Menſchen, wie dir, der gleichſam aus dem Schooſe der **Natur** plötzlich auf den Schauplatz des **Luxus** verſetzt ward, äuſſerſtauffallend und widrig vorkommen mußte. Man kann dieſen Hofton auf zweierlei Art auslegen. Die Leute, welche da einander Schmeicheleien, Lobeserhebungen, Süſſigkeiten u. ſ. w. ſagen können, ohne daß ihr **Herz** den Ausdrücken gemäs empfindet, oder es ſo meint, oder gar einmal das geringſte davon weiß, thun dies entweder aus wirklicher Falſchheit, und recht mit dem Vorſatz, einander dadurch wechſelsweiſe zu hintergehen und zu betrügen; oder ſie thun es aus einer bloſſen Gewohnheit, und ohne daß ſie ſich dadurch einander ſchaden wollen.

len. Zur Ehre der Menſchheit muß man gleich zum voraus vermuthen, daß der letztere Fall der häufigere ſeyn werde; und dein Vater kann auch aus Erfahrung hinzuſetzen, daß dieſe Vermuthung richtig ſei. Wie es Menſchen giebt, welche ſtatt ſich mit Ja und Nein zu behelfen, allemal unnöthig ſchwören, und Menſchen, die ſtatt an Ach und O genug zu haben, allemal gleich fluchen: ebenſo kann es ja auch wohl Leute geben, die die Ausdrücke ihrer Verbindlichkeit gegen andere, ihres Danks, ihrer Wünſche, ihres Beifalls und ihrer Höflichkeit in eben der Maſſe zu übertreiben pflegen; die z. E. alles, was andere Menſchen blos gut und recht nennen, göttlich und bezaubernd nennen, oder für eine Priſe Schnupftoback ebenſo unendlichverbunden ſich erklären, als wenn ihnen ein Dienſt von gröſter Erheblichkeit geleiſtet worden wäre. Von dieſer Seite betrachtet, iſt alsdann der ſogenannte Hofton nur ein Afterton der feinern Sitten, und ich öfne dir dieſe feine Seite zuerſt, um dich einigermaſſen mit ihm auszuſöhnen. Wer auf dieſe Art in ſelbigem ſpricht und handelt: der thut es oft, ohne es einmal mehr zu wiſſen, oder hat wenigſtens gleich wieder vergeſſen, was er darin ſprach und that. Die Leute, welche ihn gegen einander führen, ſehen dann

frei-

freilich ſo aus, als wenn ſie ſich einander zum beſten hätten und geckten; ſie denken ſich aber nichts dabei und fügen ſich übrigens dadurch kein Herzeleid zu. Kommt ein Dritter unter ſie, der ein gerader Mann iſt und alles gleich für baar Geld annimmt, was ſie ihm ſagen: ſo wird er freilich gewaltig getäuſcht; allein er muß doch auch bald hören können, daß die Muſik, welche ſie ihm aufführen, nicht im Kirchenton, ſondern im Kammerton ſtehe. Kluge Bürger, wenn ſie einen Menſchen in dieſem Ton bloſſer Uebertreibung ſprechen hören oder handeln ſehen, ſind bald darüber fertig und ſprechen — es iſt ein Hofmann . . . Wenn dieſes Urtheil aber heiſſen ſoll — es iſt ein falſcher Mann, alsdann empört ſich das ganze menſchliche Herz dagegen. In dieſem Fall iſt der Hofton der unwürdigſte, auf den ſich eine menſchliche Seele ſtimmen mag. Lieber Sohn, leider ſtehen Menſchen genug an den Höfen auf dieſem gottloſen Ton. Dieſe ſind denn im Stande, einander zu herzen und zu küſſen, wenn ſie auch den unauslöſchlichſten Groll gegen einander im Buſen tragen, und thun gerade alsdann am herzlichſten, wenn ſie recht auf Sturz, Tod und Verderben ausgehen. Sie ſind die Peſt der Höfe und auch die Peſt des bürgerlichen Lebens.

Denke

Denke dir einmal einen Mann im öffentlichen Amte, der auf dieſem Hofton ſtehet, was für Unheil er anrichten müſſe! Denke ihn dir mit Macht und Gewalt in den Händen, welch ein furchtbares Ungeheuer iſt er! Denke ihn dir bei ſeinen Zuſagen, bei ſeinen Repliken an den ſich an ihn wendenden Bürger, bei Pakten und Akkorden, welche er ſchließt, bei Empfang des Zutrauens, das Bittende und Leidende auf ihn ſetzen, wenn ſie ſeiner Gleisnerei Glaubeu geben und ſich und alle ihre Plane ihm ganz entdecken, oder wenn er die Gabe hat, ſie auszufragen! Dieſen Hofton verabſcheue, ſo lange du lebeſt; jenem aber, der blos Gewohnheit und Afterton der feinern Kultur iſt, ſieh nach. Gewöhne dich nicht an ihn; bleib du ſelbſt auf deinem beſſern Ton, dem Ton der Natur, ſtehen; aber ſieh ihm nach. Er iſt nicht böſe gemeint; und wer einmal in ihm erzogen worden iſt, dem iſt er ebenſo natürlich geworden, wie dir der Ton der Natur, zu dem du erzogen wardſt. Glaube übrigens — ein Fürſt kann viel dabei thun, ihn immer näher an dieſen zurückzuſtimmen. So, wie ſein Hof merkt, daß er kein Freund davon ſei, ſtimmt er ſeinen Ton bald um eine Tertie herunter. Läßt ſich der Fürſt es vollends angelegen ſeyn, bei der Tafel fleiſſig

den Ueberſetzer zu machen und die ſchwülſti=
gen, bombaſtiſchen, Franzöſiſchen Phraſen, die
links und rechts um ihn her ertönen, in Deutſche
und natürliche überzutragen; ſo iſt kein Zweifel,
daß ſich Sprache und Benehmen ſeiner Hofleute
der Sprache und dem Benehmen des feinern
aber zugleich freundſchaftlichen Um=
ganges immer mehr nähern müſſen. Ich habe
dir auch hierin vorgearbeitet; — überhaupt,
Theodor, lerne dein Glück ſchätzen, daß du auf
allen Seiten ſo viel vorgearbeitet findeſt;
du mußt noch mehr leiſten, als ich, denn aus
dieſer Urſache kannſt du einſt mehr leiſten,
als ich; ich wollte bauen und — fand keine
Materialien; da verging mir viel Zeit über
das Baumaterialienanſchaffen; du findeſt ein
volles Magazin davon und haſt einſt alſo
nichts zu thun, als — nur zu bauen und zu=
ſammenzuſetzen; — wirſt du in der Stim=
mung unſers Hofes ſo fortgehen, wie ich anfing:
ſo kann es dir gelingen, daß du einſt mit dei=
ner ganzen Hofſtatt an deiner Tafel, wie
ein wohlhabender Privatmann
mit ſeinen Freunden und Bekann=
ten, ſitzeſt . . . Den Hofverſchwendungen
und Hofſchwelgereien bleib geſchworner Feind,
ſo lange du lebeſt. Solche Tage, wie der ge=

ſtrige, müſſen in dem Leben eines Fürſten nicht die gewöhnlichen, ſondern die auſſerordentlichen ſeyn. Es giebt einen Bürgerluxus, einen Kaufmannsluxus, einen Dienerluxus, gegen den ſich die Fürſten empören; aber es giebt auch einen Fürſtenluxus, gegen den ſich die Unterthanen noch weit mehr zu empören Urſache haben. Was dem einen Stande Luxus iſt, das iſt es freilich dem andern nicht; der Begrif des Luxus iſt ſehr relativiſch; ſo iſt der Luxus der niedrigern Stände oft kaum mit Wohlſtand befriedigtes Bedürfnis des höhern. Aber das iſt Luxus für jeden Stand, wenn der Feſttage mehr werden, als Einkünfte und Geſchäfte erlauben. Denn Feſttag iſt Feſttag und koſtet nach Proportion den Unterthan ſo viel, wie den Fürſten, und den Fürſten nicht weniger, als den Unterthan, — weil jeder von ihnen den Feſttag nach ſeiner Art begeht. Nicht meine ich hiemit, daß ein Fürſt karg ſeyn und unter ſeinem Stande leben, oder gar ſeine höchſte Glückſeligkeit nur im Beſitz groſſer geſammleter baarer Geldſummen ſuchen ſolle. Ein geitziger Regent iſt ſeinen Unterthanen noch mehr Geiſſel, als ein verſchwenderiſcher Regent; denn er liebt die unmäſſigen Auflagen nicht ebenſo, wie dieſer, ſondern dieſer bringt doch

durch

durch ſeine Verſchwendung wenigſtens einen Theil des Erpreßten wieder an ſeine Unterthanen. Nein, der Fürſt mache ſtandesmäſſigen Aufwand; dadurch befördert er Nahrung, Gewerbe und Leben unter ſeinen Unterthanen; er überſchreite dabei aber nie die Grenzen, welche ihm ſeine rechtmäſſigen Revenüen ſetzen, und mache ſeinen Aufwand auch auf die gemeinnützigſte Weiſe und mit Patriotiſmus. Unter dieſen drei Bedingungen laſſe er es ſich und ſeinem Hofe wohlgehen; ſo geht's dadurch auch gewis ſeinem Volke wohl. Unpatriotiſcher Aufwand iſt der, wenn ihn die Sucht nach fremden Produkten, Waaren, Weinen, Koſtbarkeiten, Seltenheiten und Meiſterſtücken anwandelt; wodurch groſſe Summen aus dem Lande geſchickt werden und wobei der Unterthan nichts gewinnt. Ungemeinnütziger Aufwand iſt, wenn das aufgewendete Geld zwar im Lande bleibt, wenn es aber nur in die Hände einiger wenigen kommt; als wodurch das Land weiter nichts gewinnt, als daß nur zehen oder zwanzig reiche Partikuliers mehr in ſelbigem werden. Je weitläuftiger, je ausgebreiteter die Zirkulation des ausgegebenen Fürſtengeldes iſt: deſto edler iſt daſſelbe aufgewendet. Wenn die unterſten und volkreichſten Stände bei dem Auf-

wande des Fürſten am meiſten gewinnen; dann iſt ſein Aufwand wahrer Segen für die Nation. Hieher gehört z. E. der Aufwand durch Bauen, es mögen Brücken, oder Dämme, oder Wälle, oder Straſſen, oder Sümpfe, oder Haiden, oder Häuſer, oder Schlöſſer ſeyn, die er bauet: ſo werden dadurch ſeine Taglöhner und ein groſſer Theil ſeiner Handwerker beſchäftigt. Denke nicht, daß das Bauen dadurch löblich werde, weil dein Vater gern bauet; ſondern denke, daß dein Vater darum gern baue, weil es löblich iſt und eine der ausgebreiteteſten Zirkulationen des Geldes befördert. Aber freilich iſt es die Hauptſache bei allem Aufwande des Fürſten, daß ſelbiger ſeine rechtmäſſigen Revenüen nicht überſteige. Wenn über dieſen oder jenen unnöthigern Aufwandartikel die nothwendigſten Ausgaben unzubeſtreitend werden; wenn das Land über den Aufwand verſchuldet; oder wenn gar Kopfſteuern und verdoppelte Acciſen zum Behuf deſſelben aufgelegt werden müſſen: wie kann ſich ein ſolcher Fürſt jemals ſeinem Volke zeigen, ohne — ſich die Augen zuzuhalten! Dies ſoll er aber nicht thun müſſen, wenn er öffentlich erſcheint, ſondern — er ſoll jedem **Manne** aus ſeiner **Nation** frei und frank unter die Augen treten können, weil er als **Fürſt** der Be-

ſte ſeyn oder das beſte Gewiſſen haben ſoll. Aus dieſen dir geöfneten Geſichtspunkten beurtheile nun das, was ich dir vorhin ſagte, daß ein Tag, wie der geſtrige, in dem Leben eines Fürſten nicht zu den gewöhnlichen gehören müſſe. Hoffetenluxus iſt an jedem Hofe der Welt unpatriotiſcher, ungemeinnützigѐr und unproportionirter Aufwand. Das Ausland liefert am meiſten dazu und der Unterthan hat nur die Ehre, daß dies von ſeinem Schweiſſe bezahlt werde. Die unterſten, volkreichſten Stände werden dadurch nicht in Thätigkeit und Nahrung geſetzt. Und — man muß dabei auf neue Volksauflagen ſinnen, weil die alten nicht hinreichend ſind, ihn zu beſtreiten. Zuletzt denke dir denn zu dieſem allen noch die Einflüſſe hinzu, welche es auf den Karakter des Fürſten haben muß, wenn ſolche Tage, wie der geſtrige, ſeine gewöhnlichen werden . . . Du ſagteſt vorhin aus dir ſelbſt, daß man dabei gar nicht zu ſich kommen müſſe; und daran haſt du recht. So ein Leben iſt einem immerwährenden Taumel gleich. Nun denke dir aber einmal einen Fürſten, der ſelten oder gar nicht zu ſich ſelbſt käme oder immer im Taumel wäre! Gott, wie mag es da in ihm und um ihn her

ausſehen! Mein Theodor, unter allen Menſchen muß niemand ö f t e r zu ſich ſelbſt kommen, als — e i n F ü r ſt. Er hat die höchſten Pflichten, den höchſten Beruf, die höchſte Verantwortung. Wer muß ſich öfter fragen, als er, ob er ſeine Pflichten thue, ſeinen Beruf erfülle und zur Rechenſchaft vor Gott und der Welt freudigbereit ſei? O Heil dem Lande, deſſen Fürſt an jedem Abend, ſtatt den Abendſegen zu leſen, eine Prüfung ſeiner ſelbſt angeſtellt! Nie, lieber Sohn, ergib dich dem Fetenluxus der Höfe. Dadurch wird ein Fürſt pflichtvergeſſen und — arbeitſcheu. Ja, ſogar ſchwach zur Arbeit wird er; denn übermäſſiges Vergnügen entnervt. Sein Herz, das keine Freuden mehr kennt, als die ſchwelgeriſchen und rauſchenden, verſchließt ſich der ſtillern, edlern Freuden der Fürſorge für ſein Volk, des Mitleids, der Barmherzigkeit und der Menſchlichkeit. Ganz unbekannt werdend mit den Leiden der Menſchheit, ſpielt er in derſelben Maſſe den Grauſamen gegen andere, in welcher er den Gütigen, den Milden und Allesverſtattenden gegen ſich ſelbſt macht. Theodor, genieß menſchliche Ergötzlichkeiten und bleib dabei Menſch; genieß fürſtliche Ergötzlichkeiten und bleib dabei Fürſt. Ein Fürſt, der ſich dem Hof-

luxus

luxus überläßt, bauet nichts, als Gräber; — Gräber für jede ſeiner Tugenden — Gräber für jede Wohlfahrt ſeines Volks . . .

Theodors ganzer Geſchmack war an ſich ſchon nicht für die Menge ſolcher Tage, wie der geſtrige geweſen war. Die Verſicherungen, welche er jetzt ſeinem Vater gab, nie in ſelbigen ſeine Glückſeligkeit zu ſuchen, kamen ihm daher recht aus dem Herzen. „Sehen, hören, ſprach er, will ich, wenn ich einſt an fremde Höfe komme, alles, damit ich recht erfahre, wie es in der Welt zugeht; aber auf meine Geſinnungen, auf meinen Karakter und auf die Wahl meiner Freuden ſoll es nie den geringſten Einfluß haben.“

Adolf. Ich habe auch wahrlich dies Zutrauen zu dir. Schön iſt's, wenn ein Deutſcher Fürſtenhof die Schule ächter Deutſcher Sitten und ächter Deutſcher Tugend für die Nation iſt! Schön iſt's, wenn ein Fürſt nicht nur durch Geſetze, ſondern auch durch Beiſpiele ſein Volk in jeder Rechtſchaffenheit des Lebens unterrichtet! Von keiner moraliſchen Vorſchrift, die er den Unterthanen giebt, halte er ſich für diſpenſirt, ſondern er ſei vielmehr allemal der Erſte, welcher ſie befolgt. Hierdurch wird er allen ſeinen

Moralgeſetzen weit mehr Unverletzlichkeit geben, als wenn er die härteſten Strafen auf ihre Uebertretung ſetzte. Unſer Fürſt thut's — dies iſt alsdann das Geſetz aller Geſetze, die Stimme der Nation; und ſo bedarf es keines Beweggrunds weiter, ebenſo zu thun. O wie glücklich iſt das Volk, das jede Tugend, die es ausüben ſoll, von ſeinem Fürſten lernt! — Aber o wehe, wehe dem Staat, wo der Unterthan, wenn er darüber zur Rede geſtellt wird, warum er nicht ſo thue, wie im Geſetz geſchrieben ſteht, erwiedern kann — thut doch der Fürſt nicht ſo! Wer ſoll ihn nun ſtrafen? Der Fürſt? Ein Schuldiger den andern? Und wenn dieſer es auch im Stande wäre, zu thun, wen ſtraft er? Straft er nicht ſich ſelbſt? — Nimmermehr glaube, mein Theodor, daß den Fürſten die Geſetze nicht binden, und daß er über ſie erhaben ſei. Er giebt ja nicht die Geſetze, ſondern der Staat giebt ſie durch ihn. Wenn ſie aber der Staat giebt, ſo giebt er ſie dem Fürſten zuerſt; denn dieſer iſt der erſte Mann, der erſte Bürger im Staat. Das wäre ein weltuntergangbefördernder Gedanke, daß der Fürſt auf der einen Seite Gewalt hätte, Geſetze zu geben und die Uebertreter derſelben zu ſtrafen, und auf der andern das Privilegium,

allein

allein wider ſie zu handeln und ungeſtraft wider ſie zu handeln. So wäre ja die ganze Tugend nichts, als — Bürgerzwang; ſo gäbe es keinen weſentlichen Begrif derſelben, ſondern man müßte, wenn der Ausſpruch über eine Handlung gethan werden ſollte, ob ſie recht oder unrecht ſei, allemal erſt fragen, ob ſie der Fürſt oder der Unterthan begangen hätte. Da ſtände die Moral auf ſchönen Füſſen! O Theodor, es fehlt nicht an Staaten, wo es ſo um die Moral ſteht; aber da ſteht es auch fürchterlich um menſchliche Glückſeligkeit. Da iſt der Unterthan weder ſeiner Habe, noch ſeiner Ehre, weder ſeiner Freiheit, noch ſeines Lebens, weder ſeines Kindes, noch ſeines Weibes ſicher; da ſind die Geſetze nur dem Mantel gleich, unter dem das Scharfrichterſchwerdt verborgen wird; da — —

Jetzt kam Ulrike herein und brachte ihrem Gemahl die Nachricht, daß der alte Zensdorf todt ſei. Adolf ward um ſo mehr hierdurch alterirt, weil er noch vor einigen Tagen erſt ein langes afterapoſtoliſches Sendſchreiben von ihm über alle die Neuerungen erhalten hatte, welche jetzt im Religionsſache zur Reiſe gediehen und wirklich durchgeſetzt worden waren. „Nun thut's mir doch faſt leid, ſprach er, daß ich nicht

noch einmal mit ihm geredet. Er war immer einer meiner älteſten und wackerſten Diener, und hat meinem Hauſe groſſen Nutzen geſtiftet. Ich hätte es faſt denken ſollen, daß ſein Tod nahe ſei; denn ſeinem langen Schreiben an mich waren fürchterliche Weiſſagungen von nahebevorſtehenden Erdfällen und Erdbeben beigefügt. Solche Propheten pflegen ſich gröſtentheils vor dem Termin, wenn ihre Weiſſagungen geſchehen ſollen, aus dem Staube zu machen. Sie thun auch klug daran; denn auf jeden Fall retten ſie ſich dadurch, — entweder vor dem Unglück ſelbſt, wenn es erfolgt, das ſie alsdann nicht mehr wegraffen kann, wenn ſie nicht mehr da ſind; oder, wenn das Unglück auſſenbleibt, vor der Verſpottung der Welt, die ſonſt von rechtswegen ihr Lohn wird."

Theodor. Ich will nun mit Rothen nach meinem Dorfe gehen und alle die Leute da kennen lernen.

Adolf. Das thu, und zeige nun an dieſen Leuten der ganzen Nation, was ſie einſt von dir zu erwarten haben werde, wenn ſie ſo dein ſeyn wird, wie jene es jetzt ſind.

In Adolfs Lande hatte nun die Religion gröſtentheils diejenige Geſtalt gewonnen, welche er ihr längſt gewünſcht. Dem wackern neuen Generalſuperintendent hatte er es zu danken, daß ſeine Reformen insgeſammt nicht nur ohne Widerſetzlichkeit von Seiten des Volks, ſondern auch ſogar ohne alles Geräuſch bewirkt worden waren. Diejenigen Geiſtlichen, welche dem Pietiſmus anhingen, waren einſtweilig und bis zu anderweitigem Gebrauch auf Penſion geſetzt worden. Den Eid, welchen ſonſt die Religionslehrer bei dem Antritt ihres Amts auf gewiſſe alte Glaubensvorſchriften ablegen mußten, hatte der weiſe Adolf aufgehoben und ſeinen Klerus allein an das neue Teſtament gewieſen, dem gemäs gelehrt werden ſollte. Kontroverspredigten und Predigten über ſpekulatifiſche Materien waren gänzlich unterſagt worden, und man hörte jetzt in den Tempeln nichts, als chriſtliche Moral und Vorträge über ſolche Glaubenswahrheiten, die Einfluß auf das Leben hatten und die Seelen zur Ausübung der Moral geneigt machten. Alle vorgefundene Kandidaten mußten, ehe ſie befördert wurdeu, erſt noch zwei Kollegien bei dem Generalſuperintendent hören; eins über das reine, urſprüngliche Chriſtenthum, und das andere über den zweckmäſſigſten

ſten Vortrag deſſelben beim Volksunterricht. Bei dieſer Einrichtung ſollte es auch in Anſehung aller künftigen Kandidaten bleiben. Wer in Zukunft ein geiſtliches Amt im Lande bekleiden wollte, durfte weder auf einer auswärtigen Schule oder auf einer auswärtigen Akademie ſtudirt haben. Auf der Landesakademie befanden ſich die aufgeklärteſten Lehrer der Theologie, und in den Schulen des Landes waren die vernünftigſten Religionsbücher eingeführt; damit der Unterricht durchgehends gleichförmig wäre und der künftige Geiſtliche gleich von Jugend auf nichts, als geſunde Begriffe über die Religion einſammlete; ſtatt, daß er ſonſt, wenn er die Univerſität bezog, es daſelbſt ſeine erſte Arbeit ſeyn laſſen müßte, das auf der Schule gelernte wieder zu verlernen. Die Liturgie war durchgehends verbeſſert und ſowohl dem Geiſt des Chriſtenthums, als dem Geiſt des Zeitalters angemeſſener eingerichtet worden. Jede kirchliche Handlung erſchien nun in der ihr gebührenden heiligen Simplicität, Würde und Feierlichkeit. Die alte Agende war ganz auf die Seite gelegt; viele Formulare waren der jedesmaligen Einrichtung der Geiſtlichen ſelbſt überlaſſen; ſtatt des Kirchengebets beteten die Prediger allemal ein Gebet aus dem Herzen, das

an ihre gehaltene Predigt ſich beſſer anſchloß und auf Zeit und Umſtände jederzeit mehr paßte. Die Beichte war in eine bloſſe Vorbereitung verwandelt worden und das Abendmahl ward ſeltener gehalten; damit die Verſammlungen der Chriſten am Altare jederzeit recht zahlreich wären und die ganze Handlung für ſie deſto feierlicher würde. Jede Abkündigung war von der Kanzel verbannt und man las ſie dafür an den Kirchthüren oder an andern öffentlichen Orten, je nachdem ſie ſich hierhin oder dorthin beſſer ſchickten. Klingeleien hörte man in den Tempeln auch nicht mehr — vom Kommunionglöckchen an bis zum Glöckchen am Klingebeutel. Für keine Amtshandlung durften die Gemeinen ihre Seelſorger mehr beſonders bezahlen; wodurch ſowohl den Spöttereien der Unvernünftigen als auch dem Brod = und Accidenzienneide der Geiſtlichen ein Ende gemacht war. Ein neues Geſangbuch machte die öffentlichen Gottesverehrungen erbaulicher; ein neuer Katechiſmus unterrichtete Volk und Jugend auſſer den Tempeln. Oeffentliche Leichen und Begrabungen in den Kirchen waren gänzlich unterſagt; Leichenſteine durften nicht mehr geſetzt werden und alle äuſſerliche Trauer über die Todten war abgeſtellt. Wochenpredigten und Betſtunden hatte

Adolf

Adolf eingezogen und an deren ſtatt katechetiſche Uebungen veranſtaltet. Die Zeit der Präparation der Erſtlinge oder Katechumenen war um noch einmal ſo viel verlängert worden. Die Engel waren, wie die Krucifixe, von den Taufſteinen, von den Altären und von den Orgeln genommen, und aller Mahler- und Bildhaueraberglaube und dito Unſinn war aus den Kirchen auf die Kirchböden gebracht. Das Unnatürliche und Mönchiſche in Tracht und Aufzug der Geiſtlichen im Tempel und bei andern Amtshandlungen war abgeſchaft und ihnen ausdrücklich angedeutet worden, im gemeinen Leben übrigens nicht beſonders affektiren und durch ihren Ornat ſich nicht etwa ehrwürdiger machen zu wollen, als andere Bürger.

Die Ruhe und Volkszufriedenheit, unter welcher alle dieſe Reformen in's Werk geſetzt worden waren, hatte den edlen Adolf in dem Glauben, den er immer gehegt, noch mehr beſtärkt, daß der groſſe Haufe an ſich ſo abgeneigt gegen Religionsneuerungen nicht ſei, als man ihn ſchilderte, ſondern, daß er da, wo er ſich ſo zeigt, durch ſeine Prieſter erſt dazu verleitet werde. Freilich wenn die Volkslehrer, deren Anſehen bei dem Volke noch immer gros genug iſt, auf ſogenannten heiligen

Stät-

Stätten die vernunftmäſſigſten Reformen ver‐ſchreien, dagegen poltern und ihre Sache immer ſo drehen, daß ſie nicht wie ihre Sache, ſondern wie Sache der Ehre Gottes ausſieht: ſo ſind bald Hunderte und Tauſende von Bürgern aus den unaufgeklärtern Ständen auf ihrer Seite und ſetzen ſich gegen die vorwaltenden Reformen; aber nicht deswegen, weil ſie ihnen verdäch‐tig ſind, ſondern weil ſie ihnen **ihre Prieſter** verdächtig machen, nicht, weil ſie es ein‐ſehen, daß selbige ſchädlich ſind, ſondern weil ſie hören, daß ſelbige ſchädlich ſeyn ſollen. Geiſtliche dieſer Art ſind Fürſten be‐fugt, unter die Störer der öffentlichen Ruhe und unter wirkliche Volksaufwiegler zu zählen und ſie als Männer zu behandeln, die unter der Würde ihres Standes thun; denn die Be‐ſtimmung des geiſtlichen Standes iſt die Aufklärung des Volks; wie pflichtwidrig han‐delt alſo nicht ein Geiſtlicher, wenn er ſich ſogar Volksaufklärungen, die der Fürſt veranſtaltet, widerſetzt! Adolfen konnte dies nicht begegnen; denn die berüchtigten Schwär‐mer und Polterer hatte er vorher kanzellos gemacht, und die übrige Geiſtlichkeit hielt es für rathſamer, ihn bei ſeinem groſſen Geſchäft zu unterſtützen, als ihm dabei entgegen zu ſeyn.

Aber

Aber auch hierdurch ward er abermals von der Richtigkeit eines andern jederzeit gehegten Gedankens überzeugt, daß nehmlich faſt alles darauf ankomme, daß der erſte Geiſtliche im Lande ein aufgeklärter Kopf ſei. Sein neuer Generalſuperintendent hatte ſich bei dem ihm untergeordneten Klerus bald in Anſehen zu ſetzen gewußt. Er hatte ſeinen Mitbrüdern Beweiſe ſeiner ausgebreiteten Religionseinſichten, ſeines edlen moraliſchen Karakters, ſeiner Thätigkeit für ſie, wenn er Gelegenheit hatte, ihnen nützlich zu werden, ſeiner Entſchloſſenheit und ſeines Muths gegeben. Er hatte häufige Zuſammenkünfte mit ihnen gehabt, die Aufklärung des Volks ſtets zum Gegenſtande ſeiner Unterredungen mit ihnen gemacht und eine Leſegeſellſchaft unter ihnen aufgerichtet, in welcher beſonders ſolche Schriften, in denen von gemachten Verbeſſerungen in Religion, Kirche und Liturgie Nachricht gegeben ward, oder Vorſchläge dazu gethan wurden, zirkulirten. Hierdurch gewöhnten ſie ſich nicht nur an dergleichen Ideen, ſondern einige von ihnen fingen auch an, ſelbſt darüber nachzudenken. Kamen ſie denn bei ihm zuſammen: ſo ſtachen dieſe in der Geſellſchaft hervor, und reitzten dadurch wieder andere zu gleichem Nachdenken. Der wackere Superinten-

ten-

tendent wußte nehmlich recht gut, daß es vielen Gliedern ſeines Standes noch immer nur an Lektüre fehle; woher es denn komme, daß ihnen jede erſcheinende Reform, wenn ſie auch noch von ſo geringer Höflichkeit wäre, ſo ſehr Böhmiſchdorf ſei. Er hatte die Probe deshalb mit den daſigen Geiſtlichen ſelbſt gemacht. Unter den Landgeiſtlichen hatte er die mehrſten als Männer gefunden, die mit ihrer Lektüre gerade in dem Jahre Stillſtand gemacht, in welchem ſie ihre Pfarren bezogen und ſich mit der Oekonomie zu beſchäftigen angefangen haben. Dieſe ſtanden mithin nothwendig noch auf allen Seiten in dem Tone, in welchem man damals in der Welt und in der Kirche geſtanden, hatten ihr Zeitalter laſſen vorwärts gehen und waren zurückgeblieben. Sie wußten im Ganzen zwar, daß viel Gährung in der Religion jetzt ſei, und daß mancherlei Neuerungen hier und da gemacht würden, begnügten ſich aber daran, in ſelbigen blos die Weiſſagungen vom Antichriſt und von den Spöttern, die in den letzten Tagen kommen würden, erfüllt zu ſehen, und — deshalb, wie es denn Rechtens war, zu ſeufzen. Selbſt unter den Geiſtlichen in der Reſidenz traf er viele an, die auch die wichtigſten theologiſchen Schriften, welche in der neue-

ſten Zeit ſo viel Licht über Bibel, Religion, Glaube und Dogmatik verbreitet hatten, nie mit Augen geſehen hatten, ſondern kaum den Nahmen nach kannten. Als die Leſegeſellſchaft eine Zeitlang gedauert hatte, fingen die Sachen an ſich auf einen beſſern Fus zu ſtellen. Die Köpfe wurden lichter, die Herzen biegſamer, der Ton milder. Der weiſe Ephorus, von dem man gleich anfangs alle mögliche Neuerungen erwartet hatte, hielt noch immer an ſich. Endlich nach langem Leſen und Wiederleſen einerlei ſonnenklarer Wahrheiten fingen verſchiedene von den Geiſtlichen ſelbſt an, ſich nach dieſer und jener Reform zu ſehnen. Einige derſelben urgirten beſonders das Argument, daß, was an ſo vielen andern Orten ſchon glücklich abgeändert und verbeſſert ſei, doch hier auch wohl müſſe abgeändert werden können, wenn man nur wollte, und gaben ihrem Vorgeſetzten nicht undeutlich zu erkennen: daß ſie dieſe Abänderungen durch ihn gleich anfangs vermuthet hätten. Nun glaubte der Generalſuperintendent, daß der Zeitpunkt da ſei, in welchem vorgeſchritten werden könnte. Er ſtellte jetzt einige feierliche Zuſammenkünfte mit ihnen an, in welchen er faſt allein das Wort führte und ſehr männlich und bider Nothwendigkeit und Segen der Volks-

auf-

aufklärung, und über die Pflicht eines Geiſtli-chen, dieſelbe ganz beſonders befördern zu helfen, ſprach. Bei dieſen Gelegenheiten mußten ſie ihm ihre wichtigſten Erfahrungen mittheilen, für die er ihnen ſehr Dank wußte und die er auf das beſte benutzte. Er nannte ſie dabei immer **Männer, die länger im Amte wären, als** er; wodurch ſie ſich ſehr geſchmeichelt fühlten und ein immer uneingeſchränkteres Zutrauen in ihn ſetzen lernten. Sein ganzes Benehmen gegen ſie war zu gleicher Zeit überaus beſcheiden, freundſchaftlich und liebevoll; ohne daß er ſich dadurch die Achtung vergab, welche ſie ihm ſchuldig waren. Fürſt Adolf bekam von dieſem allen fleiſſig Nachricht und lernte dadurch ſeinen erſten Geiſtlichen noch immer mehr ſchätzen. Dafür ward geſorgt, daß bei jeder vorwaltenden Reform kein Geiſtlicher an ſeinen Einkünften verlöhre; weil dieſe Männer nichts verliehren konnten, wenn ſie mit ihren Familien leben ſollten, und weil der Generalſuperintendent überhaupt bei jeder Gelegenheit dem Fürſten das Princip vorhielt, daß niemand etwas, **das er einmal gehabt**, ſo lange er lebe, verliehren müſſe. Wo alſo den Gemeinen eine Erleichterung geſchah, darunter ſollten nicht die Geiſtlichen leiden, ſondern — der **Fürſt**. Adolf

fand dies ſehr billig und bekannte geradezu, daß er auch derjenige **Mann** ſei, der am erſten leiden könne. Hierdurch allein ward mancher ſehr weſentlichen vorwaltenden Reform der Weg herrlich gebahnt; weil das Volk ſie der Erleichterung wegen gut fand, die ihnen durch ſelbige widerfuhr, und — die Geiſtlichen um ſo weniger etwas gegen ſie einzuwenden hatten, weil ſie nun nichts durch ſie verlohren und noch obendrein manche Arbeit fernerhin weniger haben ſollten, die, beim Lichte betrachtet, ſo nie einigen Nutzen gehabt hatte, ſondern nur des für ſie fallenden Accidenz wegen, das einmal ein **Pars ſalarii** geweſen, noch immer gethan worden war. So, wie nun eine Reform nach der andern reif war und in's Werk geſetzt werden ſollte, that der weltkluge **Ephorus** immer, als wenn er ſie erſt mit dem **Klerus** überlegte. Alles war jederzeit ſchon abgemacht, beſchloſſen und dicht am Punkt der Ausführung; aber das geiſtliche Miniſterium hatte erſt die Ehre, es mit ſeinem **Beifall zu krönen**, welchen der Generalſuperintendent durch ſein Anſehen, ſeine Vorſtellungen und ſein weiſes Benehmen allemal bald zu bewirken wußte. Dies machte den herrlichen Eindruck auf die Geiſtlichen, daß ſie bei jeder Reform, die publicirt ward, äuſſerſtthätig wa-

ren, ſie zu befördern, beliebt zu machen und durchzuſetzen; weil ſie ſie als ihren Einfall und als ihre eigene Sache betrachteten. Kamen ſie in Geſellſchaften der Bürger: ſo prieſen ſie ihnen die neuen Einrichtungen, das neue Geſangbuch, den neuen Katechiſmus u. ſ. w. aus allen Prädikamenten an. Betraten ſie die Kanzel, um auf Befehl dieſe oder jene zu einer Reform vorbereitende Predigt zu halten: ſo predigten ſie recht aus der Fülle ihrer Seelen für dieſelbe. Hatte eins ihrer Pfarrkinder einen Gewiſſensſkrupel über die eine oder die andere Neuerung: ſo zogen ſie ihm denſelben ſo leicht aus dem Herzen, wie den Splitter aus der Hand. War ja hier oder da noch ein Geiſtlicher, nach deſſen Geſchmack die Reformen nicht waren: ſo ſchmiegte er ſich unter die Mehrheit der Stimmen, weil er nun wohl ſah, daß ſein Widerſpruch nichts fruchte, und machte, wenn er an das Schickſal der pietiſtiſchen und polternden Amtsbrüder dachte, den Fuchs beim Löwengaſtmahl. Das Volk, da es ſah, daß ſeine Prieſter nichts gegen die Neuerungen hatten, hatte noch weniger etwas dagegen, und, ſobald es hörte, daß ſeine Prieſter ſie empfohlen, liebte es ſie ſogar. Manche ſchwere Accidenzienlaſt war ihm ohnedies von den Schultern genommen. Frei

brachte man ſeine Kinder zur Taufe, frei begrub man ſeine Todten, frei führte man die Braut zur Trau, frei ging man zum Abendmahl. So war gar nicht daran zu denken, daß ein Volksaufſtand über die Neuerungen ſich ereignen ſollte. Vielmehr war er nie zuverläſſiger nun zu erwarten, als wenn es jemals wieder zum Alten kommen und — dabei Taufen, Trauungen und Begräbniſſe nach, wie vor, wieder bezahlt werden ſollten.

Adolf. (als der Prinz mit Rothen nach ſeinem Dorfe wanderte und der Generalſuperintendent ihn beſuchte.) Doktor — Doktor — Sie ſind mir ein ganzer Mann. Sie haben die Sache beim rechten Ende angegriffen; ohne Sie hätte ich nichts geſchaft. Aber freilich mußten Sie Ihren Stand und ſeine Leute noch beſſer kennen, als ich. So viel und alles ſo glücklich durchgeſetzt, und das in ſo kurzer Zeit! Wer hätte das gedacht? Auch nicht ein neu Tauffor-mular — auch nicht den Teufel ganz heraus, geſchweige denn den Pharao heraus — ja nicht einmal eine neue Kollekte am Leſepult konnte ich kriegen, ſo lange der Graubart lebte! Und nun? (umarmt den würdigen Geiſtlichen.) O Sie Rechtſchaffener! So viel kommt darauf an, daß ein Fürſt einen vernünftigen auf-

geklärten und wackern Superintendenten habe — und der ganzen Welt will ich es ſagen, daß Sie dies ſind . . . Wenn ich das ſo noch bedenke — jenen Alten rührte der Schlag, als er hörte, daß die Ohrenbeichte abkommen ſollte — hilf doch Himmel, hilf Gott des Himmels und der Erden, was es für Leute, ja was es für Superintendenten giebt! Was denken Sie denn ſelbſt nun zu allem dem, was Sie bewirkt haben — ſagen Sie mir's doch.

Generalſup. Durchlaucht, ich freue mich, das Werkzeug geweſen zu ſeyn, durch welches Sie unter Leitung der göttlichen Fürſehung ſo viel Gutes ſtifteten.

Adolf. O Sie Beſcheidener! (fällt ihm lange in die Arme.)

Generalſup. (nach einigen Pauſen.) Ja es iſt ſchrecklich, wie es noch in ſo vielen Ländern in der Religion ausſieht. Ein Geiſtlicher, der die Würde ſeiner Beſtimmung wahrhaftig fühlt, muß keine höhere Seligkeit kennen, als die — aufklären zu helfen.

Adolf. Aber was ſagen Sie nun zu Ihrem Stande? — Hier hat er nun ſich gefügt, weil es von allen Seiten darnach angefangen ward; aber iſt er nicht anderwärts noch häufig faſt

jeder ſo nützlichen Religions = Glaubens = und Kirchenreform entgegen?

Generalſup. (die Achſeln zuckend.) Freilich wohl! Wie könnte ich anders reden? Aber — (edelfreimüthig.) erlauben Sie, mein Fürſt, der Ihrige — — —

Adolf. (hitzig.) Schweigen Sie! Schweigen Sie! — Doch — reden Sie fort.

Generalſup. Nein, ich meine nur, wenn doch ein Fürſt will, und es ſonſt darnach angefangen wird: ſo ſieht man ja nun wohl, daß die Sache gehen müſſe. Aber freilich — wenn ſich ein Fürſt vor ſeinen Pfaffen fürchtet, oder, wenn er ſich von ihnen einſchwatzen läßt, daß ſein Fürſtenheil darauf beruhe, daß das Volk dumm bleibe: ſo iſt nichts zu hoffen. Das letztere iſt aber logiſchfalſch, pſichologiſchfalſch, moraliſchfalſch, hiſtoriſchfalſch und — falſch von allen Seiten und durch und durch. Je aufgeklärtere Unterthanen, deſto beſſere Unterthanen. Ein kluger Schneider iſt beſſer, als zehn dumme Schneider; ein kluger Bierbrauer beſſer, als zehn dumme Bierbrauer; ein kluger Soldat beſſer, als zehn dumme Soldaten; ein kluger Landmann beſſer, als ein ganzes dummes Dorf ꝛc. Aufgeklärte Unterthanen ſind wahre Fürſtenverehrer; aber

aber freilich — ſolche Pfaffenanbeter ſind ſie nicht, wie die unaufgeklärten Leute. Doch, dies ſollen ſie auch nicht ſeyn. Aber hier iſt eben der wichtige Punkt, woran ſich das ganze Aufklärungsweſen in vielen Ländern ſtößt . . .

Dieſe Unterredung ward noch lange fortgeſetzt, und der Generalſuperintendent blieb den ganzen Tag bei ſeinem Fürſten. An dieſem Tage wurden noch verſchiedene Verordnungen, den geiſtlichen Stand betreffend, entworfen; z. E. daß ſchlechterdings von nun an nicht mehr jeder, wer da wollte, Theologie ſtudiren dürfe, ſondern nur diejenigen, welche dazu geſchickt befunden würden; daß ans den unterſten Ständen durchaus niemand ein Geiſtlicher werden ſollte; daß die Kandidaten weit ſchärfer, als ſonſt, und öfter, als einmal, examinirt werden ſollten; daß alle drei Jahre ſämtliche Prediger ſich bei ihrem Ephorus zu einem Kolloquium wieder einſtellen ſollten, damit man ſähe, ob ſie fortſtudirten; das alle Prediger reiheherum vor dem Fürſten predigen ſollten, u. ſ. w.

Während dieſer Berathſchlagungen hatte Adolf in ſeinem Zimmer einen ſeiner angenehmen Auftritt. Einige Deputirte aus dem Dorfe des Prinzen kamen, um ihren neuen Herrn zu gratuli-

tuliren; den ſie aber nicht mehr antrafen. Als Adolf hievon hörte, gefiel ihm dieſer Bauereinfall ſo herzlich, daß er ſie ſogleich vor ſich ließ. Die Leute hatten nichts auswendig gelernt, ſondern ſchütteten ihre Freude über den Vorgang mit ihnen ganz aus ihrem eigenen Herzen und ſo natürlichbrav aus, daß der Fürſt den Werth ſehr lebhaft fühlte, welchen ſie auf ſeinen Sohn ſetzten. Sie erzählten, daß die ganze Gemeine hereingewollt hätte, und daß man endlich, da man nicht hätte darüber übereinkommen können, wer die Ehre haben ſollte, abgedeputirt zu werden, das Loos geworfen habe: da das Glück denn ſie getroffen hätte, die Abgedeputirten zu ſeyn. Sie hätten auch ein klein Präſent für ihn, ſetzten ſie hinzu, das ſie aber nicht hätten mitbringen können; er ſollte es aber bekommen, wenn er ſie zum erſtenmale beſuchte.

Adolf. Nun ſo eilet, daß ihr nach Hauſe kommt; er wird vermuthlich ſchon bei euch ſeyn.

Der eine Bauer. I dat wäre! Hum!

Der andere Bauer. (zu dieſem) Sieh mal, Gevatter Barms, da ſchwatzen die andern alſo doch eher mit ein, wie wir Abgedeputirte! Hum!

Adolf. Ja, ſo geht's manchmal den Deputirten. Nun — ſäumt nur nichts weiter!

Der erſte Bauer. (wieder zum andern.) Nu, ſo komm mans. Dat Loſen war mieh gliek nich recht. Ik ſette och in köne Lodderie.

Als der Fürſt noch über die Abgedeputirten herzlich lachte, kam einer von den Bauern noch einmal ſchnell zurück und bat ihn aus eigenem Einfall, daß er doch erlauben mögte, daß das Dorf nach des Erbprinzen Nahmen genennet würde. „Ha, ha, verſetzte der Fürſt, eure Geſandſchaft ſoll doch nicht umſonſt geweſen ſeyn“ — nahm einen groſſen Regalbogen und ſchrieb mit Kanzeleiſchrift die Worte darauf: „Das Dorf Reinsdorf ſoll von nun an Theodorsdorf heiſſen — Adolf.“ Nachher fiel es erſt den Fürſten noch auf, daß Bauer Raſch nicht das Geſandtenrecht ſich angemaſſet habe.

Theodor ritte mit Rothen, als ſie nach Reinsdorf kamen, geradeswegs in Raſchens Hof ein. Er freute ſich ungemein, den Bauer nun in ſeinem Dorfe zu haben, deſſen Bild in ſeiner Einſiedelei hing, und an dem er den Bauernwerth zuerſt ſchätzen gelernt hatte. Seiner Meinung nach wußte noch keiner im ganzen Dorf etwas von dem, was vorgehe; und ſo ſollte Raſch der erſte ſeyn, der es erführe und zwar von ihm ſelbſt erführe.

Als

Als er aber in's Haus trat, ſtand — ein groſſer zugemachter Sarg da. Der Prinz erſchrack heftig und konnte noch nicht einmal fragen, wer der Todte ſei, der da liege, als die ganze Familie des Rechtſchaffenen ihn ſchon weinend umgab und der älteſte Sohn ausrief — — ach, da liegt er, den Sie ſuchen; wir wollen ihn eben begraben. Theodor ließ den Sarg öfnen, und in dem Augenblick ſtrömten ihm die Thränen von beiden Wangen. Raſch lag da mit ſeiner ganzen Mine fröhlicher Betriebſamkeit, die er im Leben gehabt hatte, und war das vollkommene Bild eines Mannes, der nach vollbrachter Arbeit überaus ſanft ruhet. Er drückte ihm die Hände, klopfte ihm die Backen, ſetzte ſich neben ihm und ſah ihn lange ſtumm an. Die ganze Familie ſtand ebenſo ſtumm umher; auch kamen Bauern auf Bauern herbei und blieben ebenſo ſtumm. Einer nach dem andern, wie er hereintrat und den Prinz ſo ſah, blieb unbewegt ſtehen. Eine tiefe, melankoliſche Stille herrſchte im Bauerhauſe. Rothe ſtand in einiger Entfernung und entzückte ſich am Anblick ſeines ſo menſchlichen Zöglings.

Theodor. (endlich.) Ach, hätteſt du das doch noch erlebt, guter Alter!

Der

Der ältere Raſch. Ja wohl, ja wohl; das hätte ihm eine rechte Freude ſeyn ſollen. — Er ſprach ſo immer ſo viel von Ihnen.

Theodor. (der nur auf das letztere gehört hat.) Sprach er nicht etwa auch im Tode noch von mir?

Raſch. Dazu hatte er gar keine Zeit.

Theodor. Wie ſo? Wie ſtarb er denn?

Hier ward nun dem Prinz die Todesart des wackern alten Landmannes erzählt, die den Neid der Städter, der Höflinge und der Fürſten verdient, und die gleichſam der letzte und herrlichſte Lohn noch geweſen war, womit Gott und die Natur menſchliche Arbeitſamkeit und menſchliche Treue in Abwartung der Berufsgeſchäfte des Lebens an ihm gekrönt hatten. Raſch hatte ſich bis an ſein Ende geſund und heiter befunden, hatte alle ſeine Sinne und ſeinen Verſtand bis auf den letzten Augenblick behalten und — war mitten in ſeinen Geſchäften geſtorben. Sein Sohn ſollte nach der Stadt fahren und lud verſchiedenes Getraide auf den Wagen, während daß er die Pferde aus dem Stall zog und anſchirrte. Wie er damit fertig war, ſprach er — das iſt ja ſchnurrig, der ganze Hof geht mit mir herum, und die Pferde tanzen, und alles tanzt — ſetzte ſich auf eine

Raſen=

Raſenbank am Hauſe, ſtammlete freundlich — ich ſterbe, und — ſtarb. Nicht die geringſte Todesangſt hatte er empfunden; nicht ein Muſkel im Geſicht hatte ſich dabei verzogen; und die freundliche Mine hatte er ſo in's Sarg mitgenommen, wie er ſie bei den Worten — ich ſterbe — gemacht.

Der junge Raſch. (als er dies erzählt, recht ergeben und ruhig.) Ein hohes Alter hat er erreicht; viel Gutes hat ihm Gott gethan; da er einmal nun hat ſterben müſſen: ſo iſt Gott nicht genug dafür zu danken, daß er ihn ſo ſanft aufgelöſet hat. Wie ſein Leben war, ſo war ſein Tod — ſtill und heiter.

Die Wittwe. Ach ja, wir ſind auch alle mit Gott zufrieden. Wir weinen nur darum noch, weil wir ihn ſo lieb hatten.

Theodor. (im Aufſtehen.) Rothe, wie wird Ihnen bei dieſem allen?

Rothe. O herrlich, mein beſter Prinz, wird mir dabei zu Muthe. So lohnen Unſchuld der Sitten, Arbeitſamkeit und Treue im Leben und im Tode, und ſo tröſten ſie ſogar unſere Hinterlaſſenen!

Theodor. (zu Raſchens Familie.) O ihr guten Seelen — bleibet ſo geſinnet; ſeid immer, wie euer Vater war, und vergeſſet ihn nie!

Die

Die ganze Familie. Ach vergeſſen — ja vergeſſen — o wie könnten wir dich vergeſſen? (fallen alle über den Todten her.)

Theodor. (hin und her wankend.) Leute, nun bitte ich euch, höret auf . . .

Rothe. (der hinzuſpringt.) Prinz, was iſt Ihnen?

Theodor. Es iſt ſchon wieder über; mir ward ſo weh um's Herz. (legt noch einmal beide Hände dem Todten auf die Stirn.) Ich gehe mit zu deinem Grabe.

Der Prinz ging in den Hof, um friſche Luft zu ſchöpfen. Rothe folgte ihm. Nach und nach kamen auch die Bauern in den Hof. Einer derſelben faßte ſich endlich das Herz und ging an ihn hin und ſprach: Sei Er doch nur gut, lieber junger Herre; 's gibt ja noch mehr ſolche prawe Leute in unſerm Dorf.

Theodor. (zu ſich kommend.) Iſt das wahr, Freund?

Bauer. (ſehr zuverſichtlich.) Jo Herre — da is mein Gevatter Schmid, un Gevatter Schröter, un Gevatter Rieſeler — die geben den ollen ſeligen Raſch niſcht nach. Un ik (ſchlägt ſich vor die Bruſt.) ik arböte och trotz drei Mann.

Theo=

Theodor. Das iſt brav. Glaubet ihr denn wohl, daß mir viel daran gelegen ſei, daß es hier mehr ſolche wackere Leute gebe, wie Raſch war?

Bauer. (ſeinen Gedanken nach recht witzig.) Hm! Stelle ſich doch nur nich, als wenn's nich ſo wäre, was die Stadtleute ſagen.

Jetzt verſammlete ſich die ganze Dorfgemeine zur Beerdigung im Hofe, und als man ſah, daß der Prinz ſich ſo leutſelig mit dem einen Bauer unterhielt, kamen die übrigen alle um ihn her und machten ihre Scharrfüſſe vor ihm. Da erfuhr er dann nicht nur, daß es ihnen ſchon bekannt ſei, daß ſein Vater ihn zu ihrem Herrn gemacht, ſondern daß ſie auch ein Paar Deputirte an ihn nach der Reſidenz geſchickt hätten. Für den letztern Einfall gewann er ſie alle gleich ſehr lieb und unterhielt ſich mit ihnen, bis man Anſtalt machte, den ehrlichen Raſch zur Ruhe zu bringen. Sie erzählten ihm, daß ſie alle, wie ſie hier wären, zu ihm herein gewollt hätten; daß man endlich einig geworden wäre, nur ein Paar an ihn abzuſchicken; daß man darum geloſet hätte und daß die beiden, welche das Loos getroffen, von den übrigen allen beneidet worden wären. „Und nun, ſetzte einer lachend hinzu, ſind ſie doch in den April gegan-

gen,

gen, und wir haben Ihn eher zu ſprechen bekommen, als jene.“

Theodor. (ernſthaft.) In den April ſind ſie gewis nicht gegangen; denn wenn ſie auch mich nicht geſprochen haben: ſo haben ſie doch zuverläſſig meinen Vater geſprochen.

Eben, als die Leiche aus dem Hauſe in den Hof gebracht ward, kamen die beiden Deputirten zurück und drängten ſich an den Prinz vor. Der eine von ihnen hielt, ſobald er eintrat, den groſſen Realbogen hoch in der Hand und gab ihn Theodorn.

Theodor. (als er geleſen, heiter.) Sagt' ich's euch nicht, daß ſie meinen Vater geſprochen haben würden? Da höret einmal — (lieſet ihnen des Fürſten Worte vor.) Hebet dieſen Bogen zum ewigen Andenken eurer Geſandſchaft auf.

Die ganze Gemeine frohlockte über die Ehre, welche ihrem Dorf wiederführe. Mitten unter den Jubelnden ſtand — die Leiche.

Theodor. (als er bemerkt, daß einige anweſende alte Mütterchen einen Anſtos daran finden, daß neben einer Leiche ſo gejubelt werde.) Das ſchadet nichts, Leute, daß ihr jetzt hier ſo froh ſeid. Raſch ſteht recht dabei ſo unter uns, wie er ſtehen würde, wenn er noch

 lebte

lebte und dieſer Bogen auf ſeinen Hof gebracht würde. Gewis jubelte er alsdann, wie ihr.

Als der Leichenzug fortging, trat Theodor mitten in's Gefolge und zwar zwiſchen die beiden Deputirten ein. Die Bauern wußten alle nicht, wie ihnen zu Muthe ward. So etwas hatten ſie in ihrem Leben nicht gehört, daß ein Erbprinz bei einem Bauer zur Leiche gehe. Die Stille, durch welche ſich dieſer Stand bei ſeinen Gräbern vor andern auszuzeichnen pflegt, empfing dadurch noch einen hohen Grad von Feierlichkeit und Andacht mehr. Raſch ward auf dem Kirchhofe noch einmal aufgedeckt. Theodor nahm einen Levkoienſtraus von ſeinem Hut und gab ihm ſelbigen in die Hände. „Du warſt ein wackerer Mann, ſprach er dazu, und bandſt mir manchen Straus. Nimm hier den letzten von mir. Dich ſegne Gott in jener Welt noch mehr, wie er dich hier geſegnet hat.“ Das könnt ihr glauben, fuhr er darauf gegen die Gemeine fort, — wäre er nicht ſo ein wackerer Mann geweſen: ſo wäre ich nicht hinter ſeine Leiche her gegangen. Nicht darum, weil er etwa alsdann nur ein ſchlechter Bauer geweſen wäre, ſondern darum, weil ich bei keinem Schurken, und wenn er noch ſo vornehm

wäre,

wäre, zur Leiche gehe. Ich habe es nicht gewußt, daß er todt ſei, und noch weniger, daß er heute begraben werde; aber nun freut's mich recht, daß ich heute hieher gekommen bin. Mein Vater hat ihn mahlen laſſen und ich wohne ſeiner Beerdigung bei; ſo haben wir beide euch gezeigt, daß wir ihn ſchätzten. Ahmet ihm alle nach und — ſenket ihn nun ein!

Sobald Grab und Hügel fertig waren, ließ der Prinz Männer und Weiber, jung und alt, wie ſie da waren, in einen Kreis um ſich her treten und redete ſie alſo an: „Ich ritte heute in der Abſicht hieher, um euch alle ſo zuſammenkommen zu laſſen, wie ihr hier ſtehet. Das könnt ihr mir alſo wohl glauben, daß es mich rühre, daß Raſch es eigentlich iſt, der euch hier ſo zu meiner Anrede an euch verſammlet hat, und daß ich euch bei einem Grabe ſo beiſammen finde. Wo ſchickte es ſich wohl beſſer, daß ich euch zuſammenkommen lieſſe, als hier, wo ihr endlich einmal alle beiſammenkommt? Ich bin noch ein junger Menſch; aber zuletzt geht's mir doch ſo, wie es Raſchen hier gegangen iſt. Ach wohl mir, wenn ich dann auch ſo von meiner Arbeit ruhe, wie er! Leute, wenn wir erſt ſo liegen, wie Raſch, dann iſt's einerlei, ob wir Fürſtenleute oder Bauersleute geweſen ſind.

Die Hauptſache iſt alsdann, daß wir gute Leute geweſen ſind. Nur gute Menſchen ſind in jener Welt glücklich. Darum laßt uns alle dies ſeyn! Mein Beruf iſt freilich einmal gröſſer, als der eurige; aber darüber beneidet mich ja nicht; ich habe auch dadurch weit gröſſere Verantwortung auf mich, als ihr. So könnt ihr alle einmal weit eher ruhig ſterben, als ich. Indeſſen habe ich von dem wackern Raſch arbeiten gelernt, und will, wenn ich einmal Fürſt werde, ſein Bild in mein Zimmer ſtellen; damit ich, ſo oft ich ihm vorübergehe, mich frage, ob ich auch in meiner Art ſo brav bin, wie er. Mein Vater hat mich zu eurem Herrn gemacht, damit ich an euch vor ſeinen Augen in meinen jungen Jahren ſchon die Probe davon geben ſollte, wie ich es einmal mit dem ganzen Lande machen werde, wenn ich Fürſt darin bin. Mithin könnt ihr wohl in voraus hoffen, daß ihr es bei mir gut haben werdet. Was in meinen Kräften iſt und womit ich euch helfen kann, damit will ich euch helfen. Aber wenn ihr mir das auch nicht verdanktet — das wäre ſchrecklich. Ihr ſollt es mir aber blos dadurch verdanken, daß ihr recht fromme, arbeitſame, mäſſige und wirthſchaftliche Landleute ſeid. O ſo bitte ich euch herzlich auf eurem Kirchhofe und bei Raſchens Grabe,

ſeid

ſeid dies auch und werdet's immer mehr! Und wenn ich dann einmal lange ſchon Fürſt bin, ſollt ihr mir doch das liebſte Dorf im ganzen Lande bleiben."

Naife Rührung, wackere Gutherzigkeit und verwunderungsvolle Liebe gegen einen noch ſo jungen und ſo altklug und brav redenden Prinz drückten ſich auf allen Geſichtern aus. Es erfolgte eine Stille; worauf einer von den beiden Deputirten mit bäuerlicher Beſcheidenheit Theodorn zu wiſſen that, daß die ganze Gemeine ſich vereinigt hätte, ihn zu beſchenken.

Theodor. (betreten.) Beſchenken? — Beſchenket mich mit eurer Liebe. Alles andere gibt mir mein Vater mehr, als ich brauche.

Deputirter. Hum! Das kann ihm der Vater doch nich geben, denn es gehört unſere.

Theodor. (neugierig.) Nun, was wäre denn das, was ihr mir ſchenken wolltet?

Der Aelteſte aus dem Dorf. Herr Prinz, es iſt eine Wieſe, die wir in's gemein haben; ſie liegt dicht an ſeinem Garten da, den ihm der Vater auch geſchenkt hat. Wenn er die dazunimmt, ſo wird der Garten oben ſo breit, wie unten. Gar zu gern mögten wir Ihm die Wieſe doch zum Andenken geben.

Theodor. (gerührt.) Na — ich nehme ſie an. Sie ſei mein, weil ihr mir ſo gern ein Andenken geben wollet; obgleich der Garten ſchon gros genug iſt. Ich ſehe, daß ihr es ſo gut damit meinet. Ich danke euch dafür und freue mich, daß ihr ſie mir an Raſchens Grabe geſchenkt habt.

Die Bauern waren insgeſamt innigſt vergnügt darüber, daß der Prinz ihr Präſent angenommen habe und wußten ſich nicht wenig damit. Theodor ging ſelbigen Tags noch Haus bei Haus im Dorfe herum und erwarb ſich dadurch die Liebe dieſer unverdorbenen Landleute noch mehr. Hernach ritte er nach ſeinem Landhauſe, wo er mit Rothen bis gegen Abend blieb. Er nahm den Weg dahin über die ihm geſchenkte Wieſe, wo er ſogleich den Platz bezeichnete, auf welchem ein öffentliches Denkmal der treuherzigen Freigebigkeit dieſer Bauern für Enkel und Urenkel aufgeſtellt werden ſollte.

Die erſten vierzehn Tage über lebte und webte Theodor faſt blos in der Idee ſeines Dorfs und der Beglückung ſeiner Bauern daſelbſt. Jeden Nachmittag brachte er in Theodorsdorf zu und lernte nicht nur die ſämtlichen Einwohner

bis auf das kleinſte Kind, ſondern auch die ganze Beſchaffenheit der Umſtände eines jeden kennen. Zu Hauſe ward oekonomiſche Lektüre jetzt eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen; und wenn er dann über die wichtigſten Gegenſtände der ländlichen Haushaltung mit ſeinen Bauern ſprach: ſo quollen ihnen vor allem Erſtaunen über die Wirthſchaftskenntniſſe eines jungen Menſchen, der bei Hofe doch nichts davon hörte und ſähe, die Augen oft aus dem Kopf. Täglich nahm er ein Paar ſeiner Einſaſſen in's Examen, erkundigte ſich nach dem Werth ihrer Güter und nach allem Zubehör derſelben, ging in ihrem ganzen Hauſe und Hofe umher, ließ ſich ihre Vorräthe und alle ihr Vieh zeigen, beſah ihre Aecker und ihre Wieſen, und erforſchte ihren ganzen Vermögenszuſtand. Gleich bei dem erſten legte er ein Zeugnis davou ab, daß er es ſehr gut mit ihnen meine, wenn er ſie ſo nach allem befragte. Dieſem war eben ein unentbehrliches Pferd gefallen, und der Mann war nicht im Stande, ſich gleich wieder ein anderes an deſſen Stelle zu kaufen. Theodor ſchenkte ihm ſo viel Geld, als dazu nöthig war. Das Gerücht davon bewegte bald alle übrigen Bauern zur treuherzigſten Entdeckung ihrer geſamten Lagen. Fand er irgendwo die Umſtände ſchlecht: ſo forſchte er genau

nach den Urſachen davon. Entſprangen dieſe aus zu ſchweren Gaben, die auf den Gütern hafteten, ſo mäſſigte er ſelbige. Rührten ſie von unverſchuldeten Unglücksfällen her: ſo tröſtete und ſegnete er die Dulder. Lagen ſie aber in Trägheit, übler Haushaltung und offenbarer Lüderlichkeit: ſo ermahnte er dringend zur Rechtſchaffenheit und traf Anſtalten, den ſchlechten Wirth oder die böſe Wirthin zu beſſern. Rothe, wenn er dabei war und den Prinz ſo die Sprache eines geſetzten und bejahrten Mannes führen hörte, konnte zuweilen ſelbſt ſeine Verwunderung darüber nicht bergen. Er trat alsdann wohl dazu und führte den Schlechtwirthſchaftenden zu Gemüthe, daß ſie ſich doch ſchämen ſollten, daß ein ſo junger Prinz ihnen dergleichen Vorhalt thun müſſe, da ſie lange genug auf den Höfen ſchon geſeſſen hätten, um ſich dies alles ſelbſt zu ſagen und wenigſtens durch Schaden klug zu werden. Hierdurch bekamen Theodors Vorſtellungen noch mehr Eindrang. Fürſt Adolf ſtrich auf Fürbitte ſeines Sohnes alle alten Reſte dieſer Leute; und als der Prinz ihnen dies Evangelium predigte, ſchloß er mit dem Verſprechen, daß er nicht eher ruhen wollte, bis ſie insgeſamt ſchuldenfrei wären, und mit der Drohung, daß er, falls alsdann wieder jemand durch ſich ſelbſt

in

in ſchlechte Umſtände geriethe, ſelbigen für einen Menſchen anſehen und auch ſo behandeln werde, der nicht zu beſſern ſei. Zugleich that er ihnen den Vorſchlag, daß ſie auf jede mögliche Verbeſſerung ihrer Güter ſinnen mögten; da er dann nicht ermangeln wollte, ihnen, ſo viel als in ſeinen Kräften wäre, dabei beförderlich zu ſeyn.

Adolf. (zu Rothen, als er dies alles vernahm.) Er macht ſich brav und ganz ſo, wie ich es wünſchte. Gott gebe ihm ſeinen Segen dazu! Jeder einzelne Kopf ſeines Dorfs, deſſen Herr er jetzt iſt, ſtellt ein ganzes Tauſend Köpfe vor, deren Herr er einſt werden wird. So zeigt er nun im Kleinen, was er einmal im Groſſen leiſten wird. So fängt er an einzelnen Menſchen an zu lernen, wie man es machen müſſe, wenn man ganze Mengen Menſchen beglücken will. Dies war meine Abſicht, als ich ihm das Dorf ſchenkte. Es iſt ſehr heilſam, daß die Praxis frühzeitig mit der Theorie verbunden werde. So wird der Unterricht weit anſchaulicher und reitzbarer, und manches Princip, wovon viel Aufhebens gemacht wird, wird bei Zeiten auf die Seite geworfen, weil es ohne Nutzen iſt. Was man auch einſt im Groſſen gut und vollkommen liefern will, muß man im Kleinen erſt

verſuchen. Sind dieſe Sätze irgendwo Wahrheit, ſo ſind ſie es in der Fürſtenwiſſenſchaft, in der Wiſſenſchaft, die Völker zu beglücken. Da iſt es wahrlich nöthig, daß ein Prinz bald anfange, für andere zu ſorgen, wenn er in dieſer Fürſorge einſt ſeinen wichtigſten Beruf finden ſoll. Da muß er frühzeitig Geſchmack an der Freude, Glückliche zu machen, finden; wenn er einſt dieſe Freude allein allen andern Freuden der Welt vorziehen ſoll. Kommt er ohne dergleichen Vorbereitung urplötzlich zur Regierung: ſo iſt ihm hernach alles ungewohnte Arbeit und fremdes Vergnügen, wofür ſein Herz weder Wärme noch Empfänglichkeit hat.

Sobald der erſte Tag wieder kam, an welchem Theodor nicht nach ſeinem Dorfe ritt, forderte er Rothen auf, mit ihm den Regierungsrath Herzog zu beſuchen. Rothe, der ſich in ſeiner Erwartung, daß der Prinz nun nicht wieder daran denken werde, getäuſcht ſah, wollte ihm dennoch nicht entgegen ſeyn. Als ſie alſo Nachmittags zum Regierungsrath kamen, fanden ſie ſeine Tochter nicht zu Hauſe. Theodors erſte Frage war nach ihr. Der Vater entſchuldigte ſich darüber, daß ſie ausgegangen ſei. Theodor fragte, wohin, und machte ſchon Anſtalt, ſie herbeizuholen. Mamſell Herzog erſchien

alſo

alſo nach einer halben Viertelſtunde, und ſo wie ſie der Prinz ſah, eilte er ihr entgegen. Mit einer Herzlichkeit, die man für die Folge eines vieljährigen Umgangs mit ihr gehalten haben würde, empfing er ſie. „Ich dachte, verſetzte ſie, Sie hätten es vergeſſen, daß Sie mir verſprochen, mich zu beſuchen.“ O nein, erwiederte er, ich wäre gewis gleich Tags darauf gekommen; aber mein Vater hatte mir ein Dorf geſchenkt, und da habe ich ſo viel zu thun gehabt. Die erſte Unterhaltung zwiſchen beiden erfolgte nun am Klavier und währte faſt zwei Stunden. Die Herzog ſpielte vortreflich und ſang auch überaus gut dazu. Theodor ſtand da, wie nach Eliſium gezaubert und zerſchmolz in den himmliſchen Harmonien. Er hatte nun noch einige Vollkommenheiten mehr an ihr entdeckt und fand ihren Werth unſchätzbar. Sie erſuchte ihn, ſie am Klavier abzulöſen und begleitete ſein Spiel mit ihrem Geſang. Einige der ſanfteſten Arien, die ſie vorzüglichgut ſang, wählte ſie dazu aus, und ihr ganzer Geiſt ſchien in den Prinz einzudringen. Man ſah und hörte es jedem Druck und jeder Bebung, die er auf dem ſilbertönenden Inſtrument machte, an, daß er mit hoher Empfindung ſpielte. Der Regierungsrath und Rothe ſtanden unterdeſſen an einem Fenſter und

waren in ein ernſthaftes Geſpräch tief verwickelt. Theodor ſank zuletzt an das edle Mädchen hin und umſchloß ſie mit ſeinen Armen. Bald darauf fragte er nach der ſchönen Abendlaube, und ſo ging der Weg nach dem Garten. Ihre beiden Beobachter, die von ihnen wie vergeſſen waren, folgten ihnen und trafen ſie ſchon in vollem, herzlichſten Geſpräch unter den mit vielfältigen Grün und blühenden Staudengewächſen bezogenen Bögen an. Hier währte die Unterhaltung noch länger, als am Klavier, und ward von Viertelſtunde zu Viertelſtunde vertrauter. Theodor erzählte ihr alles, was er in dieſen Tagen auf ſeinem Dorf betrieben; von der Beerdigung Raſchens an bis auf die Unterſuchung des letzten Bauerhofs. Die Herzog blickte ihm dabei unſchuldvoll unverwendet in die Augen, und reichte ihm die Hand, ſo oft er auf eine ausgeübte oder noch vorhabende gute Handlung kam. Der Abend ward immer ſchöner, und ſo lenkte ſich das Geſpräch von den Freuden der Wohlthätigkeit zu den Freuden der Natur. Von dieſem ging man zu den Reitzen über, welche das Gefühl des Schönen und Edlen überhaupt und blieb bei den noch weit höhern Reitzen ſtehen, die daſſelbe durch Simpathie zwiſchen Seele und Seele empfängt. Hier ergrif beide ein ſanfter Enthuſiasmus

mus und machte ſie der ganzen Welt vergeſſen. Sie lehnten ſich an einander, umſchloſſen ſich, ſahen ſich ſchweigend an und klopften, Buſen an Buſen, einander ihre Empfindungen entgegen. Rothen fing das Herz an noch heftiger zu klopfen. Er eilte an ſie hin und forderte den Prinz zum Abſchiednehmen auf, weil der Fürſt nach ihnen geſchickt hatte. Theodor ſah nach ſeiner Uhr, wunderte ſich, daß es ſchon ſo hoch ſei, gab der Herzog den Abſchiedskuß und verſprach, ſie nächſtens wieder zu beſuchen.

Rothe, der ſeiner Meinung nach ſchon zweckmäſſige Vorkehrungen getroffen zu haben glaubte, hielt es nicht für rathſam, vor der Hand über den ganzen Vorgang mit dem Prinz weiter zu ſprechen. Als Theodor nach einigen Tagen auf einen abermaligen Beſuch der Herzog drang, bekam er die Nachricht, daß ſie auf eine Zeitlang zu einer auswärtigen Verwandtin gereiſet ſei. Er erſchrack darüber heftig und verlangte durchaus zu wiſſen, wie der Ort heiſſe. Rothe nannte ihm eine Stadt, die dreiſſig Meilen entfernt war. Da ward er wie untröſtlich und nennte es eine Grauſamkeit, daß er ſo um ſeine erſte Freundin kommen müſſe, die er in der Welt kennen gelernt habe. Rothe tröſtete ihn damit, daß ſie nach einiger Zeit wiederkomme und daß

ſie

ſie längſt ſchon einmal dieſe Reiſe, welche ihr in Zukunft ſehr vortheilhaft ſeyn könne, habe thun ſollen. Er beobachtete darauf den Prinz ſorgfältig, und, als er ihn ſtiller, als ſonſt, fand, fing er ſehr ernſtlich an, auf ſeine Zerſtreuung zu denken. Die Erfahrung, welche er davon gemacht, daß ſelbiger ſich auf ſeinem Dorfe vierzehn Tage lang unter Menſchen gleichſam verliehren können, leitete ihn auf die Idee, dieſes Mittel an ihm abermals, und zwar auf längere Zeit, zu verſuchen. Er äuſſerte gegen den Fürſten den ſchon längſt gehegten Wunſch des Prinzen, dieſen und jenen entfernten Ort im Lande, wo er noch nicht geweſen, zu beſuchen, und Adolf erwiederte:

„Mein Plan war eigentlich, daß dies im Herbſt geſchehen ſollte; aber Sie haben auch Recht — es iſt beſſer, daß er es noch in der geſchmückten Jahrszeit thue. Ich will, daß Theodor nicht nur einzelne fernere Gegenden, ſondern das ganze Land durchreiſe. So, wie er einſt von Akademien kommt, ſollen Sie ſich mit ihm in das Ausland auf den Weg begeben. Alsdann iſt keine Zeit dazu, daß er ſein Vaterland ganz ſehe. Ich halte es aber für äuſſerſtunverantwortlich, daß ein junger Fürſt jenes eher thue, als dieſes; und ich denke, daß ich hierin auffal-

lend.

lendrichtig urtheile. Erſtlich muß er ſich doch gleich betrachten wie jeder andere Sohn vom Hauſe. Welcher Sohn geht auch wohl aus ſeines Vaters Hauſe in die Fremde, ohne ſich in jenem recht umgeſehen zu haben? Wo kann aber auch wohl ein Land in der Welt ſeyn, das Theodors erſten Blicke ſo ganz und allumfaſſend auf ſich ziehen müſſe, als ſein Vaterland? Wie? er ſollte reiſen wollen, um ſchöne Gegenden zu ſehen, und hätte diejenigen noch nicht einmal insgeſamt beſchaut, die ſein eigenes Land ihm darbietet? Er ſollte Menſchen in der Fremde kennen lernen wollen, und kennete ſeine eigenen künftigen Unterthanen noch nicht? Er ſollte wiſſen wollen, was auswärts Sitte und Landesart wäre, und wüßte noch nicht einmal, was zu Hauſe überall Art und Sitte iſt? Wie verkehrt wäre dies angefangen! Ginge nicht der gröſte Nutzen ſeiner Reiſen hernach dadurch verlohren? Dieſer beſteht ja darin, daß er das Auswärtige gegen das Einheimiſche halte, und das Beſſere, was er in der Fremde erfährt, hernach auf ſein Land anwendbar zu machen ſuche. Wie kann er aber jenen Vergleich anſtellen, wenn es ihm am Masſtabe dazu fehlt? Und wie viel wirklichbeſſeres muß ihm auswärts entwiſchen, wenn er glaubt, daß dies zu Hauſe ebenſo ſei,

und wenn ihn der Kontraſt zwiſchen beiden auf jenes nicht aufmerkſam macht! Ich will, daß er einſt auf ſeinen Reiſen nicht blos die Höfe ſehe, ſondern ſeine meiſte Zeit bei den Miniſtern, Staatsmännern, Kameraliſten und gemeinnüzzigen Gelehrten aller Art zubringe. Da muß er wahrlich mehr, als blos ſuperficielle Kenntniſſe ſeines Landes haben, wenn er in ihrem Examen eine gute Cenſur erhalten und überhaupt von ihrem Umgang Nutzen ziehen will. Was hülfe es ihm, wenn er noch ſo viel ſich mit ihnen über Verbeſſerungen unterhielte, die Anſtalten und Dinge betråfen, welche hier zu Lande weder da ſind, noch bewirkt werden können? Kåme er dann wieder nach Hauſe und lernte ſein Land kennen: ſo ſåhe er erſt ein, worauf er während ſeiner Reiſe håtte Acht haben ſollen und würfe den gröſten Theil ſeiner auswårts erlangten Kenntniſſe als unnütz wieder auf die Seite. Selbſt auf Akademien ſchon wird es von groſſem Nutzen für ihn ſeyn, wenn er die Landesgegenſtånde weiß und ſtets vor Augen hat, über die er am meiſten und nie genug nachdenken, hören und fragen kann. Auch iſt mir daran gelegen, daß die ganze Nation ihren Erbprinz kennen lerne. Er ſoll einſt der Gegenſtand ihrer Liebe und Achtung ſeyn; — o wie ſchön iſt es, wenn

wenn ſie ihn frühzeitig lieben und ſchätzen lernt! Noch gelang es ihm, jedem ſeiner Mitbürger zu gefallen, der ihn erblickte; ſo zeige er ſich auch den übrigen und werde ihr Wohlgefallen! Mein Volk ſoll einſt nicht fremd gegen ihn thun, ſondern das höchſte Zutrauen zu ihm haben; ſo gewöhne er ſie jetzt ſchon durch ſeine Beſcheidenheit, Leutſeligkeit und Freundlichkeit hierzu. Dieſe trage er mit ſich hin durch das ganze Land bis an jede Grenze. Er komme eher zu ihnen, als ſie zu ihm, lade ſie dadurch auf die Zukunft zu ſich freundſchaftlich ein und reiche ihnen ſchon im voraus den Muth, deſſen der Unterthan gegen ſeinen Fürſten noch ſo ſehr bedarf. Darum reiſen Sie mit ihm je eher je lieber, wohin und wie Sie wollen, und lehren ihn Land und Leute kennen; doch ſo, daß meine Unterthanen nicht die geringſte Beſchwerde davon haben.“

Der ſonſt ſo lebhafte und gern um ſich ſchauende Prinz konnte ſich erſt nicht zu dieſer Reiſe im Lande umher beſtimmen. Rothe mußte es alſo durch den Fürſten ſelbſt durchſetzen; der ihn denn auch durch einzige Aeuſſerung, daß der Vorſchlag ſein Wille ſei, dazu vermogte. Es ward beſchloſſen, die Reiſe zu Pferde zu machen; weil man dadurch ungebundener an Landſtraſſen nach jeder ausſichtreichen Höhe hinbeugen, Wal-

dungen und Ufer beſſer benutzen und überhaupt das Ganze rundumher mit ſeinen Blicken vollkommener umfaſſen könnte. Das Gefolge beſtand aus Schmidt und einem Reutknecht, die gleichfalls zu Pferde waren und die Mantelſäcke mit ſich führten. Auf fürſtlichen Landhäuſern ward übernachtet, und wo dergleichen nicht waren, auf den Amt- und Pachthöfen; zuweilen auch in den Städten; zuweilen auch in reinlichen Bauerhäuſern. Allenthalben, wohin man kam, ward für baares Geld gelebt. Rothe führte den Prinz gleich zuvörderſt queer durch das Land bis an die äuſſerſte Grenze; wo er ihn nicht nur durch unbekannte Gefilde, ſondern auch durch ganz neue Arten von Gegenſtänden zur Theilnehmung an der Welt auſſer ſich, zur Geiſtesrege und Heiterkeit allmählich wieder zurückzuſtimmen ſuchte. Hier befanden ſich an den Ufern eines groſſen ſchifbaren Fluſſes ſehr anſehnliche Waarenniederlagen, wo beſtändig von den vorüberfahrenden Schiffen aus- und eingeladen ward und eine groſſe Volksmenge aus vielerlei Nationen bei einander war. Von dergleichen Anblicken hatte Theodor noch keinen anſchaulichen Begrif; alles, was er davon wußte, wußte er nur durch Rothens Erzählung und aus Büchern. Wie in eine neue Welt ver-

ſetzt befand er ſich deshalb hier. Die auſſerordentliche Thätigkeit an dieſen Ufern, welche das höchſte Bild menſchlichen Fleiſſes und menſchlicher Betriebſamkeit reichte, vielerlei Arten von Arbeit und Anſtrengung menſchlicher Kräfte, wovon er noch nie Zeuge geweſen war, das groſſe Gewimmel der Menſchen durch einander, das Abſegeln der Fahrzeuge, das Ankommen anderer derſelben, die immer neuen Geſichter, die er ſah, die verſchiedenen Sprachen, die er hörte, und in denen er ſich zum Theil mit den Fremden unterhalten konnte, ſpannten ſeine Aufmerkſamkeit, zogen ihn von den vorigen Gegenſtänden ab und unterhielten ihn über alle Erwartung noch, welche Rothe ſelbſt hiervon gehabt hatte. Als man hier einige Tage verweilt hatte, ging der Ritt weiter nach dem vorzüglichſten Bergwerk im Lande. Hier kam der Prinz in eine Welt, die noch neuer für ihn war, als die vorige. Rothe ſtieg mit ihm in die Höhlen der Erde und ſetzte ſeinen Geiſt in Erſtaunen. Hatte er bisher die Natur nur auf der Oberfläche der Erde gros und herrlich gefunden: ſo fand er ſie nun noch gröſſer und ſchauerlicherhabener in den Eingeweiden derſelben. Hier in ihren verborgenſten und geheimſten Werkſtätten ſtieg ſein Begrif von der Majeſtät ihres Urhebers bis zum

Grade des Unausſprechlichen hinauf. Aber auch der Menſch ward ihm hier noch ehrwürdiger, als jemals. Er wußte nicht, ob er an ſelbigem den Erfindungsgeiſt, oder die Unverdroſſenheit, oder den männlichen Muth am meiſten bewundern ſollte. Aus den Tiefen des Bergs ſtieg man alsdann zu ſeinem erhabenſten Gipfel empor. Hier ward Theodor, der enthuſiaſtiſche Freund der Natur, durch eine Ausſicht überraſcht, wie er ſie in ſeinem ganzen Leben noch nicht gehabt hatte. Er ſtand da, wie mit Paradiesgefühlen überſtrömt, breitete beide Arme weit aus, als wenn er die gauze Büe an ſein Herz drücken wollte, und ſprach — bei allem, was iſt, das iſt das ſchönſte, was ich ſah! O Gott, o Gott, wie ſchön iſt deine Welt! Wäre doch die liebe Herzog hier — wie ſollte ſie ſo ſelig mit mir ſeyn! — — Rothen ſelbſt überraſchte und füllte der trefliche Proſpekt dermaſſen, daß er von dem, was der Prinz jetzt ſprach, nichts vernahm. Auf jeder Seite hatte man eine Ueberſicht von mehr, als zwölf Meilen, welche alle Mannigfaltigkeiten dem Auge darbot, womit die Natur und der menſchliche Fleiß die Erde nur ſchmücken können. Groſſe und kleine Flüſſe, Städte und Dörfer, Waldungen und Plainen, Höhen und

 Thä-

Thäler, Aecker und Wieſen, maleriſch in einander gemiſcht — ein weites, unüberſehbares Erdengefilde, immer ſchöner und wunderſchöner, je länger man es betrachtete — — und dabei wie über alles eitle Geräuſch und über alle Leiden der Welt erhöhet — freiathmend und ganz unbeklommen, ganz ſich ausdehnend und wie im Himmel ſich verliehrend — welch ein Anblick, welch ein Stand! „Wahrlich, ſprach Rothe vor ſich, wir kriechen zu viel da unten im Thale herum — es iſt nicht recht, daß wir das thun! Hieher, hieher, auf die Berge und auf ihre Gipfel! Da vergißt man des Böſen in der Welt; da hebt ſich die Bruſt noch inniger nach Gott.“ Unterdeſſen hatte der Prinz ſeine letzten Worte wiederholt.

Rothe. (der ihn reden hört und dadurch aus ſeinen Begeiſterungen zurückkommt.) Was ſprachen Sie, Prinz?

Theodor. (ſeufzend.) Ich ſprach — ach, wäre doch die liebe Herzog hier, wie ſelig ſollte ſie mit mir ſeyn!

Rothe. (erſchrocken wie ein Arzt, der durch ein vermeintes Heilmittel ſeinem Patienten ein Recidi verurſacht hat.) Daran denken Sie doch jetzt nicht, mein Prinz — —

Theodor. (im Affekt.) O ja, lieber Hofrath, hier denkt ſich's eben am ſüſſeſten und herzerhebendſten an eine ſchöne Freundin. Ich habe in meinem Leben noch nicht ſo lebhaft und entzückend an die Herzog gedacht, als hier.

Rothe. (noch verlegener.) Sie werden ſie ja wiederſehen.

Theodor. (Thränen in den Augen.) O ja, das hoffe ich auch; und dann wollen wir einmal beide hieher auf dieſen Berg.

Rothe. (den Prinz wendend.) Iſt die Ausſicht hier ſchöner, oder dort, Prinz?

Theodor. (ſich wieder umwendend.) Hier!

Rothe. (wieder heiterer.) Das iſt wacker, Prinz, dort ſehen Sie auch nur fremdes Land — hier aber liegt Ihr Vaterland, das Land, deſſen Fürſt Sie einſt werden. Nirgendshin müſſen Sie lieber ſehen, als in dies Land.

Theodor. Gewis, mein Beſter, ſprach ich aus dieſem Grundſatz; aber mir fiel auch zugleich ein, daß über dieſe Gegend hin die Stadt liege, in der jetzt die liebe Herzog iſt. Dort, dort, noch weit hinter jenem hohen Thurm und hinter den kleinen Spitzen da wohnt ſie.

Rothe. (noch verlegener und nicht gleich wiſſend, was er nun zwiſchenwenden ſolle.) Iſt's nicht wahr, Prinz, wenn ſo Natur und Menſchen

ſchen mit vereinigten Kräften arbeiten, wie in dieſen Fluren: ſo ſchaffen ſie Paradieſe?

Theodor. O lieber Rothe, ich lerne die Menſchen immer mehr ſchätzen — dort am Fluß, wo ſie ſo arbeiteten — da unten in der Erde, wo ſie auch ſo arbeiteten — und hier in dieſer ganzen Ausſicht, wo alles vom menſchlichen Fleiß zeuget. Aber freilich hat hier, wie allenthalben, die Natur ihnen auch recht vorgearbeitet.

Rothe. Sehen Sie nur, wie beide hier, wohin man nur blickt, gleichthätig ſind; — hier ein Berg und Weinſtöcke drauf; dort ein Fluß und Schiffe darauf; da ein Wald und ein zur Wieſe umgeſchaffener Sumpf dabei; da eine ſchöne Plaine und Thurmſpitzen darauf — — —

Theodor. Ja, und — aus jedem Walde kommt die Herzog heraus, und — neben jedem Thurm ſteht die Herzog — — —

Rothe eilte jetzt, daß er mit Theodorn vom Berg herabkäme. Er wünſchte tauſendmal, daß er nicht mit ihm hinaufgeſtiegen ſeyn mögte. Jetzt hatte er ſich völlig davon überzeugt, daß ſchöne Ausſichten und das Bild der Herzog ein Paar feſtverknüpfte Ideen in der Seele deſſelben wären. Er führte den Prinz ſchnell an Oerter, wo nichts als menſchlicher Fleiß und menſchliche Geſchicklichkeit zu ſehen war. Eine

Glashütte und ein Kupferhammer, welche ſich in der Nähe befanden, waren das erſte, was ſie ſogleich beſuchten. Der Eigenthümer des letztern, als er erfuhr, daß der Erbprinz bei ihm ſei, hatte das erſte Anliegen auf ſeiner Reiſe an ihn und bat ihn um eine Fürſprache bei ſeinem Vater. Theodor erkundigte ſich nach allen Umſtänden des Geſuchs genau, ſchrieb ſie auf und — kam bei dieſer Gelegenheit auf den Einfall, ein Reiſejournal zu halten; worüber Rothe ſehr zufrieden ward, weil er es als einen Beweis anſah, daß der Prinz wieder durch andere Gegenſtände beſchäftigt werde, welche das Bild der Herzog aus ihm verdrängten. Theodor ward mit jedem Tage wieder um ſich her ſehender, aufmerkſamer, wißbegieriger, beobachtender und thätiger. Man ritte keinem Städtchen, keinem Flecken und nicht leicht einem Dorf vorüber, ohne darin einzukehren und ſich umzuſehen. Wo etwas ſehenswerthes war, das ward in Augenſchein genommen. Kein fürſtlicher Diener an den Orten, wohin man kam, kein Beamter oder Pachter verſäumte die Gelegenheit, dem künftigen Fürſten ſich darzuſtellen. Oft ließ der Prinz die Gemeinen zuſammenrufen, um ſich ihnen zu zeigen; oft kamen ſie von ſelbſt und drängten ſich an ihn herbei. Immer

war

war ſeine erſte Frage, wie es ihnen gehe; da er dann aus den Antworten ſeinen Vater erſt recht ſchätzen lernte, für den Preis und Segen allenthalben ertönten. War er in einer Stadt: ſo erkundigte er ſich nach dem Gewerbe der Bürger und nach den Hauptzweigen ihres Nahrungsſtandes. War er auf einem Dorfe: ſo befragte er ſich nach den Produkten, welche man daſelbſt am meiſten baue, nach Baumzucht, Viehzucht und Bienenzucht. Es war unausſprechlich, wie er allenthalben die Liebe und das Zutrauen der Unterthanen ſich erwarb. Jedes Städtchen, jedes Dorf wollte ihm eine Ehre anthun; aber er nahm auch nicht das geringſte davon an. „Wenn ihr etwas zu bitten habt, ſprach er an jedem Ort: ſo ſaget mir es nur; ich erzähle alles meinem Vater wieder." Da fehlte es denn auch nicht an Suppliken, welche Bürger und Bauern ihm nachbrachten, und er nahm ſie alle freudig zu ſich. Einſt, als er dieſe Troſtesworte auf einem Dorfe ſprach, trat eine eisgraue blinde Frau an ihn hin und wollte ihn doch wenigſtens anfühlen, weil ſie ihn nicht anſehen konnte.

Frau. (indem ſie ſeine Hände anfaßt.) Ach wat dat für ſchmucke Patſchgen ſind!

Theodor. (lächelnd.) Ja freilich ſind ſie noch weich, Mutter: aber das macht, daß ſie noch nicht viel gearbeitet haben; ſie werden ſchon noch härter werden.

Frau. Ach jo nich, lieber Herre, — Fürſtenhände mütten wöch blieben . . . Au weh, au weh, wenn Fürſtenhände hart werden!

Theodor. (ernſthaft.) Das iſt auch wahr; — Mutter, wie alt ſeid ihr denn?

Frau. (mit gefaltenen Händen und weinend.) Ach — hundert Jare bin ik olt.

Theodor. (ihr die Schultern klopfend.) Nun, das iſt viel! So ſegne euch Gott!

Frau. (überlaut weinend.) Ach, dat kann der liebe Gott mich jo nich mehr.

Theodor. (religiös.) O ja, das kann er wohl noch, wenn er euch ein ſanftes Ende beſchert, und euch bis dahin euren Verſtand erhält und Brod gibt.

Frau. (herzlich.) Dat will ich och nur noch. Dat is mine enzige Bidde. Aber an Ihn, lieber Herre, hädde ich och noch ene Bidde. Wird hä denn och ſo en guder Fürſt werden, wie ſin Papa?

Theodor. (gerührt.) Jo, jo, Mutter, ik werde ebenſo —

Frau.

Frau. (recht ſeelenfroh.) J hå kann jo och plattdůtſch? Ach ſo mußt wohl wahr ſin, wat hå da verſpricht. Gebe noch mal ſin ſchmuckes Patſchen druf! — Ach vor dieſem war hier ſchlimme Zeit!

Theodor reichte ihr beide Hånde und konnte ſich der Thrånen nicht enthalten.

Frau. Na, hört's ihr wohl, junge Lůte? Erinnert ihn mal dran, wenn ik lange dot bin. Un denke hå recht oft dran, lieber Herre, wat hå der ollen hundertjåhrigen Fru verſprach.

Der Prinz ſchrieb dieſes ſeltſame Geſpråch wörtlich in ſein Tagebuch auf und konnte nicht aufhören, mit Rothen ſich über die alte blinde ehrliche Frau zu unterhalten. Rothe ergrif dieſe Gelegenheit und ſprach zu ihm: „Lernen Sie daraus immer mehr einſehen, wie viel die Nation von Jhnen erwartet. Die einzige Hofnung, der einzige Troſt derſelben ſind Sie. Die Worte des alten Můtterchens — vor dieſem war hier ſchlimme Zeit — drangen mir durch Mark und Bein. Prinz, das ging auf ihren Grosvater und Grosgrosvater, die die Alte noch gekannt und deren harte Hånde ſie einſt gefůhlt hatte. Das waren wahrlich nicht Blumen, ſondern Neſſeln, die auf ihre Gruft geſtreuet wurden! Das war wahrlich nicht Weihrauchduft, den ſie ihnen

ihnen räucherte, ſondern Duft eines kältenden Herbſtnebels, der die Weide vergiftet! Was hilft es ihnen nun, daß ſie dort in kupfernen Särgen im ehrwürdigen Erbbegräbnis liegen? Die Alte hat ihnen die Inſchrift darauf gefertigt — ſie machten vor dieſem hier die ſchlechte Zeit. So dachte ihnen in's Geſicht und ſo ſprach hinter ihrem Rücken bei ihrem Leben ihr ganzes Volk; ſo ruft ihnen dieſe Frau noch laut nach; und ſo wird ihnen einſt jeder Unterthan in jener Welt noch entgegenrufen. O wie weit edler und ſanfter wird einſt Ihr Vater ruhen, wenn die Inſchriſt ſeines Sarges ſeyn wird — Adolf, der Gutez itmacher im Lande, und wenn dieſe Inſchrift tief in die Herzen aller ſeiner Unterthanen, über Kinder und Enkel noch eingedrückt ſeyn wird! Dies, mein Prinz, iſt der erhabenſte Nachruhm für einen Fürſten, der Gutezeitmacher für ſein Volk geweſen zu ſeyn; ein Nachruhm, der nach vielen Jahrhunderten ihm noch ſanft und lieblich tönt, wenn die Menſchenquäler, die Böſezeitmacher, unter den Fürſten von einer gutherzigen Nachwelt ſchon vergeſſen ſind und das Andenken der Helden und Eroberer nichts, als kaltblütiges Geräuſch mehr erweckt! O ſchlieſſen Sie ſich ja an Ihren Vater an; er ſchafte gute Zeit im Lande, ſchaffen

Sie

Sie einſt noch beſſere. Hören Sie in der treuherzigen Rede der alten Mutter die Stimme der ganzen Nation! Glauben Sie, daß jeder Ihrer Mitbürger, der patriotiſch denkt, Sie ebenſo ermuntert und ermahnet, wie dieſe, ſo oft er Sie jetzt anblickt. Es muß Ihnen doch eine unausſprechliche Freude gewähren, wenn Sie ſehen, wie Sie jetzt allenthalben, wohin wir nur kommen, ſchon ſo willkommen ſind; wie ſich die Menſchen an Sie drängen, mit ihren Blicken Sie durchſpähen und über jede liebevolle Aeuſſerung, welche Sie gegen ſie thun, ſo äuſſerſtvergnügt und getröſtet ſcheinen. Das macht — Ihr ganzer Anblick, wenn man Sie jetzt ſiehet, flößt herzliches Zutrauen ein. Ach reichen Sie ja lebenslang dieſen holden, vertrauenerweckenden Anblick! Nur Vorſchmack, kleiner anfänglicher Vorſchmack von der gänzlichen innigſten Anhänglichkeit und Ergebenheit Ihres Volks gegen Sie dereinſt werden alsdann die Beweiſe von Liebe, Werthſchätzung und Verehrung geweſen ſeyn, welche Sie jetzt auf dieſer Reiſe allenthalben einerndten! Prinz, das Schickſal hat Sie gewis zu einem der glücklichſten Fürſten beſtimmt; o werden Sie es! Aber Ihre Mitwirkſamkeit iſt dabei eingewebt — ach wirken Sie aus allen Kräften dazu mit!"

Der

Der edle Prinz hing ſchon feſt an Rothen, ehe dieſer noch aufhörte zu reden. „Die Gottheit, ſprach er, ſtärke mich! Ich will einſt, wenn ich ſterbe, in kein Erbbegräbnis; mitten unter meinen Mitbürgern will ich liegen. Meines Lebens gröſte Freude ſoll es ſeyn; immer unter ihnen zu wanken; ſo will ich auch unter ihnen noch ruhen. Auch mag ich weder kupfernen Sarg, noch goldene Inſchrift daran. Meine Inſkription werde die, daß die ſpäteſte Nachwelt mich noch nenne Theodor, den Beſſerezeitenmacher! Die Gottheit ſtärke mich!“

Die vaterländiſche Reiſe währte volle ſechs Wochen. Der Prinz ſammlete auf ſelbiger ſchon die vortreflichſten Vorkenntniſſe ſeines Volks und des Zuſtandes ihrer Glückſeligkeit. Auch entdeckte er ſchon manche noch zu bewirkende Verbeſſerung im Lande, merkte dieſe genau in ſeinem Tagebuch an und ſammlete überhaupt viel Punkte, über die er ſich von Sachkundigen überall und beſonders einſt auf ſeinen auswärtigen Reiſen unterrichten zu laſſen beſchloß. Mit den Segenswünſchen der ganzen Nation überſchüttet, kam er in die Reſidenz zurück. Er behändigte ſeinem Vater das geführte Reiſejournal, in welchem dieſer eine unerwartete angenehme Lektüre für ſich fand. Der denkende

und thätige Geiſt des Prinzen und ſein vortrefli=
cher Karakter blickten aus jeder Seite deſſelben
hervor, und Adolf freute ſich ſehr, daß ſein
Einfall, Theodorn jetzt ſchon eine Reiſe im gan=
zen Lande umher machen zu laſſen, ſo glückliche
Wirkungen gehabt hatte. Die Suppliken, wel=
che ihm der Prinz überreichte, wurden von ihm
überaus gern angenommen und ſorgfältig in Er=
wägung gezogen. So viel in ſeinen Kräften
war und ſo viel es die Umſtände verſtatteten,
ward den Bittenden ihr Anſuchen wo nicht ganz,
doch zum Theil gewilliget; und in den hernach
deshalb ausgefertigten Reſkripten befand ſich
durchgängig die Klauſel mit groſſen Buchſtaben
— auf Fürſprache meines Sohnes Theodor.
Dies machte auf die ganze Nation die ſtärkſten
Eindrücke. Man erblickte in dem jungen Erb=
prinz nun ſchon ganz den künftigen Vater,
der auch in ſeiner Jugend ſchon ſegne, und
wünſchte durchgehends, daß er jährlich ſo eine
Reiſe im Lande umher machen mögte. Theodor
ſetzte nun ſeine Studien mit verdoppeltem Fleiß
wieder fort und keine Idee ſchien ihn weiter da=
bei zu zerſtreuen. Er war wieder munter und
heiter und ſchien die Herzog vergeſſen zu haben.
Wenigſtens ſprach er nicht mehr von ihr. Um
ſo betretener ward Rothe, als er mit ihm zum

erſten=

erſtenmale wieder zur Einſiedelei kam, wohin der Prinz zuweilen ganz allein hingegangen war, und daſelbſt gerade gegen den Eingang über an der Wand, wo noch nichts weiter hing, die Silhouette der Herzog fand.

Rothe. (beſtürzt.) Was iſt das? Wie kommt dieſe Silhouette hieher?

Theodor. (ganz freimüthig.) Ich habe ſie ſelbſt da aufgeſtellt.

Rothe. Wie ſind Sie zu der Silhouette gekommen?

Theodor. Die Herzog hat ſie mir gegeben, als wir da in ihrer Laube ſaſſen. Und da ich ſie jetzt ſelbſt nicht ſehen kann: ſo iſt mir es doch lieb, daß ich wenigſtens ihre Silhouette habe. (geht an dieſe hin.) Nicht wahr, ſie iſt recht getroffen? Sehen Sie einmal, wie viel Gutes, Sanftes, Schönes, Liebes, Herrliches ſie im ganzen Profil hat . . .

Rothe. Das iſt gar nicht zu leugnen (ſieht ſehr übelgelaunt aus.)

Theodor. O das war auch recht kalt, lieber Hofrath. — Und das iſt alles? O ich dachte, Sie ſollten mich noch mehr Gutes und Herrliches darin ſehen machen, als ich ſchon darin finde. (ſieht Rothen lange an.) Sie ſind doch wohl nicht böſe darüber, daß die Silhouette hier hangt?

Rothe. (der ſich zu verſtellen ſucht.) Keineswegs.

Theodor. Ach wie abgebrochen, wie kalt war das wieder! — Können Sie denn gar nicht Theil nehmen, wenn ich mich freue?

Rothe. (der den Prinz küßt.) Ja doch, beſter Prinz!

Theodor. O wie ich mich immer ſo freue, ſo oft ich hier ein neues Portrait finde, das Sie haben aufſtellen laſſen! Und Sie können ſich nicht freuen, da Sie die erſte Silhouette finden, welche ich hier aufgeſtellt habe? Sehen Sie — auf jener Seite ſchweben die edlen **Menſchen** — auf dieſer die edlen **Fürſten** — und hier, hier in der Mitte ſollen die edlen **Mädchen** ſchweben. Ich werde ſchon noch mehrere kennen lernen, ſorgen Sie nichts; und ſo, wie ich eine nach der andern kennen lerne, ſoll eine Silhouette nach der andern hier zu hangen kommen. Mein Vater hat ja auch nichts dagegen, daß ich mit guten, edlen Frauenzimmern umgehe; er ſagt vielmehr, daß dies ſehr nützlich für mich werden könne, wenn ich nur rechtſchaffen und brav dabei bleibe. Und dafür ſorgen Sie doch ja nicht — ich bitte Sie. Sobald ich das Fräulein wieder ſpreche — ſie

wird nun wohl ſchon Hochzeit gehabt haben — ſoll ſie mir auch ihre Silhouette geben.

Rothe hatte jetzt den Prinz genau beobachtet. Er fand ihn ruhiger bei ſeinem Geſpräch über die ſchöne Herzog und fing an, ſich ſelbſt zu überreden, daß ſeine Beſorgniſſe wohl zu übertrieben geweſen ſeyn mögten. Bald darauf verbreitete ſich das Gerücht, daß die Herzog da, wo ſie ſich aufgehalten, geheurathet hätte.

Theodor. (als er dies auch hört, ſchnell zu Rothen kommend.) Ach, wiſſen Sie etwas Neues — die liebe Herzog ſoll geheurathet haben.

Rothe. (als wenn er von nichts wiſſe.) Das iſt wohl möglich —

Theodor. (wie ängſtlich.) Wenn ſie nur einen braven Mann bekommen hat!

Rothe. Daran zweifeln Sie nicht; ihre Familie würde die Heurath ſonſt wohl nicht zugegeben haben.

Theodor. (wie beruhigt.) J nun, ſo habe ich doch ihre Silhouette, wenn ich ſie nicht habe.

Rothe war ſeelenfroh und hatte noch ſelbigen Tages eine lange geheime Unterredung mit dem Regierungsrath Herzog.

Bald nachher ging die Jagd im Lande auf. Dem Prinz geſchah oft von den Chefs der Jägerei der Antrag, ob er dies Vergnügen nicht auch genieſſen wollte. Er bezeigte dazu zwar keinen ſonderlichen Hang, ſchien aber auch nicht abgeneigt, dann und wann die kleinen Feld- und Buſchſtreifereien mitzumachen. Rothe hatte darüber eine Unterredung mit dem Fürſten, der unter andern ſich alſo erklärte:

„Dawider habe ich gar nichts, daß Theodor Wildpret erlegen lerne. Wir glauben ja wenigſtens nun einmal, daß es für uns da ſei; und wenn wir auch den Beweis dafür nur aus unſern Zähnen hernehmen ſollten. Wenn aber der Prinz Rebhüner, Haſen- und Rehbraten iſſet, ſo ſehe ich nicht ein, warum er nicht Hühner, Haſen und Rehböcke auch ſchieſſen ſollte. Schande kann es ihm auch nicht ſeyn; denn da die Jagd einmal zu den Gerechtſamen der Fürſten gehört: ſo finden wir auch, daß ſie von jeher ſelbige unter ihre Herbſtvergnügungen gerechnet haben. Ich bin in jüngern Jahren, da ich noch gut marſchiren konnte, wenn die Jagd offen war, auch mit zu Felde gezogen. Ein Fürſt iſt ſo gut Menſch, wie andere, und bedarf auch zuweilen einer Zerſtreuung und Erholung. Dieſe findet er hier beſſer, als am Spieltiſch. Die ſtarke Bewegung,

welche mit der Jagd verbunden iſt, die freie, offene Natur, in der ſie gehalten wird, die Kenntniſſe der Felder, Waldungen und auch wohl der Unterthanen, welche er unterwegs einſammelt, machen dies Vergnügen zu einem anmuthigen und auch nicht ganz unnützen Vergnügen für ihn. Im Ernſt, Rothe, ich glaube, die Jagd gehöre unter die männlichern Vergnügungen. Sie ſtärkt die körperlichen Kräfte und übt den Muth. Das Todtmachen als Todtmachen meine ich freilich nicht; aber das Thier, das gegeſſen werden ſoll, muß doch erſt ſterben, ehe es gegeſſen werden kann. Es erlegen im Lauf oder im Flug erweckt ein gewiſſes lebhaftes Gefühl vom menſchlichen Uebergewicht über die übrige thieriſche Schöpfung. Iſt es vollends ein Raubthier: ſo werden durch die Jagd auf daſſelbe andere nützlichere Thierarten geſichert und dem Menſchen aufgeſpart. Theodor iſt nun auch alt und gros genug, daß er mit Gewehr umgehen könne, ohne ſich Schaden zu thun. Alſo gehen Sie immerhin zuweilen mit ihm auf die Jagd. Nur gewöhnen Sie ihn recht daran, vorſichtig zu ſeyn. Erinnern Sie ihn oft an den unglücklichen Ritt; bei ſeiner Lebhaftigkeit hat er zwiefache Urſache, ſolche Erinnerungen zu bekommen. Er kann gottlob gut ſehen; alſo machen Sie es ihm zur

Pflicht,

Pflicht, von ſeinen Augen auch Gebrauch zu machen, und niemals auf einen Gegenſtand zu halten, der der Entfernung, oder der Dämmerung oder dazwiſchenbefindlicher Hinderniſſe wegen nicht genau von ihm erkannt werden kann. Ein Fürſt hat ſich ebenſo ein ewiges Gewiſſen daraus zu machen, als ein Förſter, wenn der getroffene Gegenſtand fällt, und er hernach, ſtatt ein erlegtes Wild aufzuheben, einen erlegten Menſchen findet, oder wenn er auch nur denſelben verſtümmelt, verkrüppelt oder elend gemacht hat. Auch iſt's beſſer, daß ihm mancher Haſe entwiſche — es gibt ja mehr Haſen — als, daß er ſchußgierig, wild und blind um ſich her feuere und ſeine Geſellſchafter oder Vorübergehende verletze. Machen Sie ihm dieſe Vorſichtigkeit beſonders auf dem Anſtande und beim Treiben wichtig, wobei ſchon ſo unzählichviel Unglück geſchehen iſt. Auch ſich ſelbſt iſt er ſie dabei ſchuldig. Die Nation muß zittern, wenn ſie hört, daß ihrem Fürſten oder Erbprinz darum, weil er beim Treiben auſſer der Ordnung umherlief, die Schrotkörner um den Kopf geflogen ſind; oder daß ihm darum, weil er vom Anſtande ging, eine Kugel durch den Hut gefahren ſei. — Und dann — Rothe, ſorgen Sie hauptſächlich, daß das Jagdvergnügen

ihm nicht Leidenſchaft werde. So ſehr ich's ihm gönnen will, daß er zuweilen ſich mit der Jagd zerſtreue und ergötze: ſo würde ich's ihm doch nimmermehr verzeihen, wenn er paſſionirter Jäger würde. Ich weiß, wie weit dies gehen könne und was es für Folgen habe. Dazu hat nun aber erſtlich ein Fürſt gar nicht die Zeit. Solche Männer, die die Jagd wie Beruf betreiben, heiſſen Jäger und Förſter. Dieſe hat der Fürſt und die Nation gibt ihm Geld dazu, ſie ſich zu halten; keineswegs aber will ſie in ihm den erſten Jäger oder Schützen im Lande erblicken; ebenſowenig als den erſten Reuter. Jene haben weiter nichts zu thun; er aber hat die gröſſeſten und wichtigſten Geſchäfte im ganzen Staat. Dieſe ſind ſein Beruf; wie kann er ihn erfüllen, wenn er die Jagd wie ſeinen Beruf betreibt? Wenn er denn zu ganzen Monaten ſich auf der Hirſchjagd oder auf der Reiherbeitze befindet, auf ſeinen Jagdſchlöſſern übernachtet und am Tage in den Wäldern umherirrt: iſt er unterdeſſen nicht wie für ſein Volk verlohren? Oder wenn ihn die Jagd gar faſt immer beſchäftigt und ſeinem Volke unzugänglich und gleichſam unſichtbar macht: iſt es alsdann nicht ebenſo, als lebte er ganz auſſer ſeinem Lande? Wer leitet unterdeſſen den Gang der öffentlichen

Geſchäfte? Wer ſpricht das letzte Recht? Wer hört die Klagen der Unterthanen? Derjenige wenigſtens nicht, dem es eigentlicher Beruf, dem es Endzweck ſeiner Würde und ſeines Daſeyns iſt, es zu thun! Geht denn das aber ſo an, daß man ſeinen Beruf an andere abtreten könne, wenn ein Dritter dabei in Gefahr geräth, und wenn dies gegen das Paktum iſt, welches man ſtillſchweigends mit ihm eingegangen iſt? Oder iſt es etwa ſo weit gekommen, daß nur die Nation, wenn ſie in ſolchen Fällen den dritten Mann vorſtellt, nicht reden darf? Nun, ſo wird ſie doch ſeufzen dürfen! O Rothe, Rothe, daß doch die Volksſeufzer allen meinesgleichen erſt recht heilig und ſchauernd würden! So würden die Gerechtſame der Menſchheit nirgends mehr ſo verkannt und ſo mit Füſſen getreten werden; und ſo würden die erſten unter allen Kontrakten und Verträgen — die Kontrakte zwiſchen Fürſten und Völkern — auch allenthalben die unverletzlichſten ſeyn. — Wir ſind auch beide darüber einig, Rothe, daß das, was ein Menſch wie ſeinen Beruf treibt, auf ſeinen Karakter Einflüſſe habe und ihn bilden helfe. Man ſieht es ja an ganzen Nationen. Wie auffallend unterſcheidet ſich ein Volk, das von der Jagd lebt, von einem an-

andern, das vom Handel oder Ackerbau lebt? Und ebenſo iſt es mit einzelnen Menſchen. Dadurch will ich keineswegs irgend einen Stand oder Beruf des Lebens herabſetzen; — wir bedürfen ihrer aller; aber das iſt denn doch ausgemacht, daß z. E. der Jäger ſich nicht in's Komtoir, und der Soldat ſich nicht an den Pflug ſchicke. Jeder Beruf macht ſeinen eigenen Karakter. Eine ganze Menge von Umſtänden und Handlungen die mit jenem verbunden ſind, geringſcheinende Kleinigkeiten dabei, die aber oft wiederholt werden, bilden dieſen allmählich. Nun iſt aber der Karakter eines Regenten von dem Karakter eines Jägers unausſprechlich unterſchieden. Dieſer iſt offenbar ein heftiger Karakter; jener ein ſanfter. Ich begreife nicht, wie beide wohl zu vereinigen ſeyn mögten. Manche Qualität, die an dem Jäger Erfordernis iſt, iſt an dem Fürſten — Fehler. Im Karakter des Fürſten liegen Stätigkeit, Geiſtesanſtrengung, Ueberlegungsſtille, ſorgfältiges Prüfen und Wiederprüfen gefaßter Anſchläge, ehe man zu ihrer Ausführung ſchreitet, öffentliche Langſamkeit bei wichtigen Veranſtaltungen und ein hoher Grad von Uebung im anhaltenden Nachdenken über Gegenſtände, die blos Gegenſtände der reinen Vernunft oder des fühlenden Herzens ſind.

Wie

Wie iſt es möglich, daß man ſich dieſe Eigenſchaften auf der Jagd erwerben könne, bei der man ſchlechterdings manches ſanftere Gefühl verleugnen muß, die eigentlich Zerſtreuung und Entfernung von Meditation ſeyn ſoll, und bei der nicht das Nachdenken, ſondern Zufall gröſtentheils das Glück, und Unſtätigkeit, Raſchheit, Kühnheit und die Fertigkeit, vom ſchnellen Entſchluß urplötzlich zur ſchnellſten That überzuſpringen, den Mann macht? Auch ſind die Gegenſtände des Jägers und des Fürſten zu ſehr verſchieden. Jene ſind **Wildpret**, dieſe **Menſchen**. Auf der Jagd beſchäftigt man ſich mit Verderbung und Tödtung; auf dem Fürſtenſtuhle aber mit Erhaltung, Beglückung und Segnung. Ja, meinen Gedanken nach iſt es nicht einmal rathſam, daß ein Fürſt gegen irgend eine Art von Leben, es ſei, welche es wolle, allzugleichgültig werde, oder irgend eine Art von Blut, was für eine es auch ſei, mit Wohlgefallen vergoſſen werden ſehe; denn — **Leben** und **Blut** ſind allenthalben zu ſehr in ſeiner Gewalt, als daß nicht jede wirkliche Unempfindlichkeit gegen ſelbige an ihm ſchauererregend werden ſollte. Doch dies alles, lieber Rothe, iſt nur dagegen geſagt, daß ein Fürſt paſſionirter Jäger werde. Manches Vergnü-

gen kann ein Fürſt täglich genieſſen, ohne daß ſein Karakter dadurch in Gefahr gerathe; andere aber darf er nur zuweilen genieſſen, wenn dies nicht geſchehen ſoll, und — unter dieſe gehört das Jagen — — Wenn die Jagdluſt bei einem Fürſten zur Leidenſchaft wird: ſo verurſacht ſie auch oft ebenſo groſſen und ebenſo unnützen Aufwand, als irgend eine andere ſeiner Leidenſchaften. Ich habe Regenten gekannt, die auf Rüſtkammern und Hundeſtälle ſoviel aufgehen lieſſen, wie andere auf ihre Keller, Reutbahnen und Harems. Ich habe Jagdfeten beigewohut, die mehr koſteten, als die glänzendſten Hoffeten. Dann und wann eine Feſtlichkeit im Walde, — dagegen habe ich ſo wenig etwas, als gegen eine Feſtlichkeit im Schloßſaal dann und wann. Leidenſchaft aber begnügt ſich nicht an dann und wann. Sie begehet oft wiederholte Genüſſe, und — ſo wirkt ſie Verſchwendung. Da iſt's dann aber einerlei, ob ein Fürſt ſo oder ſo verſchwende. Ein Fürſt ſoll gar nicht verſchwenden. Hat denn z. E. ein Volk davon Troſt, daß ſein Fürſt auf der einen Seite keine unnütze Menſchen hält, wenn er dafür auf der andern deſtomehr noch unnützere Hunde hält? Hat es davon Troſt, daß man bei Hofe ſehr oekonomiſch dinire

und

und ſoupire, wenn dafür im **Waldlager** hernach ſchwelgeriſcher Aufwand iſt? Das **Volk** iſt's, welches über lang oder kurz die Verſchwendung ſeines Fürſten bezahlen muß; mithin hat es Urſache zu ſeufzen, es erblicke ihn in dieſer Verſchwender**geſtalt**, oder in jener. Ob es die Laſten, welche es hernach zu tragen hat, der Goldmacher wegen, oder der Taſchenſpieler wegen, oder der Kaſtraten wegen, oder der **Maitreſſen** wegen, oder der **Waldhörner** wegen zu tragen habe, gilt ihm gleich; genug — es ſind **Laſten** und **Laſten, die es nicht tragen ſollte.** — — Und dann noch zuletzt einen überaus wichtigen Gedanken über dieſen Gegenſtand. Man hat bemerkt, daß in der **Maſſe**, in welcher **Hirſche** und **Schweine** in den Augen eines Fürſten am **Werth ſteigen**, die **Bauern** am **Werth fallen.** Es geht dies ſehr natürlich zu. Hirſche und Schweine ſtehen in den Waldungen, und die Bauern grenzen mit ihren Aeckern und Wieſen an die Waldungen. Folglich iſt die Kolliſion zwiſchen beiden unaufhörlich. Gegen beide zugleich kann ein Fürſt ſchlechterdings nicht billig und gütig ſeyn. Schont er die Bauern, wie es ſeyn müßte: ſo kann er Hirſche und Schweine nicht ſchonen. Dieſe ſchont er aber,

ſobald er jagdleidenſchaftlich iſt. Wenn er nicht immer ganze Heerden derſelben bei einander hätte, wie könnte er denn, ſo wie es ihm heute einfällt, morgen eine recht illüſtre Jagd anſtellen? Nun iſt aber jede Schonung, die er ſeinen Hirſchen und Schweinen angedeihen läßt, ein Druck, den er gegen ſeine Bauern ausübt. Wo die Hirſche das Getraide abfreſſen, kann der Bauer hernach keine Erndte halten, und wo die Schweine die Saat umwühlen, auch nicht. Was würde der Fürſt dazu ſagen, wenn der Bauer ſein eigenes Vieh, ſeine Pferde, Ochſen, Schafe und Schweine auf die Aecker triebe und ſie das Getraide auf dem Stiele abfreſſen lieſſe, wie ſie wollten? Würde er nicht ſchon blos darum dieſer Raſerei Einhalt thun, weil er ſonſt befürchten müßte, daß ihm der Bauer hernach weder Pächte, noch Gaben werde abtragen können? Und ſeine Schweine, ſein Vieh ſoll dem armen Bauer die Erndte verderben dürfen, und der Bauer ſoll hernach doch Pächte und Gaben entrichten müſſen? Die Pferde vom benachbarten Dorfe darf der Bauer pfänden, wenn er ſie auf ſeinen Haferbreiten findet; aber die Hirſche ſoll er da äſen laſſen, wie ſie wollen? Der Hirt wird geſtraft, wenn er in der Nacht ein Kleefeld abhütet, und der

För=

Förſter ſoll Recht daran thun, wenn er die Bauern darüber mishandelt, daß ſie dem ohne Hirten herumirrenden und verwüſtenden Wildpret ſich mit allem ihren menſchlichen Uebergewicht entgegenſetzen? O das iſt oft eine Plage, welche der arme Landmann unter ſeine härteſten zählt, wenn das Wild ſich übermäſſig vermehrt und bei ſeinem Herrn mehr Huld und Schutz findet, als er. Bedient er ſich ſeiner menſchlichen Gerechtſame und ſtreckt den privilegirten Getraideverwüſter, wenn er aus dem Dickigt hervorbricht, zu Boden: ſo kommt er auf den Bau, und wenn er auch nicht auf eine Keule deſſelben weiter Anſpruch machen will. Alſo muß er vor ſeinen Augen ſeine Erndte ihm geraubt werden ſehen; denn was hilft ihm all ſein Wehren und Kehren? Erſtlich, welche Verſäumnis für ihn und welche harte Zumuthung, daß er Tag und Nacht auf ſeinen Feldern liegen, und vor Thieren, die blos einer Leidenſchaft ſeines Fürſten wegen in ſo zahlreicher Menge da ſind, die Früchte ſeines ſauern Schweiſſes und die Segen des Himmels bewachen ſoll? Die Räuber werden aber auch bald des Anblicks der Menſchen, die ihnen weiter nichts thun dürfen, als daß ſie ſie in die Flucht jagen, gewohnt, werden dreuſt, brechen, ſo wie ſie an dem einen Ort vertrieben ſind, am andern wieder ein, und täuſchen und ermüden

end=

endlich die Wachſamkeit ganzer Gemeinen. Nein, Rothe, überhäuftes Wild und Bauern können nicht bei einander beſtehen. Sobald aber Menſchen und Thiere in Kolliſion kommen, müſſen dieſe den Kürzern ziehen. Dies iſt das Privilegium, welches Gott den Menſchen gegeben hat — wie kann ein Fürſt glauben, daß er ein entgegengeſetztes zu Gunſten der Thiere ausfertigen dürfe? Wenigſtens kann dies nie ſo rechtskräftig werden, als jenes."

Hier kam der Prinz ſelbſt von ohngefähr zur Unterredung. Adolf wiederholte auf der Stelle das wichtigſte von dem, was er gegen Rothen geſprochen und fuhr fort:

„David ſang einmal auf der Githith — Alles haſt du unter ſeine Füſſe gethan; Schafe und Ochſen allzumal, dazu auch die wilden Thiere. Das hat mir vor den Ohren geklungen von dem erſten Tage meiner Regierung an, und es war mir immer dabei zu Muthe, als wenn meine Bauern es wären, die ſo ſängen, und als wenn ich die Githith dazu ſpielte. Der Verfaſſer des Briefs an die Hebräer deutet die Worte auf den Meſſias. Mein Deutungsargument ſind die vorhergehenden Worte des David — Was iſt der Menſch, daß du ſein

ſo

ſo gedenkeſt, und das Menſchenkind, daß du dich ſein ſo annimmſt? Der Bauer, ſchlieſſe ich nun, iſt ebenſo Menſch und ebenſo Menſchenkind, wie die Fürſten; folglich hat Gott die wilden Thiere auch unter ſeine Füſſe, und nicht ihn unter ihre Füſſe gethan . . . Geht man auf den Urſprung der Jagd zurück: ſo war er offenbar der, daß ſich die Menſchen vor den Thieren in Sicherheit zu ſetzen ſuchten. Nun kam es darauf an, ob ſie dies könnten. Sie konnten es aber wirklich; nicht durch ihre Ueberlegenheit an körperlichen Kräften, nicht durch die ſtarke Fauſt oder durch ſchnelle Füſſe, ſondern durch ihre Vernunft. Sie erſonnen die Schleuder, den Bogen, die Kugelbüchſe, und — nun war auch das Gewild unter ihre Füſſe gethan. Gott und die Natur haben alſo allen Menſchen, auch den Bauern, durch die Vernunft die Gerechtſame gegeben, ſich vor den Thieren in Sicherheit zu ſetzen. Dieſe ſind unverletzlich. Ein Fürſt kann ſie ſeinen Unterthanen ſo wenig nehmen, als er ihnen die Vernunft nehmen kann. In einzelnen Fällen urgiren die Fürſten ja auch ſelbſt noch dies Argument. Wenn z. E. ein Wolf ſich in unſern Gegenden blicken läßt: ſo werden alle

Bauern gegen ihn aufgeboten . . . Soll denn aber der Bauer nur das Recht haben, ſich gegen diejenigen wilden Thiere zu wehren, vor welchen ſeine Kinder und ſeine Schafe in Unſicherheit ſind? Sind ihm ſeine Erndten nicht ebenſo wichtig, als ſeine Heerden? Iſt es genug, daß der Wolf nur ſeine Kinder nicht zerreiſſen ſoll, oder muß er nicht auch ſeine unzerriſſenen Kinder in Brod ſattmachen und kummerlos erziehen können? Der Bauer muß alſo das Thier, welches ihm ſein Getraide wegfrißt oder verdirbt, ebenſo behandeln dürfen, wie ein anderes, das ihm ſeine Schafe und Kinder frißt. Sobald Wild, das ihm auf irgend eine Art ſchädlich iſt, überhand nimmt, müſſen die Jäger unermüdet zu Buſch und zu Felde ziehen; und können dieſe es nicht zwingen: ſo tritt jeder Bauer von Natur = und Rechtswegen in ſeine uralten Menſchengerechtſame ein und — macht den Jäger. Iſt's nicht genug, daß er es blos erlegen und nicht auch genieſſen dürfe? Behalten wir Fürſten nicht noch immer den wichtigſten Theil des Davidiſchen Menſchentextes für uns? Muß ſich der Bauer nicht blos an der buchſtäblichen Erklärung deſſelben begnügen? Ja, ſo iſt's, Rothe; wenn er auch die wilden Thiere

unter

unter ſeine Füſſe thun darf: ſo darf er ja weder ihre Haut in ſeinen Beutel, noch ihr Fleiſch in ſeinen Magen thun. Nun wahrhaftig, beſſer könnte denn doch jener Text für uns nicht erklärt werden! Der Meſſias ſchießt weder Wildpret, noch macht er ſich ihr Fleiſch oder Fell zu nutze; ſo mögen die Bauern allewohl ſchieſſen — iſt doch Fell und Fleiſch unſer! So ſind alſo die Meſſiasvorrechte unter uns Fürſten und Bauern ſehr zu unſern Gunſten vertheilt . . . Das ſage ich dir, Theodor, viel glückliche Hirſche und Eber wirſt du einſt, wenn du zur Regierung gelangſt, im Lande nicht finden; aber — Deſto mehr glückliche Bauern. Dieſer kannſt du nie genug haben; jener aber bedarfſt du nicht mehr, als zum Jagdvergnügen und zur Konſumtion. Und ſo viel ſind in meinen Wäldern noch da; mehr aber auch gewis nicht. Ich habe dieſe unnützen Getraidediebe, Feld- und Wieſenverheerer tapfer laſſen in die Flucht treiben. Das war ein Klagen und ein Seufzen, wie ich das Regiment bekam, das ſeines gleichen nicht hatte. Die Förſter beſtanden darauf, daß ſich die Bauern ungerechter Weiſe ſo beſchwerten und daß nur wenig Wild im Lande ſei. Da machte ich mich ſelbſt auf den Weg,

die Sache zu unterſuchen, und fand, daß die Bauern Recht hatten. Zu dreißig, zu ſechzig ſah ich die Hirſche des Abends aus den Waldungen hervortreten, und da erndten, wo der fleiſſige Landmann geſäet hatte. Da gab ich allgemeine Erlaubnis, daß jeder Bauer Wildprett, das er auf ſeinem Felde anträfe und das ihm Schaden thäte, ſchieſſen dürfte und einliefern ſollte. Von der Zeit an hörte dieſe Art von Bauernklagen auf. Vorher war das **Wild** geſchont worden; nun ſahen ſich die **Bauern** geſchont; das war menſchlicher. Ich legte darauf den groſſen Thiergarten an; dabei haben ſie mir geholfen und helfen noch, ſo oft ich ſie und ſo viel ich ihrer verlange; denn ſie betrachten ihn als recht ausdrücklich zu ihrem **Beſten** angelegt. In ſelbigem iſt immer Wild genug; alles übrige iſt vogelfrei. Hierbei ſoll es nun auch nach meinem Tode bleiben; das befehle ich dir recht ausdrücklich, Theodor."

Der natürlichgute Prinz konnte kaum begreifen, wie ſein Vater es für nöthig gefunden, über einen Gegenſtand, der ſich gleichſam ſelbſt beſtimme und entſcheide, mit ihm ſich ſo weitläuftig zu unterhalten. Er erwiederte auf der Stelle: „O beſter Vater, **Menſchen**intereſſe und **Hirſch**- und Schweinintereſſe — was für ein unausſprech-

ſprechlicher Abſtand zwiſchen beiden! Wenn beide zuſammentreffen, es mag ſeyn, wo es will: ſo müſſen die Thiere den Menſchen nachſtehen. Ich kenne zwar das Vergnügen der Jagd noch nicht, um über den Werth deſſelben zu urtheilen; aber das ſtelle ich mir doch gleich im voraus vor, daß das Herumirren in Feld und Wald dabei das Beſte ſei. Das Todtmachen der Thiere kann ja eben an ſich keine ſo angenehme Sache ſeyn. Es iſt zwar wahr, der Haſe muß erſt geſchoſſen werden, ehe ich ihn eſſen kann; aber ich eſſe ja auch Kalbesbraten und Gänſebraten; muß ich denn deswegen auch Kälber und Gänſe ſchlachten lernen?"

Von nun an ging Theodor zuweilen mit auf die Jagd, und Rothe begleitete ihn. Anfangs fehlte er alles, wornach er ſchoß, und lachte herzlich darüber. Habe ich doch darauf gehalten, ſprach er denn wohl; ſo muß ich mir vorſtellen, als hätte ich's getroffen und als läge es da. Der erſte Treffer, welcher ihm gelang, traf einen Haſen. Der Prinz ſchoß ihn blos lahm. Als er dies bemerkte und hernach ſah, wie ſelbiger noch eine Zeitlang bei den Hunden auf die Hetze und dann auf die Folter gerieth, ehe einer von ihnen ihn brachte, warf er die Flinte weg und wollte nicht wieder ſchieſſen. Einer von den Jä-

 gern

gern erblickte einen andern Haſen im Lager, gab ihm ſchnell ſein Gewehr und machte ihm wieder Muth. Der Prinz feuerte und erlegte das Thier auf der Stelle. Nach und nach lernte er ſchieſſen und — ſah es lieber, wenn er traf, als wenn er nicht traf; aber ein ſehr groſſes Vergnůgen ward ihm die Jagd nie, ſondern er fand ſeiner Meinung nach ſein Vorausurtheil durch die Erfahrung beſtåtigt, daß das Umherirren in Feld und Wald und der Genuß mancher ſchönen Ausſicht und manches ſchönen Schattenſitzes das Angenehmſte dabei ſei. Fürſt Adolf war überaus hiemit zufrieden und weiſſagte ſeinen Bauern nun noch um ſo gewiſſer glückliche Zukůnfte. „Ich habe es Ihnen vorhergeſagt, ſprach er zu Rothen, daß der Prinz nicht ſehr für die Jagd ſeyn werde. Es freut mich, wenn ſolche meiner Ahndungen eintreffen. Sein Gefühl iſt ſchon zu ausgebildet und zu verfeinert. Håtten wir ihn aber vor ſechs Jahren laſſen mit zu Buſche ziehen: ſo könnte es vielleicht anders abgelaufen ſeyn. Darum gibt es gewiſſe Vergnůgungen, welche ein Prinz nicht eher genieſſen muß, bis ſein moraliſches Gefühl und ſein Geſchmack gebildet und feſt ſind.“

Es ereignete ſich, daß in einem der nåchſten Fürſtenthůmer eine Parforcejagd gehalten ward.

Adolf

Adolf und Theodor wurden dazu eingeladen. Rothe glaubte nichts weniger, als daß der Fürſt die Einladung annehmen werde. „Ja, verſetzte dieſer aber, wir wollen hin; alle drei wollen wir hin. Theodor ſoll alles ſehen. Zuvor aber will ich mit Ihm davon in ihrer Gegenwart ſprechen und ihn ſo ſtimmen, daß der Anblick der Parforcejagd ſelbſt hernach meinem Geſpräch den ſtärkſten Nachdruck geben ſolle.“

Adolf. (zu Theodorn.) Mein Sohn, Herr Nachbar Erich hat uns zur Parforcejagd auf übermorgen eingeladen. Da ſollſt du ſehen, wie einige Hirſche, die man ſchon weiß, wo ſie ſtehen, und die man mit dem erſten Büchſenſchuß erlegen könnte, erſt halbe Tage lang durch Felder, Büſche, Sümpfe und Flüſſe herumgejagt, gotteserbärmlich gequält und bei lebendigem Leibe gekocht werden, um während ihrer Quaal eine Augenweide für Menſchen, für Fürſten und Unterthanen, und nach ihrer Quaal ein öffentlicher Schmaus für Hunde zu ſeyn.

Theodor. (unwillig.) O allerliebſter Vater, das mag ich nicht ſehen. Ich habe ohne, daß ich's verſtand, einmal einem Haſen ſo auf eine halbe Viertelſtunde Quaal gemacht — es geht mir noch durch die Seele, wenn ich daran denke,

wie das ansſah. Und das ſollte ich an einem noch gröſſern Thiere einen halben Tag lang ſehen? o pfui — nein, ich kann's, ich mag's nicht ſehen.

Adolf. Ja mein Sohn, du mußt es ſehen, um dir einen deutlichen Begrif davon machen zu lernen. Gewis wirſt du kein Vergnügen daran finden, das traue ich dir zu: aber der Anblick ſelbſt wird noch weit ſtärkere Eindrücke auf dich machen, als alles, was ich dir jezt darüber und dawider ſagen will. Und hierum iſt es mir eben zu thun. (hier beſchrieb der Fürſt Theodorn die ganze Parforceſeligkeit von Anfang bis zu Ende und fuhr alsdann fort.) Nun frage dich einmal, wie es möglich iſt, daß ein Fürſt hieran Vergnügen finden könne; ein Menſch, der viel tauſend andere Menſchen an Herzensgüte, an liebevollen und wohlthätigen Geſinnungen, an Barmherzigkeit und Grosmuth übertreffen ſoll... Theodor, ſieh, wir Menſchen tödten die Thiere; wir erwürgen, erſchlagen, erſtechen, erſchieſſen ſie. Unſer ganzes Argument, das wir dazu aufführen können, iſt — das Recht des Stärkern. Aus dieſem Grunde halten wir uns für berechtigt, ſie auf die Seite zu räu=men, um uns entweder vor ihnen, wenn ſie uns ſchädlich ſind, in Sicherheit zu ſetzen, oder um

uns mit ihrem Fleiſch zu ſättigen und mit ihrem Fell zu kleiden! Müſſen wir nicht hieran genug haben? Müſſen wir nicht damit zufrieden ſeyn, daß ſie nicht uns erwürgen, erſchlagen, erſtechen und erſchieſſen, ſondern wir ſie? — Sie ſcheinen alſo da zu ſeyn, um im Nothfall für uns zu ſterben; aber wie in aller Welt wollen wir den Beweis darüber führen, daß es uns auch erlaubt ſei, ſie vorher noch zu quälen, ehe ſie für uns ſterben, und ſie ſolchergeſtalt zehnfach oder gar hundertfach zu tödten? Das erſte, was der Habicht thut, iſt, daß er die Taube, welcher er bedarf, erdrükt, ſobald er ſie in ſeiner Gewalt hat. Das erſte, was der Wolf thut, iſt, daß er das Lamm, welches ſeinen Hunger ſtillen ſoll, erwürgt. So handeln unvernünftige Thiere, wenn ſie jagen, und — Menſchen können ein Thier, das für ſie ſterben ſoll, erſt Stunden und Tage lang quälen, ehe ſie ihm den Gnadenſtich oder Gnadenſchlag geben? Menſchen können dies zum Zeitvertreib thun? Darum etwa, weil ſie nicht ſo, wie den Wolf, der Heishunger plagt, um ihren Raub gleich zu verzehren? Oder darum, weil ſie auf ihrer Jagd ſicherer ſind, als er? Oder darum, weil ihnen Gott Vernunft gegeben hat,

durch die ſie nun den geringſten Thieren tauſenderlei Quaalen erſinnen konnen? Oder gar darum, weil ihnen der Anblick des ångſtlichen Beſtrebens eines Thieres nach Rettung, ſeine kůnſtliche Flucht, ſein allmåhliches Ermatten und all ſein ůbriger Jammer ein ſinnlichſchönes Vergnůgen gewåhrt? O das iſt unter der Menſchheit, ja ſogar unter der Wolfheit und Habichtheit — ſich an Quaal, und wenn es auch nur ein Thier betrift, ergötzen zu können! Mein Theodor, erbebe in deinem ganzen Leben vor jedem Menſchen, den du ſo thun ſiehſt. Solch einen Menſchen mögte ich nicht einmal zum Nachbar haben, geſchweige zum Freund. Sein Karakter muß ſchlechterdings rauh, hart und wild ſeyn; was håtte ich alſo alles von ihm zu fůrchten, wenn ich ihm zunåchſt wohnte oder gar in ſeinen Armen låge? Wåre er vollends mein Vorgeſetzter — o hilf Himmel! Dann könnte ich mich auch nicht gegen ihn wehren, wie das Thier, das er zu ſeinem Vergnůgen quålt; dann můßte ich auch ſo mit der Flucht mich vor ihm zu retten ſuchen, wie dies; dann ſetzte er mir auch ſo ſchadenfroh nach, wie dieſem. Der Uebergang von Thierquålerei zu Menſchenquålerei iſt natůrlich. Jede Leidenſchaft ſucht immer weiter vorzuſchreiten. Am allerleichteſten

aber

aber iſt dieſer ſchreckliche Uebergang bei Vorge⸗ſetzten, bei Leuten von Anſehen und Macht. Dieſe finden, wenn ſie erſt auf Menſchen⸗quälerei ausgehen, ihre Gegenſtände gleich vor ſich an ihren armen Untergebenen. Nun denke dir einen Fürſten, einen Menſchen, der ein ganzes Volk als ſeine Untergebenen be⸗trachtet, wie furchtbar muß er ſeyn, wenn er als Thierquäler ſeinen Unterthanen bekannt iſt! Sieh, Theodor, darum rüſten ſich gleich alle meine Haare auf dem Kopf und ſtehen zu Berg, ſobald ich von einem Fürſten höre, daß er ein Freund der Parforcejagd iſt. Dieſe iſt ja nicht einmal ein menſchliches Vergnügen; ſo darf ſie noch weit weniger ein fürſtliches ſeyn. Freilich iſt's nur ein Hirſch, der gequält wird, und zwiſchen einem Fürſten und einem Hirſch iſt ein groſſer Abſtand; aber — wohlgemerkt, der Hirſch iſt ſich eben das in ſeiner Haut, was ſich Sr. Durchlaucht in der ihrigen ſind. Ein einziger Blick, den ein Fürſt auf der Parforcejagd gen Himmel thäte, müßte ihn den Abſcheu fühlen laſſen, welchen Gott, der Herr Herr Zebaoth, an ſeiner unnatürlichen Beluſtigung hätte. Wehe dem Lande, deſſen Regent ein paſſionirter Jä⸗ger iſt; aber dreimal⸗ und tauſendmal mehr

 wehe

wehe dem Lande, deſſen Fürſt gar ein paſſionirter Parforcejäger iſt! Die erſten Eigenſchaften eines Fürſten, Milde, Sanftmuth, Erbarmen ſucht es gewiß an ihm vergeblich. Aufbrauſen, Jachzorn, Nachſetzen, Blutgier verweben ſich zu feſt in ſeinen Karakter, als daß er hernach bei dem Gegenſtande derſelben allemal erſt fragen ſollte, ob es ein Hirſch oder — ein Menſch ſei. Iſt die Jagd vollends fehlgeſchlagen: ſo nahe ſich ihm ſelbigen Tages ja kein Unterthan mit unangenehmen Vortrag. Der Fürſt hat das Geweih noch vor Augen, das ihm entwiſcht iſt, und ſezt es in Gedanken dem Unterthan auf den Kopf . . . Wie es den Supplikanten bei ſolchen Fürſten gehe, ſtelle ich mir ſo vor. Wer um Brod bittet, bekommt einen Stein, und wer um einen Fiſch bittet, eine Schlange. Wenn es ſo den Supplikanten gehet, wie mag es vollends den Delinquenten gehen? So ein Fürſt unterſchreibt ein Todesurtheil mit kaltem Blut. (ſich an Rothen wendend.) Rothe, ich habe eine eigene Bemerkung gemacht — die Fürſten, welche paſſionirte Parforcejäger ſind, laſſen auch von unten auf rädern und mit Zangen zwicken. Das hat ſo eine Aehnlichkeit mit der Hetze eines Thiers,

ehe

ehe es erlegt wird. Hätten ſie menſchliches Gefühl: ſo könnten ſie dies unmöglich thun; allein jenes haben ſie eben auf der Parforcejagd verlohren. (zu Theodorn wieder.) Ich ſtelle mir immer die Bauern eines ſolchen Fürſten vor, wie ſie, wenn ſie ihn von fern Parforcejagen hören, zu einander unter Händeringen ſprechen — das walte Gott! ach das walte Gott! das wird uns wieder gut gehen . . . Theodor, bei deiner und bei meiner Todesſtunde, wenn du jemals im Stande wäreſt — — —

Theodor. (der ihn im gröſten Affekt unterbricht.) Allerliebſter, allerbeſter Vater, ich bitte Sie — mein ganzes Herz empört ſich dagegen. Sie machen mich ja recht niedergeſchlagen, wenn Sie denken, daß ich nicht einmal ſo gut, als ein Habicht und als ein Wolf handeln könnte.

Adolf. Und dann — du ſollſt nur einmal das unſinnige Reuten ſehen, das auf ſo einer Jagd getrieben wird. Das läßt nicht anders, als wenn ſie alle mit Gewalt die Hälſe brechen wollten. Es kommt dies auch wohl davon her. Und da iſt's denn ſchön, wenn ein Fürſt ſeine eigenen Leute ſo aufopfert, oder auch nur Gelegenheit dazu gibt, daß Zuſchauer verunglücken. Sieht man ihn denn vollends ſelbſt ſo auf Leben

und

und Tod jagen: ſo iſt's nicht anders, als wenn ſein Leben auch in unſern Augen den Werth verlöhre, welchen es in den ſeinigen verlohren zu haben ſcheint. O über die Fürſten, wie ſie ſich entehren und herabſetzen, wenn ſie gar Parforcejäger von Profeſſion werden! Das iſt eine ſchreckliche Vereinigung von Beſtimmungen, der erſte Menſch und der erſte Parforcejäger im Lande zugleich zu ſeyn. — Wenn wir nun übermorgen zum Nachbar Erich kommen, ſollſt du einmal alle die unnöthigen Leute bei einander ſehen, welche er der Parforcejagd wegen halten muß. Wenn er das Geld, welches dieſe koſten, nähme und damit ſeine nützlichen und unentbehrlichen Diener beſſer ſetzte, als ſie jetzt des unnützen Aufwands wegen ſtehen: ſo handelte er klüger und beſſer. Jene Leute haben einen recht eigenen Ton und eine gar ſonderbare Terminologie. Was Hundeſubordination heißt, wirſt du da recht kennen lernen. Der Anblick dieſer unnöthigen Hundeheerden wird dich noch mehr frapiren. Du kannſt glauben, daß in ihnen ein gros Kapital ſtecke. Und das ſchändlichſte iſt — ſie werden bewirthet, wie Menſchen. Schäme dich in Nachbar Erichs Seele, wenn du erſt auf der Jagd einige Hunderte wohlgemäſteter Hunde und

hernach in ſeiner Reſidenz ebenſoviel Bettler ſehen wirſt, die den Fremden faſt das Kleid vom Leibe ziehen.

Theodor. (recht aufgebracht.) Beſter Vater, laſſen Sie mich zu Hauſe.

Adolf. Nein, mein Sohn, wir reiſen hin. Es ſteht bei dir, wie lange du da bleiben willſt. Aber gieb du einſt als Fürſt das Brod, die Brühen und all das Eingeweide und Fleiſch, welches Nachbar Erich ſeinen Hunden gibt, deinen Armen!!!

Der Fürſt ward darauf von einer heftigen Kolik überfallen; weshalb er von der Parforcejagd zurückbleiben mußte. Theodor glaubte, daß dieſer unangenehme Vorfall auch ihn aus der Sache ziehen werde; er mußte aber auf ſeines Vaters Befehl mit Rothen die Reiſe dennoch machen. Herr Nachbar Erich empfing ihn ſehr ritterlichwacker und verſprach ihm heute ein Vergnügen, dergleichen er in ſeinem Leben noch nicht gehabt haben würde. „Ihre Pferde, ſetzte er hinzu, taugen dazu nicht, denn es wird haarſcharf geritten, und ließ ſeine Parforcepferde vorführen. Rothe erwiederte, daß ſein Herr ausdrücklich befohlen, daß der Prinz die

Jagd

Jagd nicht zu Pferde, ſondern zu Wagen mit⸗machen ſolle. Hierüber entſtand ein langer Wortwechſel und Erich wiederholte wohl zehn⸗mal, daß die Hauptſache dies ſei, daß man dem Hirſch ſtets folgen müſſe; daß man dies zu Wa⸗gen nicht könne; daß ſeine Reutpferde über Hecken, Zäune und Graben wegſezten; daß ſie ſchwimmen könnten, u. ſ. w. Als aber Rothe ſchlechterdings ſich erklärte, daß er von der Or⸗dre nicht abgehen dürfe, ließ Fürſt Erich un⸗muthvoll eine Jagdchaiſe vorfahren, in welche er ſich mit ihnen einſezte. Theodor erſchrak über die Menge Hunde, welche er vorfand. Erich unterhielt ihn lange mit ihren Nahmen, Geburtsörtern und Heldenthaten und wies ihm beſonders einige, die er, wie er ſich ausdrükte, über alles hochſchätze. „Sie ſind alle abge⸗mahlt, ſezte er hinzu, und Sie ſollen ſie heute, wenn wir auf's Jagdſchloß kommen, in meinem Speiſeſaal finden. Da will ich Ihnen auch noch einige unſchätzbare Thiere zeigen, die in ihrem Beruf ſtarben; worunter vorzüglich **Lö⸗wenmuth** und **Nimmerraſt** waren, denen ich öffentliche **Monumente** auf der Stelle, wo ſie ihren **Geiſt** aufgaben, ſetzen laſſen und an die ich nicht ohne **Wehmuth** denken kann." Theodor horchte bei den Worten abgemahlt —

öffentliche Monumente — und nicht ohne Wehmuth denken ſehr auf, blikte Fürſt Erich an und bemerkte, daß ihm die Thränen übers Geſicht floſſen. Er lenkte das Geſpräch auf zwei vortrefliche verſtorbene Räthe Erichs, den geheimen Rath Buſch und den Präſident Auer, die er einſt an ſeines Vaters Tafel kennen gelernt hatte. Erich ſprach ganz gleichgültig über ſie, nannte ihm ihre Nachfolger und — fand den Tranſitus von den Herren von Buſch und von Auer auf Löwenmuth und Nimmerraſt in dem Mediusterminus treue Diener ſehr natürlich wieder. Theodor erſchrak über den Ton, auf welchem Fürſt Erichs Seele ſtand; noch mehr aber erſchrak er über den Ton, in welchem die Damen dieſes Landes ſtehen mußten, deren eine unzählige Menge der Parforcejagd beiwohnten und unter welchen ſogar die Hofdamen, die Prinzeßinnen und die Fürſtin ſelbſt befindlich waren. Sobald der Hirſch angekommen war, nahm das allgewaltige Reuten ſeinen Anfang. Theodor erinnerte ſich ſchaudernd an ſeinen ehemaligen Sturz und eiferte dawider gegen Erich, der herzlich dazu lachte und ſagte, daß es ſchon noch beſſer werden werde. Bald ſtürzte hier, bald da einer von den Zuſchauern; worüber der Prinz allemal zuſammen-

fuhr;

fuhr; doch gingen die Stürze noch glücklich ab. Bald waren ſie auf Plainen, bald im Walde. So oft der Wagen einen Umweg nehmen mußte, brummte der alte Herr Erich nicht wenig. Sein ganzes Geſicht ward nur eine Jammerfalte, wenn ſich die Mette aus ſeinen Augen und Ohren verlohr. So, wie er ſie aber von fern wieder hörte, glühte er vor Freude und rief aus — ah, welch ein Ohrenſchmaus, welch eine himmliſche Muſik! Und ſo oft er den Hirſch auf der ängſtlichen Flucht wieder erblickte, ſchriee er und ſchlug ſich vor die Bruſt dazu — o welch ein fürſtliches Vergnügen! Theodorn ward dabei bald gelb, bald blau vor den Augen, und er wünſchte ſich tauſendmal in ſeinen ſchönen Garten zurück, um friedlich daſelbſt zu wandern und ſich fürſtlicher und menſchlicher zu vergnügen. Plötzlich rief der Fürſt darauf im Walde — halt! Theodor war voll Erwartung, was hier werden ſollte. „Sehen Sie nichts, Prinz? ſprach er. Ach, da ruht mein braver Löwenmuth!“ Darauf ſtieg er aus und ging an eine Steinſäule hin, auf welcher Löwenmuth in Stein ausgehauen lag. Theodor mußte ihn begleiten, und ſah ihn, wie er Löwenmuth gar herzlich klopfte und wie ihm dabei die Thränen über das Geſicht rollten. „So oft ich hieher komme,

ſprach

ſprach er weiter, wird mir ganz warm um's Herz — das weiß Gott. Tauſend Thaler gäbe ich darum, wenn ich ihn wieder hätte. Ja, das war ein Thier! Aber, wie man ſagt, — das Unglück kommt immer zum erſten an das Beſte.“ Theodor wußte kaum, wie er ſich benehmen ſollte. Endlich drang er die Worte hervor — es iſt ja doch nur ein Hund . . . Der alte Erich machte ihm hierauf ein finſteres Geſicht und die Fahrt ging weiter vorwärts. Als man einige Stunden ſo umhergetobt hatte, ſtürzte ein Piqueur und brach den Arm. „Schurke — ſchriee Erich, als er dies ſah, nimm dich ein andermal in Acht.“ Bald darauf kam ein Page herbeigeſprengt und verkündigte, daß ein anderer Piqueur den Hals gebrochen hätte. „Schurken, Schurken, verſetzte Erich, rechte Schurken — nun, nun, er iſt ſelig geſtorben, denn er iſt in ſeinem Beruf geſtorben. Bringt ihn nach Hauſe und begrabt ihn.“ Nach vier Stunden ward wie Halte gemacht. Man ſah den gejagten Hirſch in einer mäſſigen Entfernung, wie er da ſtand und das Erbarmen der ganzen Natur erweckte. Theodor ſprach — nun könnte man ihn ja recht gut ſchieſſen . . . „Geſchoſſen wird er gar nicht, erwiederte Erich, und überhaupt iſt's noch zu früh. Er muß ſich jetzt nur etwas erho-

len. Dann geht die Jagd von neuem an, bis er ganz ermattet zu Boden ſtürzt.“ Theodor zitterte. Zu ſeinem Glück wendete ſich der Hirſch nun nach einem Dickigt. Erich, für Begierde zu folgen brennend, ſtieg aus dem Wagen und ſetzte ſich zu Pferde. Der Prinz ſah ſeinen Reutknecht mit den Pferden kommen und beſtand darauf, daß er nach Hauſe wollte. Rothe ſuchte ihn dadurch zurückzuhalten, daß er ihm vorſtellte, daß Fürſt Erich dies ſehr übel nehmen werde und daß er doch dies einzigemal nur aushalten mögte. Wenn Sie nicht mitreuten, ſo reute ich allein, erwiederte der Prinz unmuthsvoll, ſtieg aus dem Wagen, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt queerfeldein. Rothe eilte ihm nach, und man kam erſt nach einem dreiſtündigen Ritt auf die Grenze. Hier ward auf einem Vorwerk ſehr frugal zu Mittag gegeſſen; wobei der Prinz wie in ſich gekehrt zu ſeyn ſchien und ſein Stillſchweigen nur ſelten durch die Klage unterbrach, daß ihm das Getobe und Gelärme noch immer vor Ohren, und die Hunde, die Piqueurs, der Hirſch und Fürſt Erich noch immer vor Augen wären. Hernach ging der Ritt über Theodorsdorf nach dem Landhauſe.

Theodor. (in den labirinthiſchen Krümmungen eines Cedernwäldchens mit Rothen wandernd.)

O wie iſt mir's hier in meinem Garten ſo tauſendmal beſſer als dort auf der Hirſchhetze! Sagen Sie mir nur, Hofrath, giebt's viel ſolcher Fürſten, wie Fürſt Erich?

Rothe. Nein, Prinz.

Theodor. Nun, ſonſt wäre es auch fürchterlich. Das iſt ja kein Fürſt — ein Thierquäler iſt es. Mein Vater hat wohl recht, wenn er von den häßlichen Einflüſſen ſo viel ſpricht, welche die Parforcejagd auf den Karakter eines Fürſten hat. Haben Sie wohl gehört, wie dem alten Erich ſeine Hunde das Liebſte waren; wie er von ſeinen rechtſchaffenſten Räthen ſo gleichgültig ſprach, und wie er noch darauf ſchimpfte, daß ein Piqueur den Hals geſtürzt habe? — Aber wie iſt es möglich, daß ein Fürſt an einem ſo unmenſchlichen, unnatürlichen Schauſpiel ſo viel Vergnügen finden könne?

Rothe. Beſter Prinz, den Fürſten zu R. iſt es ſeit Jahrhunderten wie angebohren und angeerbt, daß ſie ſich nirgends glückſeliger fühlen, als auf der Parforcejagd. Es iſt dies aber auch gar kein Wunder. Junggewohnt — altgethan. Erich z. E. iſt als ein Prinz von ſechs Jahren ſchon wacker mit zur Parforcejagd gefahren und dadurch gegen alle ſanftere und ed-

lere Freuden fühllos geworden. So ward er erzogen; ſo ward ſein Vater erzogen; ſo erzieht er ſeine Kinder wieder. Daher findet man in der Geſchichte ſeines Landes wenigſtens zehen Fürſten auf einander, von denen weiter nichts zu ſagen geweſen iſt, als daß ſie in Kriegszeiten unnöthiger Weiſe mit zu Felde gezogen und in Friedenszeiten Hirſche und Bauern tapfer gequält haben. Das iſt nun einmal da ſo eingeriſſen, daß ſchwerlich bei Menſchengedenken an eine Veränderung des fürſtlichen Geſchmacks zu denken ſeyn mögte.

Theodor. Die arme Nation!

Rothe. Ja wohl, die arme Nation! Erſtlich iſt es ſchrecklich, was für ein Ton am ganzen Hofe, in der Reſidenz und überhaupt faſt im geſamten Lande herrſcht. Wildheit, Rohheit, Ungeſchliffenheit und Unbändigkeit ſind daſelbſt nicht nur Volkskarakter, ſondern man ſucht auch recht ſeine Ehre darin. Nun können Sie leicht erachten, wie es in einer ſolchen Nation um die Tugend ſtehe. Der gemeine Mann flucht, ſchwört, ſäuft, rauft ſich und lebt thieriſch; der Vornehmere ſpielt, ſaufet, ſcherzet grob, reutet mit auf Parforcejagd und ſpottet über Anſtand, Sitte, Seelenſtille, Naturfreuden und Theilnehmung. Ferner ſieht es um öffentliche Anſtalten daſelbſt

ſehr kläglich aus. Stutereien findet man zwar daſelbſt in Menge, und Hengſte faſt aus allen Weltgegenden, deren mancher an tauſend Thaler koſtet; Fabriken und Manufakturen aber ſucht man vergeblich. Die Hundezucht iſt da vielleicht weiter getrieben, als irgendwo; aber auf die Erziehung der Menſchen zu nützlichen Bürgern wird gar nicht gedacht. Ein Piqueur ſteht ſich beſſer, wie ein Rath. Die alten unbrauchbaren Hunde werden in einem beſondern groſſen Hauſe todtgefüttert: die alten armen Taglöhner aber und Hirten verhungern, ſobald ſie nicht mehr betteln können, in ihren Hütten. Die Juſtiz wird, wie die Parforcejagd, betrieben. Wer nicht gleich das Verbrechen bekennen will, kommt auf die Tortur, und wer heute geſtohlen hat, hängt übermorgen ſchon am Galgen. Bei Proceſſen wird ohne Unterſuchung durchgefahren. Bürger und Bauern laſſen es daher auch nicht leicht zu ſelbigen kommen, ſondern üben das Fauſtrecht. Fürſt Erich geht ihnen mit gutem Beiſpiel darin vor, und es vergeht kein Tag, an dem er nicht mit eigner hoher Hand blaue Rücken macht.

Theodor. O hören Sie auf — ich mag von dem Hirſchquäler gar nichts weiter hören. (Jetzt traten ſie wieder in's Freie hervor.) Ach —

 da

da geht ja mein Vater . . . Wie ſo hold, wie ſo himmliſchmild und gut ſieht der gegen Erich aus!

Mit dieſen Worten eilte der Prinz auf ſeinen Vater zu, der ſich jetzt nach überſtandenen Schmerzen in der Sonnenwärme des ſchönen Herbſttags erquickte und ſehr in Verwunderung gerieth, als er ihn hier erblickte. Theodor klagte ſeinem Vater aus der Fülle ſeines Herzens und mit aufgehabenen Händen alle die Noth, welche er heute ausgeſtanden, und betheuerte, daß es ihm, Fürſt Erich möge noch ſo böſe darüber werden, nicht möglich geweſen ſei, der unmenſchlichen Beluſtigung weiter beizuwohnen. „Was iſt das für ein Fürſt, ſetzte er hinzu, und wie können ſich Fürſten an ſolchen Unbarmherzigkeiten ergötzen! Nie, beſter Vater, mag ich dergleichen unwürdigen Schauſpielen wieder beiwohnen. Gewis handeln die Wilden in Kanada, die Eſkimos und die Kamtſchadalen nicht ſo, wie die feinen Europäer und Deutſchen da in R . .“

Fürſt Adolf freuete ſich unausſprechlich, daß er ſeinen Endzweck ſo ganz erreicht hatte und ſprach hernach zu Rothen: „Das hat Theodor brav gemacht! Nun — das iſt doch ganz mein Sohn. Der alte Erich, denke ich, ſoll uns nun wohl nicht wieder zur Parforcejagd einladen.“

Theo-

Theodor konnte des fürſtlichen Hirſchquälers gar nicht wieder vergeſſen und ſprach mit ſeinem Vater auf dem ganzen Rückweg nach Hauſe noch von ihm. Einige Tage darauf kam Erichs Leibpage an und erkundigte ſich nach dem Befinden des Prinzen, deſſen unerwartete Entfernung man ihm durch plötzlich demſelben zugeſtoſſene Krankheit zu erklären geſucht hatte. Bald darauf erſchien Fürſt Erich ſelbſt und legte an Adolfs Hofe einen Gegenbeſuch ab. Ulrike, welche ihn darauf kannte, wie er ſich zu produciren pflege, machte, ſobald er ankam, die Kranke; während daß Adolf ſeinen Gaſt auf alle Weiſe zu vergnügen ſuchte, der aber den hieſigen Hof ſowohl, als alle Anſtalten, die er hörte und ſah, gar nicht nach ſeinem Geſchmack fand. Der Hauptfehler, welchen er durchgängig in Adolfs Einrichtungen entdeckte, war der — daß man in dieſem **Lande** zu viel auf die **Menſchen** halte und anwende. Den **Hundeſtall**, das wichtigſte Inſtitut eines Staats, traf er ganz im Verfall an und fällte das Urtheil darüber, daß ihn jeder Edelmann beſſer habe. Die Pferdeſtälle, als die zweite weſentliche Anſtalt eines Fürſten, fand er zwar mehr in Ordnung, aber doch nicht fürſtlich genug. Auf der Stuterei ſtand ihm kein einziger Hengſt an; und als ihm

 Adolf

Adolf zu erkennen gab, daß er ſeine Wechſel nöthiger anzuwenden habe, als ſie jährlich nach England zu ſchicken, erkundigte er ſich nach dem Gehalt ſeiner Geheimenräthe und verſetzte: „Geben Jhro Liebden dieſen von nun an ſtatt tauſend Dukaten tauſend Thaler jährlich, und laſſen ſich für den Ueberſchuß jahraus jahrein einige kapitale Beſcheeler von den Britten zukommen. So mache ich's.“ Der Thiergarten war der einzige Ort, wo Erich ſich wohlbefand; als er aber den Endzweck deſſelben vernahm, misbilligte er es ſehr, daß Adolf gegen ſeine Bauern ſo nachſichtig ſei. „Das ſtände mir an, ſprach er, daß ich mir durch die Bauern Geſetze vorſchreiben lieſſe, wie ich es mit meinem Wild halten ſollte. Das gehört nun zu den natürlichen Auflagen des Bauern, daß er ſeines Fürſten Hirſche mitfüttern muß. Wäre dies nicht: ſo müßte er vielleicht mehr reines Getraide an Pächten jährlich erſchütten; damit muß er ſich tröſten. Jſt ja in meinem Lande zuweilen der Fall, daß das Wild ſehr viel verwüſtet hat: ſo taxiren meine Förſter den Schaden, die gehörig deshalb von mir inſtruirt ſind. Die Kleinigkeit, welche meine Kammer den Bauern alsdann ja vergüten müßte, zieht ſie ihnen von den alten Pachtreſten ab, ohne die

bei

bei mir kein Landmann iſt. Ob ich dieſe auf ſolche Art ſtreiche, oder ob ich ſie ihnen am Ende doch erlaſſen müßte, weil ſie ſie nicht erſchütten können, macht weiter keinen Unterſchied für mich. Der Bauer glaubt dann aber doch, daß er Erſatz bekommen habe.“ Fürſt Adolf fand dieſe Fürſten- und Kammerpolitik äuſſerſt-elend und erſchrack über den Zuſtand, in welchem Erichs Bauern ſeyn müßten. Er demonſtrirte ſeinem Gaſt, daß die alten Pachtreſte des Landmanns bei ihm unſtreitig die Folgen von den Feldverheerungen wären, welche das Wild daſelbſt jahraus jahrein anrichte, und widerlegte ſeinen ſeltſamen Gedanken von der natürlichen Schuldigkeit der Bauern, des Fürſten Hirſche zu füttern, mit den vorhinangeführten Worten des David, die er ihm ſehr deutlich interpretirte. Fürſt Erich hörte dieſe Worte jetzt in ſeinem Leben zum erſtenmal und fuhr verdrüslich darüber auf: „Was? das hätte David geſagt, und das hätte er auch ſo gemeint? David, der doch ſelbſt ein Fürſt war? Der hätte nicht beſſer auf ſeine Wildbahn gehalten? Ihro Liebden können gewis glauben, daß er unter dem Menſchen und Menſchenkinde, dem Gott auch das Wild unter ſeine Füſſe gethan haben ſoll, keine andere Chriſtenſeele verſtanden

habe, als — ſich ſelbſt.“ Adolf mußte hier herzlich über die Kombination der beiden Ideen — David und Chriſtenſeele lachen und gab ſeinem Gaſt im Thiergarten, wo er ſich ſo wohl befand, ein reichliches Mittagsmahl. Erich zeigte ſich bei ſelbigem noch von einer audern nicht m nder rühmlichen Seite, oder mit andern Worten, er fuhr hernach wackerberauſcht nach ſeiner Heimat zurück.

Adolf. (als der unangenehmſte Gaſt abgereiſet war, zu Theodorn.) Das that er ſonſt nicht, mein Sohn, was du zuletzt an ihm geſehen haſt; daß muß er ſich ſeit kurzem erſt angewöhnt haben. Ach Theodor, iſt irgend eine Tugend, die ein Fürſt vor allen Menſchen auszuüben hat, ſo iſt's — die Nüchternheit. Trinke du immer Wein, ſo lange du lebeſt; du biſt dabei erzogen, und in der Maſſe und auf die Art, wie du ihn jetzt genieſſeſt, da du nichts als Waſſer auſſer ihm trinkſt, iſt er gewis ein heilſames Getränk für dich. Trinke den edelſten, den beſten, den älteſten, welchen unſere eigenen Berge in dieſem Jahrhundert uns geliefert haben; du haſt ihn und kannſt ihn immer haben. Aber lieber Sohn —

Theodor. (traurig.) O mein edelſter Vater, hiervon ſagen Sie mir doch weiter nichts — ich

ich ſage mir das übrige gewis alles ſelbſt. Es iſt gar nicht möglich, daß —

Adolf. Theodor ja, für jetzt glaube ich's dir, daß es nicht möglich ſei; aber ſieh, du ſollſt nun bald von mir gehen; zuerſt auf einige Akademien und hernach auf Reiſen an auswärtige Höfe. Glaube mir, ich kenne die Welt und weiß, wie oft ſchon die wackerſten Jünglinge, wenn ſie aus der Einſamkeit ihres elterlichen Hauſes mitten in ſie hervorgingen, durch böſe Beiſpiele in ihr verderbt worden ſind. Höre du alſo immer deinen **Vater** über alles zu dir ſprechen und drücke jedes ſeiner Worte tief in dein Herz ein. **Kein Menſch**, er ſei auch, wer er ſei, ſoll Vergnügen daran finden oder ſich gar daran gewöhnen, ſich in ſtarken und hitzigen Getränken zu berauſchen; weil während des Rauſches die Herrſchaft über uns ſelbſt verlohren geht und die Vernunft taumelt; und weil Gewohnheit ſich zu berauſchen nach und nach ſogar die Vernunft ganz verrückt und alle Seelenkräfte des Menſchen abſtumpft. Die wahre, eigentliche Menſchheit geht alſo durch dieſes Laſter verlohren. Und ſo iſt es ja doch ſchrecklich, wenn irgend ein Menſch etwas, das ihm die Natur zu ſeiner Stärkung und Erquickung gab, recht zu ſeiner Entkräftung und Zerſtörung anwen=

wendet. Am wenigſten aber ſoll ein Fürſt ein Trinker ſeyn. Theodor, ich könnte dir abſcheuliche Beiſpiele hiervon aus der Geſchichte naher und ferner Länder erzählen. Es hat Regenten gegeben, die niemals recht nüchtern wurden, — höre einmal, wie das klingt — Regenten die niemals recht nüchtern wurden. Regenten, die man wohl vorſätzlich in einem immerwährenden Taumel erhielt, damit ſie ſich um nichts bekümmerten, zu allem Ja ſagten und alles unterſchrieben; Regenten, die ihren Nahmen unter Todesurtheile kritzelten und dabei in dem Wahn ſtanden, daß es Begnadigungsdekrete wären . . . Wie kann ein Volk gegen ſeinen Fürſten wieder Ehrfurcht hegen, wenn es ihn jemals trunken geſehen hat? Freilich, die äuſſerlichen Zeichen des Reſpekts darf es ihm nicht verſagen; aber iſt es denn an dieſen genug? Muß er es dem Unterthanen nicht gleich anſehen können, wie es mit ſeinem Reſpekt gegen ihn gemeint ſei, und müſſen ſich ſeine Wangen nicht röthen, wenn er in den Augen des Bürgers, der von weitem ſchon ſein Haupt vor ihm entblößte und ſtillſtand, je näher er ihm kommt, deſto deutlicher die Frage lieſet — biſt du heute auch nüchtern? Und wenn der Unterthan auch nie ein Zeuge von den Berauſchungen ſeines

Für-

Fürſten würde, ſondern wenn man ſich im Lande es nur leiſe in's Ohr flüſterte, daß der Fürſt ſelbige im Stilleu triebe: wie müßte ihm zu Muthe werden, ſo oft ihm, wenn er ſeinen Herrn und Vater ſprechen will, zur Antwort würde, daß dieſer jetzt nicht zugänglich ſei? Würde er nicht die nächſte Urſache zu der jedesmaligen Unzugänglichkeit deſſelben in einem vorhergegangenen Rauſche ſuchen? Und müßte ihn nun nicht die Vorſtellung faſt zu Boden werfen, daß nicht Geſchäftedrang, ſondern Wein es ſei, der den Vater auſſer Stand ſetze, das Kind zu hören? Dies iſt eine wichtige Urſache, lieber Theodor, warum ein Fürſt kein Trinker ſeyn ſoll, weil er ſich dadurch von ſeinen Unterthanen entfernt. Nun nimm an, daß nur zwei Fälle möglich ſind — daß er ſich entweder mit Staats- Regiments- und Volksſachen befaſſe, oder nicht. Man weiß in der That nicht, welches von beiden man wünſchen ſolle. Befaßt er ſich nicht damit: ſo richtet er zwar keine Unordnung an, oder mit andern Worten, er thut kein Böſes, weil er gar nichts thut — ſo ungefähr, wie die Todten —; aber wozu iſt er denn nun weiter da, wenn er nicht regieren, ſondern trinken will? So können ſeine Räthe, Beamten und Diener nicht nur thun, wie ſie wollen, ſondern — ſie

haben

haben auch gar keine Verantwortung darüber zu befürchten. Dies iſt, dünkt mich, der ſchrecklichſte Fall für ein Land. Nirgends ſind treuloſe Miniſter, Räthe und Diener ſicherer, als unter einem dem Trunk ergebenen Fürſten. Wenn ein Fürſt Jahre lang reiſet und aus ſeinem Lande abweſend iſt: ſo müſſen ſeine Diener doch immer daran denken, daß er einmal wieder zurückkomme und Rechenſchaft von ihnen darüber fordere, wie ſie in ſeiner Abweſenheit gehandelt, rechtgeſprochen und gewirthſchaftet haben. Ebenſo auch, wenn ein Fürſt blos einem gewiſſen Vergnügen ſich einmal ſo ganz und gar ergibt, daß er von nichts weiter wiſſen will; nach erfolgter Sättigung fragt er vielleicht wieder nach allem. Oder auch ebenſo, wenn er einen Anfall von Spleen hat und ſich einſchließt; ſo, wie es um ſein Pfortader wieder beſſer ſteht, öfnet er ſein Zimmer, und läßt die Unterthanen wieder herein. Aber — unter einem Fürſten, der ſich einmal an Völlerei gewöhnt, haben ſeine treuloſen Räthe und Diener nie dergleichen zu befürchten. Dieſer iſt wie auf Lebenszeit eingeſchloſſen, wie auf Lebenszeit verreiſet. Er iſt verreiſet von ſich ſelbſt und hat nicht mehr Seele genug, ſie zur Rede zu ſtellen oder ihre Intrigen durchzuſehen. Iſt nur Harmonie unter

ter ihnen ſelbſt und ſorgen ſie dafür, daß ſeine Keller immer voll ſind: ſo können ſie über die Kammerrevenüen diſponiren, die Dienſte vergeben, diſpenſiren und inhibiren, ſportuliren und tiranniſiren, wie ſie wollen. So lange er lebt, ſind ſie allerſeits in Salvo. Die Völlerei iſt ein Laſter, von dem ich noch kein Beiſpiel weiß, daß es ſich jemand, der es ſich wirklich angewöhnt hatte, wirklich wieder abgewöhnt habe. Die Folge davon würde der Tod ſeyn. Ein wirklicher Erztrinker kommt endlich gar ſo weit, daß er erſt trinken muß, ehe er denken kann, und alsdann trinkt er wieder ſo lange, bis ihm das Denken abermals vergeht. Und geſetzt auch, ein ſolcher Fürſt Trinker würde wider alles Verhoffen einmal ganz nüchtern und fragte nach dieſer oder jener Landesangelegenheit: ſo dürfen ſeine Räthe nur ſich recht geſchäftig bezeigen, alle dazu gehörigen Akten erſt zuſammenzuſuchen. Unterdeſſen wird ihm tapfer zugetrunken und — ſo hat er Nachfrage, Akten und Unterſuchung wieder vergeſſen. So geht's her, wenn ein Fürſt, der ein Zecher iſt, ſich mit der Regierung nicht befaßt. Befaßt er ſich aber damit: ſo geht's oft noch weit ärger her. Eine allgemeine Verwirrung in Staats- und Landesangelegenheiten iſt das erſte, was daraus erfolgt. Ordre

und

und Kontreordre binnen vier und zwanzig Stunden in einer und derſelben Sache wird eine der gewöhnlichſten Erſcheinungen. Entweder er giebt im trunkenen Muth einen Befehl, den er Morgens darauf nicht mehr weiß, oder der Befehl, welchen er des Morgens gab, wird ihm am Abend wieder leid. Schlechtgeſinnte Räthe nehmen alsdann die Vorwürfe, welche er ihnen macht, als wenn ſie gefehlt hätten, mit abgehärteten Gefühlen hin und benutzen dafür die Stunden ſeines Rauſches, um alles das durchzuſetzen, was ſie wünſchen. Iſt es einmal durchgeſetzt: ſo muß er es dabei bewenden laſſen. Fallen unterweilen, wie unvermeidlich iſt, Lächerlichkeiten vor: ſo lachen ſie darüber hinter ſeinem Rücken mit, preiſen ihn aber über ſeine Weisheit, die ſich nicht ſchämt, ihre eigenen Befehle zurückzunehmen oder ihnen entgegenzuhandeln, in's Geſicht, und haben dabei gute Zeit. Der bidere Miniſter, der wackere Rath, der gewiſſenhafte Diener aber ſind elend dran. Kaum, daß ſie es wagen dürfen, eine mündliche Reſolution oder Ordre von ihm anzunehmen; weil er oft nicht weiß, was er ſpricht, und ſich alſo auch hernach nicht wieder daran erinnert, daß er es geſprochen habe: ſo leugnet er es ihnen ab, ohne ein böſes Herz dabei zu haben, und beſchul-

diget

diget ſie, daß ſie eigenmächtig gehandelt haben. Wollen ſie ſich darüber rechtfertigen, ſo müſſen ſie ihn an ſeinen Rauſch erinnern. Ja, gibt er ihnen auch ſchriftliche Ordre, ſo müſſen ſie, wenn ſie ihn nicht in den Augen der Nation zu tief fallen laſſen wollen, ſelbige wenigſtens einige Tage erſt liegen laſſen; weil ſie den Fall täglich erleben, daß ſie bald darauf wieder ſchriftliche Kontreordre erhalten. Geſchieht dies nun etwa einmal nicht: ſo bekommen ſie von ihm Vorwürfe darüber, daß ſie ſaumſelig in Publikation und Vollſtreckung ſeiner höchſten Willensmeinung ſind. Er glaubte, daß alles ſchon vollbracht ſei, und — ſie haben noch nicht angefangen. Von ſelbſt werden ſie auſſer den Morgenſtunden ſich ihm zwar nicht nahen; wie aber, wenn er ſie Nachmittags oder Abends rufen läßt und ihnen mit ſtammlender Zunge Unſinn befiehlt? Wenn die Sache Aufſchub leidet; ſo werden ſie freilich ſchweigen und ihre nothwendigen Gegenvorſtellungen zum künftigen Morgen verſparen. Wenn dies nun aber nicht iſt, was wird der Erfolg ihrer Remonſtrationen ſeyn? Dies, daß er noch urplötzlicher auf ſeinem Kopf beſteht! Wie kann er bei der aufbrauſenden Wallung, in der ſein Blut iſt, auch nur Seelenruhe genug haben, ſie anzuhören? Wie

kann er noch weniger bei den Verdünſtungen und Umnebelungen ſeines Gehirns Urtheilskraft genug beſitzen, Gründe gegen Gründe abzuwiegen? Er mishandelt ſeine wackern Diener für ihre Gegenvorſtellungen wohl noch obendrein und verſcheucht dadurch einen nach dem andern von ihnen; während daß Schurken ſich nach ihren Plätzen drängen, die ihn hernach ohne alles Ehrgefühl zu Volksgeſpötte machen, und während daß die wenigen Rechtſchaffenen, welche ihm dienen müſſen, zaghaft, verdroſſen und müde werden, und endlich alles buntüber gehen laſſen. Da ſind lauter Uebereilungen der Sachen, lauter Ueberlegungen nach vollbrachter That erſt, lauter buntgeſcheckte Vereinbarungen hernach zwiſchen offenbaren Fehlern und ſcheinbaren Verbeſſerungen. An genaue Unterſuchung, an männliche Verabredung, an wirkliche Planentwerfung, an Rückſichten dabei auf Zeit, Ort und Umſtände iſt nicht zu denken. Leidet dabei blos die Nation, ſo wird weiter nicht darauf geachtet. Werden aber benachbarte und auswärtige Höfe dadurch beleidigt: ſo iſt der Fürſt gnädig genug, die Schuld davon auf ſeine Miniſter zu ſchieben und zu verſprechen, ſie namentlich dafür zur gebührenden Strafe zu ziehen. Oft iſt auch die natürliche Folge davon, wenn ein

Fürſt

Fürſt Trinker ſelbſtregieren und bei allem mit-wirken will, daß — gar nichts geſchieht. Seine Räthe ſollen hier nichts thun; er ſelbſt iſt nicht im Stande, etwas zu thun. So erfolgt völliger Stillſtand in den Geſchäften und jede noch ſo wichtige Landesangelegenheit hanget hin. Die Kollegia bringen alle Sachen bis zum Bericht, der auch in beſter Form an ihn eingeſendet wird, aber nie wieder an ſie zurückkommt. Sehen ſie ſich gezwungen, irgend etwas wenigſtens dem Scheine nach abzumachen und zu Ende zu bringen: ſo müſſen ſie es doch mit dem Anhang thun — es wäre denn, daß unſer gnädigſter Landesherr es anders beſchlöſſe. Wehe da dem Leidenden, der um die Unterſtützungen des Staats flehet! Wehe dem Uebervortheilten, der Gerechtigkeit vom Staate fordert! Wehe dem Angeſchuldigten, der in gerichtliche Unterſuchung geräth! Wehe dem Falſchkondemnirten, der um nochmalige Reviſion ſeines Proceſſes bittet! Alle ſterben ſie darüber hin, ehe ihnen die Gnade oder auch nur das Recht zu Theile wird, die ſie ſuchen. Hat ein ſolcher Fürſt noch obendrauf ein lebhaftes Temperament, ſo iſt er in den Stunden ſeines Rauſches den Unterthanen ſo furchtbar, wie ein jachzorniger Fürſt. Er verſtattet ebenſowenig rechtliches Gehör, wie die-

dieſer, leidet ebenſo keinen Widerſpruch und fährt allenthalben ebenſo zu und durch, wie dieſer. Morgens drauf, wenn der Rauſch vorüber iſt, geht's ihm zwar ebenſo, wie dieſem, wenn der Zorn vorüber iſt; — das Gethane iſt ihm leid. Aber was hilft dies dem Unterthan? Das Gethane iſt — geſchehen, und wer dabei litte, hat gelitten. Kann dieſem noch Erſatz dafür geſchehen: ſo iſt dies zwar etwas, aber bei weitem nicht genug. Es iſt Grauſamkeit, einen Unſchuldigen auch nur auf vierundzwanzig Stunden in eine ſchreckliche Unruhe zu verſetzen. Kann ihm aber auch nicht einmal mehr Erſatz geleiſtet werden, was denn? Sind Böſewichter die Nächſten um einen ſolchen Fürſten: ſo legen ſie es recht abſichtlich darauf an, ſeine Rauſchſtunden gegen jeden zu benutzen, der ihnen im Wege iſt, und bewirken wohl in ſelbigen Kaſſationen, Remotionen, Landesverweiſungen und Todesurtheile. Alles, wovon ſie wünſchen, daß es übel aufgenommen, abgeſchlagen werden oder einen ſchlechten Ausgang gewinnen möge, tragen ſie ihm gerade in ſolchen Zeitpunkten und von der unangenehmſten Seite vor und ſind im voraus verſichert, daß ſie ihre Abſicht erreichen. So läßt er ſich von ihnen zum oberſten Werkzeug ihrer Bosheiten und Tücke machen, — er, der

dazu

dazu da iſt, jede Bosheit und jede Tücke, über welcher ein Menſchenfeind in ſeinem Lande brütet, noch vor dem Auskommen zu zerſtören; und ſo ſchaffen ſie ihm, wie ſie wollen, bald zum Tirannen gegen andere, bald zum beiſpielloſeſten Wohlthäter gegen ſich um. Haben ſie nur erſt ſein Wort dazu — die Vorkehrungen ſind eventualiter ſchon alle getroffen — wie er alſo nur ſpricht, geſchieht es. In einem ſolchen Lande ſind die gröſſeſten Unmenſchlichkeiten nicht ſelten und den Unterthanen iſt nichts freigelaſſen, als gen Himmel zu ſchreien. O guter Theodor, dein Herz blute, ſo oft du von ſo einem Landes- und Volkszuſtande höreſt! Liebe die Nüchternheit; ſie iſt die Stütze aller Menſchen- und Fürſtentugenden; dahingegen Völlerei die Quelle der gröbeſten Menſchen- und Fürſtenlaſter iſt. Ein Fürſt ſoll ein ſehr wachſamer Menſch ſeyn. Nichts, was im Lande von Wichtigkeit iſt, ſoll ſeinen Blicken entwiſchen; und wenn dieſe auch nicht immer von ſelbſt darauf fallen: ſo ſollen ſie doch ſtets geſchickt ſeyn, ſich darauf richten zu laſſen. Nur der Nüchterne aber iſt wachſam; nur er ſchauet immer umher und ſieht alles, was er ſieht, richtig. Ein Fürſt ſoll ferner ein ſehr thätiger Mann ſeyn. Er ſoll nicht arbeiten, wenn er Zeit und Kraft dazu hat, ſondern er ſoll Zeit

und Kraft haben, ſobald zu arbeiten iſt. Unverdroſſen, unermüdet ſoll er ſeyn und ſeine gröſſeſte Freude an glücklich vollbrachten Werken finden. Nur der Nüchterne aber iſt thätig; nur ſeine Kräfte ertragen den Grad von Spannung und Anſtrengung, welcher zu eifriger Geſchäftigkeit erfordert wird. Das Leben des Trinkers iſt ein ſteter Taumel. Schlaff und ſchwach fliehet er die ernſthaftern Geſchäfte, oder vollendet ſie nur dürftig und mangelhaft. Ein Fürſt ſoll endlich auch ein ſcharfdenkender Mann ſeyn. Er ſoll gern und lange überlegen, Zuſammenhang und Folgen genau überſehen, Gründe gegen Gründe ſorgfältig abwägen, ſich durch Schein und Dunſt nicht blenden, durch Intrige und Kabale nicht hinreiſſen laſſen und überall eine ſehr richtige Urtheilskraft beſitzen. Nur der Nüchterne aber beſitzt ſolche ſtarke und fertige Denkkräfte. Nur ſein Geiſt iſt frei genug, ſich ganz auf einen Gegenſtand zu heften, feſt und lange an ihm zu hangen, ihn von allen Seiten zu betrachten und durch und durch auszuſpähen. Nur ſein Geiſt ſchließt richtig und iſt im Stande, ganze Reihen von Schlüſſen an einander zu ketten, die Lücken in ſelbigen zu ergänzen und in den anhaltendſten Meditationen nicht zu ermüden. Willſt du alſo ein Fürſt ſeyn, Theodor, ſo ſchwöre der Nüch-

tern-

ternheit ewige Treue; Völlerei und Unmäſſigkeit im Genuß hitziger und berauſchender Getränke würdigen den Menſchen zum Thier herab. **Ein Trunkener auf dem Thron oder Fürſtenſtuhl** — hilf Gott, welch ein empörender Anblick! Leidet's der Fürſt auch wohl an ſeinem Diener, daß dieſer ein Trunkenbold ſei? Warum leidet er es aber nicht an ihm? Iſt's nicht darum, weil dieſer ſein Amt nicht gehörig verwalten kann? Und die Nation ſoll es leiden, daß der, welcher in ihr das Amt aller Aemter, das höchſte, wichtigſte, heiligſte Amt im ganzen Staat bekleidet, ein ſolcher ſei? Wie? iſt nicht im Geſetzbuch das Laſter der Völlerei dem Unterthan verboten? Und der **Fürſt** ſoll es im Angeſicht ſeines ganzen Volks allein ausüben dürfen? Durch's Geſetz ſoll er ein Laſter verbieten, das die Grundlage aller Immoralität iſt, und durch Beiſpiel ſoll er es lehren? O Theodor, bei der Ehre der Menſchheit und bei der Würde deiner Beſtimmung, verachte Höfe, an welchen gezecht wird — —"

Hier kam Ulrike dazu, und als ſie hörte, wovon die Rede ſei, ſchlang ſie ihre mütterlichen Arme um den Prinz und ſprach — O ſo thut mein Theodor gewis nie. Ach gewis nie — wiederholte der Prinz und ſchien ſich vor ſeiner

Mutter zu ſchämen, daß ſein Vater über ein ſo häßliches Laſter mit ihm ſo viel geſprochen habe. Als der Fürſt darauf abwärts ging, ſagte Theodor leiſe zu Ulriken — daran war der ſäuſiſche Erich Schuld . . .

Theodor, auf der Abneige ſeines ſiebenzehnten Jahres ſtehend, machte ſich auf Befehl ſeines Vaters fertig, die Akademie zu beziehen. Nur der Gedanke, daß er jetzt einem Manne gleich ſei, der ſich auf den Weg begebe, groſſe Schätze in Empfang zu nehmen und ſie hernach in ſein Vaterland mit zurückzubringen, ſöhnte ſowohl Ulriken als auch die Nation mit ſeiner bevorſtehenden Entfernung von ihnen aus. Es war unausſprechlich, wie das ganze Volk ihn ſchätzte und ſeinetwegen beſorgt war, und wie es keinen heiligern und liebenswürdigern Gegenſtand kannte, als — ſeinen Erbprinz. Ihn nie aus den Händen, noch weniger aus den Augen zu laſſen, würde die allgemeine Stimme des Landes geweſen ſeyn; wenn nicht das Meiſterſtück von Prinzenerziehung, welches Fürſt Adolf ſchon an ihm der Welt geliefert hatte, eine vollkommene Ergebung an ſeine noch übrigen Plane zur Ausbildung ſeines Sohnes in den Gemü-

thern bewirkt hätte. Theodor wankte jetzt vorſätzlich noch mehr, als je, unter der gröſſeſten Volksmenge umher und alles drängte ſich an ihn, um ſich über ihn zu freuen. Seine Figur war ſchon vollkommen und von einer recht edlen Gröſſe, und ſein Anblick ſo männlich, wie er oft im fünfundzwanzigſten Jahre kaum zu ſeyn pflegt. Kraft und Stärke kündigten ſich in allen ſeinen Muskeln an; Feuer und Liebe leuchteten aus jedem ſeiner Blicke, und noch ganz reine, ganz unverdorbene und ungemisbrauchte Natur gab ihm in allen ſeinen Weſen die Elaſticität, an deren Mangel man die Jünglinge dieſes Jahrhunderts erkennt. Seine liebenswürdige Simplicität hielt jedes Auge feſt, das ſich einmal auf ihn gerichtet hatte. Ohne alle Pracht im Aufzug kleidete er ſich nur ſo, daß der ſchöne Umris und der ſimmetriſche Bau ſeines Körpers vollkommen ſichtbar blieben. Sein Anſtand war der Anſtand eines freien Mannes; ſeine Mine die Mine eines theilnehmenden Freundes. Sein innerer und äuſſerer Menſch waren immer in Harmonie. Wie ſein Herz empfand, ſo zog und faltete ſich ſein Geſicht, und wie er dachte, ſo ſprach er. Nichts drückte er aus, was nicht in ihm war, und alles drückte er ſo aus, wie es in ihm war. Er hatte nur einen Masſtab, wornach er ſich be-

bewegte, ſprach, handelte und ſich betrug, und maß darnach, ohne einmal zu bemerken, daß er meſſe; — nemlich den Maßſtab der jedesmaligen Natur der Sachen. Hierdurch ſprach er allemal mit dem richtigen Accent und legte ihn dahin, wo er liegen mußte; hierdurch wurden ſeine Geſten ſeinem Affekte ganz entſprechend, und wer ihn nicht reden hören konnte, der ſah ihn reden. Er ging leicht und heiter, wie er war, ohne Seitenſprünge und Kontrepas zu machen, und trug ſich gerade und hoch, ohne ſich zu brüſten. Jedem ſah er dreuſt in die Augen und grif ihm bald nach der Hand, wenn dieſer ihn ebenſo dreuſt anſehen konnte. Im Beſchreiben, im Erzählen, im Loben, in Höflichkeits- und Freundſchaftsbezeigungen outrirte er durchaus nicht, und ſobald er den geringſten Franzöſiſchen Galimathias hörte oder ſah, wendete er ſich von dem Manne weg, der ihn mit ſelbigem beköſten wolle. Lernte man ihn näher kennen: ſo war es ſeine Wärme für die Sache der Menſchheit, welche ihn unſchätzbar machte. Er vergaß ſogleich alles andere, ſobald die Rede von menſchlichen Gerechtſamen und von menſchlichen Leiden war. Die Worte — Ungerechtigkeit, Unterdrückung — klangen in ſeinen Ohren wie Straſſenraub, Mordbrennerei und Meuchelmord. Jedes Streben

unter-

unterjochter Menſchen nach Freiheit und Lebensgenuß, wovon er hörte oder las, hob ſeinen Buſen, erhöhete die Flamme ſeiner Augen und begoß ſein Geſicht mit Morgenroth, wie beim Aufgang der Sonne. Auch im Huron und Iroteſen erblickte er noch ſeinen Bruder Menſch; im Verbrecher ſogar entdeckte er noch die Züge des fehlenden Menſchen. Den guten Menſchen ſchätzte und liebte er auf gleiche Weiſe, er mogte ihn finden im Purpurmantel oder im Bauerkittel. Sobald er ſah, daß jemand ſeinen Beruf wahrhaftig erfülle, neigte ſich ſein Herz an ihn hin. Er ehrte nicht den Stand im Menſchen, ſondern den Menſchen im Stande. Aeuſſerlicher Glanz machte nicht den geringſten Eindruck auf ihn, und angebornen Vorzügen räumte er weiter kein Recht ein, als das Recht, beſſer bei ihnen eſſen und trinken zu können, welches er nun einmal unter die verjährten zählen mußte. Sehr oft trug es ſich zu, daß er zwar geſchwätzige übrigens aber leere und werthloſe Höflinge, wenn er während der Unterhaltung mit ihnen nützliche Bürger erblickte, ſtehen ließ und an dieſe hinging. Mit jedem ſprach er; gegen jeden war er beſcheiden, höflich und liebevoll. Daß jemand, der mit ihm rede, hinter ihm ginge, konnte er nicht leiden, und einem jungen Rath, dem er

eines

eines Tags begegnete, wie dieſer einen eisgrauen alten Bauer mit bloſſem Kopf durch eine ganze Straſſe hinter ſich her ſchwindeln und ſeufzen ließ, gab er auf der Stelle darüber einen öffentlichen Verweis, den er mit den Worten ſchloß — Vater, ſetzt euren Hut auf, ihr ſeid kein Sklave! Kam er an den Markttagen auf den Markt, ſo lieſſen die Bauern wohl Wagen und Pferde ſtehen und ſtellten ſich in Reihen, oder ſchloſſen einen Kreis um ihn, bis er ſich wieder entfernte. Viele von ihnen kannte er. Dieſe redete er alsdann an und erkundigte ſich nach ihren Schickſalen. Wohlthaten, die dieſen Leuten erzeigt worden wären, würden ihnen ſo lieb nicht geweſen ſeyn, als dies, und ſie ſprachen oft auf der ganzen Heimreiſe noch davon. Die Amtleute, Pachter und Gerichtshalter wurden dadurch genöthigt, ſich in einen ganz andern Ton zu ſtimmen, wenn ſie nicht bei jeder Barſchheit und Härte, die ſie gegen die Bauern ſprachen, den Vorwurf von dieſen hören wollten — ſo grof will hä ſin, un der gnädigſte Erfprinz iſt's nich enmahl ! Theodors Gutthätigkeit, Grosmuth und Barmherzigkeit waren im ganzen Lande bekannt. Taglöhner Müller war der erſte geweſen, gegen den er ſie ausgeübt, und ſo oft er ihn ſah, fiel es ihm ein, daß er an dieſem die

Freu-

Freuden der Menſchenliebe kennen gelernt. Jetzt aber mußte er oft erſt nach ſeiner Schreibtafel ſehen, wenn er aller Gegenſtände ſeines Wohlwollens und ſeiner Erbarmungen eingedenk werden wollte. Der Fall war gar nicht ſelten, daß die ihm angewieſenen Einkünfte zu ſelbigen nicht hinreichten. Adolf aſſignirte ihm dann auſſerordentliche Summen bei ſeiner Kammer; weil es im Grunde einerlei war, ob er ſie in ſeinem oder in des Erbprinzen Nahmen unter die Nation ausſpende. Wo auf der Stelle geholfen werden mußte, da half Theodor, ohne weitere Nachfrage über Verdienſt und Nichtverdienſt zu halten; wo aber von Fortſetzung und von langer Fortſetzung ſeiner Wohlthaten die Rede war, da hielt er dieſe Nachfrage ſehr ſorgfältig und ſetzte fort oder brach ab, nachdem er die Umſtände fand. Seinen Bauern in Theodorsdorf hielt er das Wort, welches er einſt Rothen darauf gegeben, daß er, wenn er nur könnte, den arbeitſamen und ermüdeten Landleuten manchen frölichen und feſtlichen Tag machen wollte. In jedem Monat hatten ſie jetzt wenigſtens einen dergleichen, der ſie weder in ihren Geſchäften ſtörte, noch wild machte, noch etwas koſtete. Je heiterer und zufriedener ſie alsdann waren, deſto mehr freuete er ſich darüber; wer von ihnen ſich

aber

aber ſchlecht betrug, durfte wenigſtens das nächſtemal am Jubelgelag nicht wieder Antheil nehmen. Zuweilen verbreitete er auch ſeine Wohlmeinenheit und Gutthätigkeit über das ganze Land. Freilich konnte er noch nichts Weſentliches damit leiſten; aber man ſah doch in den Werken der Gegenwart die Anlagen ſeines Herzens für die Zukunft. So ſchenkte er oft neue Sämereien, neue Werkzeuge, die der Landmann braucht, und neue Zucht von Thieren, deren ſie nicht entbehren konnten, an alle Gemeinen, um Verſuche damit anzuſtellen. Das letzte, welches er von der Art im ebeneingetretenen Frühjahre that, war, daß er jedem Bauer durch das ganze Land einen ſchönen Fruchtbaum ſchenkte, den ſie vor ihren Häuſern pflanzen mußten. Seines Vaters Baumſchulen hatten dergleichen in gröſſeſter Menge, und die wackern Landleute verſtanden ihn, was er mit dieſem Einfall meine. Nach Jahren wollte er einſt bald hier bald da unter dem Schatten dieſer Bäume ſitzen, ihre Bitten hören und ſo wohlthätig für ſie ſeyn, wie jene Schattengeber in der Mittagshitze für ihn. Den Vorſtehern der Gemeine befahl er ausdrücklich, dieſe Bäume recht in Acht zu nehmen, weil ſie ſein Bild jetzt ſowohl wären, als es auch in Zukunft ſeyn ſollten. Sie und ich, ſetzte er hinzu,

wer-

werden euch einſt zu gleicher Zeit Schatten und Früchte reichlich geben. Man ſchrieb in den Gemeinebüchern den Tag dieſer unvergeßlichen Pflanzung als einen ſehr feierlichen Tag auf, und viel Bauern würden eher ihren ganzen Obſtgarten verlohren haben, als dieſe einzelnen Bäume. Mit dieſem herzlichen Wohlwollen gegen Menſchen verband Theodor eine ungeheuchelte Frömmigkeit. Einer der erſten Menſchen im Lande war er auch gewis einer der reinſten und wärmſten Gottesverehrer daſelbſt. Sein Verſtand war mit den erhabenſten Begriffen von der Gröſſe und Majeſtät des Weltſchöpfers angefüllt, und ſein Herz war unaufhörlich von lebendigem Gefühl der Allgegenwart deſſelben durchdrungen. Mit Demuth betete er ihn oft im öffentlichen Tempel an, mit Inbrunſt noch öfter im Tempel ſeiner Einſamkeit. Doch fand er die Religion ſelbſt nicht im bloſſen Beten, ſondern betrachtete dieſes, wie alle andere religiöſen Feierlichkeiten, nur als ein Mittel, Religion in ihm zu wirken. Die Religion ſelbſt ſetzte er in der Nachahmung Gottes und übte ſich in dieſer unermüdet. Sein Geiſt war reich an den edelſten und nützlichſten Kenntniſſen aller Art. Zum Fürſten beſtimmt, ſtudirte er ſo brav, als wenn er einſt im Gelehrtenſtande ſein Brod er-

wer-

werden mußte. Adolf ſelbſt hatte ihn oft geprüft und war auch oft zugegen geweſen, wenn ſeine Lehrer ſich mit ihm unterhielten. Nun in den letzten Zeiten ſeines Aufenthalts in der Reſidenz ſtellte er eine recht feierliche Prüfung deſſelben an. Er ließ von ſeiner eigenen Univerſität die geſchickteſten Profeſſoren an ſeinen Hof kommen und ſtellte ihnen ſeinen Sohn ſelbſt zum Examen. Alle ſeine Miniſter und Räthe waren dabei gegenwärtig. Der Prinz bekam hierbei die allerherrlichſte Gelegenheit, ſich erſt eine recht allgemeine Hochachtung zu erwerben. Er beſtand in einer dreiſtündigen Prüfung ungemein vortreflich und empfing darauf, wie jeder andere angehende Student, die Inſkription aus den Händen des gegenwärtigen Prorektors. Adolfs Plan war dieſer, daß Theodor zuvörderſt zwei Jahre auf ſeiner eigenen Akademie zubringen ſollte. Dieſe befand ſich zwar nicht im Lande ſelbſt, aber doch in einer entfernten Grafſchaft, die ihm ebenfalls gehörte. Hernach ſollte der Prinz noch zwei Jahre auf eine der berühmteſten auswärtigen Univerſitäten gehen. Alsdann ſollte er reiſen; und zwar erſt zwei Jahre lang an die Deutſchen Höfe und dann noch zwei Jahre in's Ausland. Die letzten Tage wurden von ihm mit ſeinen Eltern auf ſeinem Landhauſe zugebracht; welches

er nebſt Garten und Dorf während ſeiner Abweſenheit an Ulriken übergab. Man bemerkte, daß der Fürſt in dieſer Zeit oft ſtundenlange ſehr ernſthafte Unterredungen mit Rothen pflog. In einer derſelben ſprach er zu dieſem:

„So weit wären wir nun mit ihm, Rothe: aber — das gefährlichſte kommt erſt noch. Und das ſchlimmſte iſt, ich kann nicht einmal dabei mitwirken. Seither arbeiteten wir zuſammen; nun müſſen Sie allein arbeiten. Nun muß ich mich ganz auf Sie verlaſſen; nun haben Sie alle Verantwortung darüber auf ſich, daß das ſo weit gebrachte Werk an ihm glücklich vollendet werde. Rothe, Sie wiſſen es ſo gut, als ich, wie ſo oft ſchon die Welt das Grab für die Tugend unſerer wackerſten und edelſten Jünglinge ward. Mit den herrlichſten Grundſätzen, mit Eifer und Wärme für Unſchuld und Rechtſchaffenheit zogen dieſe wohl aus der Heimat in die Fremde, und kamen hernach mit dem verderbteſten Herzen, mit Spott über ihre eigene gefallene Tugend und ohne alle Grundſätze wieder in's Vaterland zurück. So gros mein Zutrauen iſt, das ich zu Theodorn habe: ſo zittere ich dennoch oft, wenn ich hieran denke. Sie ſind in Zukunft der einzige Bekannte um ihn; der ganze übrige Zirkel, in den er tritt, ſind ihm fremde Leute,

die er nicht gleich zu beurtheilen weiß und die er erſt ausſtudiren muß. Er iſt geſellig und hält ſich gern an Menſchen. Mit offenbarſchlechten Menſchen wird er zwar gewis nie Gemeinſchaft machen; aber wie, wenn ihn Böſewichter unter der Maſke der Tugend täuſchten und an ſich zögen? Ach Rothe, da ſeyn Sie ihm ja immer zur Seite und ſehen Sie für ihn, wenn er ſich blenden lieſſe. Sie wiſſen beſonders, wie er ſich auf der Stelle gern anſchlieſſen mag, wenn er Simpathie findet. Dieſer einzige Umſtand kann ihm allein ſchon äuſſerſtgefährlich werden. Ein unedler Freund oder eine laſterhafte Freundin, die den Gang ſeiner Seele entdeckten, ſich mit ſeinen Lieblingsideen, die er ſo bald an den Tag zu geben pflegt, familialiſirten und ſich auch für dieſe gleichenthuſiaſtiſchwarm ſtellten, würden hinreichend ſeyn, ihn völlig unglücklich zu machen. Leiten Sie ihn unaufhörlich bei der Wahl ſeiner Geſellſchafter und ziehen Sie ihn von jedem zurück, der Ihnen im geringſten verdächtig wird. Ihm ſind alle Häuſer offen, wohin er kommt; führen Sie ihn gleich in die edelſten und beſten ein, damit er, wenn ihn nach Menſchen verlangt, nicht auf's Gerathewohl zugreife. Sprechen Sie über alle und jede Gegenſtände nun mit ihm gerade heraus, ohne ſie

zu

zu mildern und dadurch den Eindruck zu ſchwächen, welchen ſie auf ihn machen ſollen; die Zeit dazu iſt da. Er muß nun alles wiſſen, alles verſtehen; damit nicht unglückliche Unwiſſenheit den Fall ſeiner Tugend bereite. Rothe, gut, wie die Natur, ſchuldlos, wie der junge Tag, geht er aus meinen Armen; bei allen Stimmen Ihres Gewiſſens, bei jedem Glückſeligkeitsgenus, den dieſe und jene Welt für Sie haben ſoll — bringen Sie mir ihn einſt ſo gut und ſo ſchuldlos wieder zurück. Sie können dies leiſten; ſo müſſen Sie es auch leiſten. Denken Sie einmal, wie viel ich Ihnen anvertraue! Meinen gröſten Schatz, mein edelſtes Kleinod, den ganzen Troſt meines Alters und meines Todes gebe ich Ihnen in Verwahrung. Sorgen Sie für ſein Leben, wie für ſeine Tugend, und für ſeine Tugend, wie für ſein Leben. Eins iſt ſo heilig, als das andere. Beide ſind die einzige Grundlage glückſeliger Zukünfte für ein ganzes Volk. Unausſprechlichviel können Sie verlohren gehen laſſen, aber auch unausſprechlichviel können Sie erhalten und retten. Segen und Fluch können Sie für dies Land ſtiften, wie es kein Menſch weiter ſtiften kann. Winden Sie ſich den ſchönſten der Kränze, den Patriotenkranz; verdienen Sie Fürſten- und Volksdank in höchſter Maſſe,

 und

liefern Sie nun noch das Meiſterſtück aller Ihrer Arbeiten an meinem Sohne durch Bewahrung ſeiner Unſchuld und Rechtſchaffenheit in der Fremde. Sie dienen einem Fürſten, aber Sie ſollen auch einſt für Ihre Dienſte fürſtlich belohnt werden.“

Bei dieſen Worten legte Rothe ſeine rechte Hand ſchnell auf ſein Herz, als wenn er ſagen wollte — da ſoll mein Lohn ſeyn . . . Fürſt Adolf verſtand ihn kaum, ſo zog er ihn auch ſchon an ſich und drückte ihn weinend lange an ſeine Bruſt. Am allerletzten Tage führte der Vater den Sohn noch einmal ſelbſt in ſeine Einſiedelei und redete ihn daſelbſt unter vier Augen alſo an:

„Hier war es, Theodor, wo du den Unterricht über alle Pflichten und Tugenden des Menſchen empfingſt; hier höre nun auch das letzte noch davon, was dein Vater ſelbſt dir zu ſagen hat. Zwar hat Rothe auf meinen Befehl ſchon mannigfaltig über den Gegenſtand, den ich meine, ſeit einiger Zeit mit dir ſprechen müſſen; aber ich kann nicht umhin, auch als Vater darüber mit dir zu reden. Ich weiß wohl, daß Väter ſonſt gegen ihre Söhne aus einer falſchverſtandenen Beſcheidenheit davou ſchweigen; doch dies iſt wider meine Grundſätze. — Des

Lebens

Lebens ſüſſeſte und ſanfteſte Glückſeligkeit iſt — die Liebe. Auch für dich wird ſie einſt, nach deinem Temperament zu urtheilen, unnennbare Wonnen haben. Wiſſe aber, daß dieſe ſanfte Freudengeberin oft Tod= und Verderbenſtifterin werde, wenn ſie in das Laſter ausartet, das man die umherſchweifende, unerſättliche Wolluſt nennet. Wollteſt du dich auch nur als Menſch betrachten: ſo müßteſt du dir ſchon das heilige Gelübde thun, dieſe zu fliehen, ſo lange du lebeſt. Kein Laſter zerſtört ſo den ganzen Menſchen, als dies. Die Wolluſt entnervt und verzehrt alle ſeine körperlichen Kräfte; ſie bereitet ihm ein frühes und ein ſchändliches Grab, vergiftet ihn durch und durch, und ziehet ihm ganz abſcheuliche Krankheiten zu. Sie macht aber auch den Menſchen weichlich und zu groſſen Geſchäften des Lebens unaufgelegt; ſie ſchwächt alle Fähigkeiten ſeines Geiſtes und beraubet ihn oft gar der Vernunft; ſie verwüſtet alle Güte, allen Adel ſeines Herzens, benimmt ihm den Geſchmack an den edlern Freuden des Lebens, macht ihn hinterliſtig, untreu, rachſüchtig, grauſam, irreligiös und gottlos. Je früher er ſich ihr ergibt, in deſto furchtbarern Graden richtet ſie alle dieſe Verwüſtungen an ihm an. Wenn ein junger Menſch, wie du, ſolche Lüderlichkeiten treibt,

ſo wächſt er nicht nur nicht vollkommen aus, ſondern er zerſtört auch den ſchönen Umris ſeiner Geſtalt und alles Ebenmas ſeines Körpers; er untergräbt auf Lebenszeit ſeine Geſundheit, bereitet ſich ein äuſſerſtmühſeliges Alter, gelangt nie zu einer recht vollkommenen Vernunft, bringt ſich um alle Gegenwart des Geiſtes, um alles edlere Feuer bei ſeinem Thun und um richtige Urtheilskraft, und macht ſich unfähig, einſt eine glückliche und zufriedene Ehe zu führen. Ach, mein Theodor, ich muß dir es ſagen, daß dieſe erfrüheten Wollüſte recht eigentlich zu den Sünden dieſes Jahrhunderts gehören. Daher ſo viel jetzt umherwankende verbuttete Menſchengeſtalten, an denen weder Proportion noch Simmetrie iſt; daher ſo viel Schwächlinge, ſo viel Greiſe von dreiſſig und vierzig Jahren, ſo viel junge Sterbende; daher ſo viel Dummköpfe und Nichtsnützer, ſo viel Freudeunempfängliche, Hipochondriſten und Selbſtmörder; daher ſo viel Eheloſe und noch mehr unglückliche Verheurathete; daher ſo viel elende Kinder, die nur in die Welt kommen, um die Mahlzeichen ihrer Väter an der Stirn zu tragen und ein Grab in ihr zu finden. Ach ſollte ich dir alles erzählen, was ich von dieſer Art menſchlicher Ausſchweifungen unſers Zeitalters ſagen

konnte: ſo würde dein unſchuldiges Herz erbeben. Wohl dir, daß du noch nichts davon weiſſeſt! Aber du magſt nun in Zukunft auch noch ſo viel davon hören und ſehen: ſo laß dich durch ſchlechte Menſchen nicht dazu verführen. Sieh recht oft an deine liebe, holde Geſtalt, deinen vollkommenen Bau, deine blühende Geſundheit und deine männliche Kraftfülle, und ſuche dir aus Liebe für dich ſelbſt und aus Achtung für Gott und die Tugend dies alles immer zu bewahren. Daß dein Vater kein Wollüſtling war, daß du bis jetzt vor aller Wolluſt bewahrt wurdeſt — daher, Theodor, daher dieſe Vorzüge, welche dich vor Tauſenden deines Geſchlechts und deines Alters ſo auszeichnen. Bleib rein und keuſch in der Fremde und auf deinen Reiſen, wo es ſo unzählichviel Gelegenheiten zu Ausſchweifungen gibt. Kommſt du dann in's Vaterland zurück, ſo wähle dir die edelſte unter allen Töchtern der Menſchen und ſei verſichert, ſie reicht dir ihre Hand und du findeſt in ihren Armen eine Seligkeit, wie ſie dir die ganze Welt nicht geben mag. Kein Menſch ſoll dir dabei Vorſchriften machen; verlaß dich auf mich. Du ſelbſt ſollſt dir dein Weib wählen. O wie wirſt du dann dich dafür ſegnen, daß du ein tugendhafter

Jüngling bliebſt! — — Erwägeſt du aber vollends, daß du nicht nur Menſch biſt, ſondern auch Fürſt werden ſolleſt: o Theodor, um wie viel mehr mußt du aller Wolluſt dein Herz verſchlieſſen! Denke doch, ein Fürſt ſoll ja ein ſehr weiſer, guter und thätiger Menſch ſeyn. Wie kann er dies ſeyn, wenn er ein Wollüſtling iſt? Die Wolluſt macht ja dumm, träge und ſchlecht. Ich ſagte dir vorhin, daß die frühern Wollüſte ein Laſter unſerer Zeiten wären. Glaube ja nicht, daß ich damit die heutigen **Hirten, Bauern und Taglöhner** meinte. Es iſt eine Schande für die vornehmern Stände, daß ſie es eigentlich ſind, die jener Vorwurf am meiſten trift. Erſchrecke, wenn ich dir ſage, daß ſchon ein Schüler aus dem Bürgerſtande den andern gewiſſe Lüderlichkeiten lehret, die der Menſch allein begehen kann. Erſchrecke, wenn ich dir ſage, daß der Edelknabe, wenn er ſchon ein Mädchen verführt, wohl den Beifall ſeines gnädigen Vaters dafür empfängt. Erſchrecke, wenn ich dir ſage, daß man, wenn ein Prinz von deinen Jahren ſchon in allen Wollüſten geübt erſcheint, blos die kleine Anmerkung, ohne weiter darauf zu achten, dabei mache, daß er ein junger Herr von vielem Feuer ſei . . . So weit ſind wir geſunken — ſo ſind die Begriffe

von

von Galanterie und ritterlicher Tugend entartet! Sonſt war es Rittertugend, daß der Jüngling nahe am Mannesalter das verführte Mädchen in Schutz nahm und rettete; jetzt iſt's oft Rittertugend, daß der Jüngling noch nahe am Knabenalter das ruhig dahinhüpfende Mädchen erhaſche und ihre Unſchuld verderbe. Freudig, als hätten ſie edle Thaten verrichtet, erzählt einer dem andern die ihm gelungenen Verführungen, ſpottet über Unbeflecktheit und Tugend, und iſt ſtolz auf die Zahl ſeiner ſchändlichen Siege. Das iſt ſchrecklich, mein lieber Theodor, wenn man im Laſter ſogar ſeine Ehre ſucht. Du glaubſt jetzt vielleicht nicht, daß dies von einem vernünftigen Weſen geſchehen könne; aber von nun an wirſt du häufige Erfahrungen hievon machen. Man hat ſich daran gewöhnt, den noch unbärtigen Jüngling jetzt ſchon verblühet, kalkfarben und entnervt zu ſehen. Man rechnet die frühere Wolluſt zur freiern Lebensart, zum feinern Ton und zur groſſen Welt. Man nennet es Modekrankheit, wenn ein junger Menſch zwiſchen fünfzehn und zwanzig Jahren ſchon unter die Hände des Feldſcheers geräth. Schaudere, ſchaudere du lieber junger Unverderbter, ſo oft du hievon höreſt, und denke, daß unter allen Jünglingen ein Prinz, zur Regierung

beſtimmt, wie du, mit ſeinem Herzen gegen die herrſchenden Wolluͤſte den unverbruͤchlichſten Bund aufrichten muͤſſe. Schaͤme dich in der Seele eines jeden Niedertraͤchtigen, der in Zukunft frech genug iſt, dir den verfluchten Gedanken vorzuſpiegeln, daß es einem jungen Herrn vom Stande weder zum Verbrechen, noch zum Schimpf angerechnet werde, wenn er nie ohne Liebesintrigen iſt, und daß Prinzen es frei haben, umherzubuhlen. Das giebt Fuͤrſten von der erbaͤrmlichſten Klaſſe, wenn ſie als Prinzen dieſen verfuͤhreriſchen Eingebungen Folge leiſten. Mit einem Kopf, der alle Geiſtesſtaͤrke verlohren hat, mit einem Herzen, in welchem jedes edlere Gefuͤhl erloſchen iſt, erſchoͤpft auf allen Seiten, unfaͤhig zu herrſchen, beſteigen ſie dann ihren Stuhl, taͤuſchen die Voͤlker und ſind kaum im Stande ihr Geſchlecht fortzupflanzen oder zwingen in ihrem ſchwaͤchlichen Sohne der Nation einen noch elendern Stuhlfolger auf. O wie ſchaͤndlich werden dadurch die Voͤlker fuͤr ihre Gutherzigkeit belohnt, mit welcher ſie zugaben, daß ihnen die Fuͤrſten gebohren werden durften! Nicht ſo du, mein Einziger! Du biſt der erſte unter den Juͤnglingen im Lande; bleib auch der unbefleckteſte unter ihnen. Halte alle deine Leibes- und Seelenkraͤfte beiſammen und wende ſie jetzt

blos dazu an, dich erſt recht vollkommen auszubilden. Wenn Gott dann einſt mich von hinnen ruft und du trittſt die Regierung an, wie wirſt du der Segen und die Freude deines Volks ſeyn! Du wirſt nicht nur ſelbſt regieren, ſondern auch lange regieren. Dein Mannesalter wird das genusvolle, das heiterſte und thätigſte ſeyn, und deine in den Jünglingsjahren aufgeſparten Kräfte werden dir auch das Greiſenalter noch froh und glücklich machen. Dann erzieheſt du deinen Sohn wieder, wie ich dich erzog, und er regiert dann auch einſt ſelbſt und lange, wie du. Sieh, wie das Heil eines kleinen Jahrhunderts für eine ganze Nation darauf beruhet, daß du ein edler Jüngling bleibeſt; — ich bitte dich bei allen Säuglingen und Embrionen dieſes Landes, die dich einſt, wenn ich nicht mehr bin, Fürſt und Vater rufen werden, ſchreib dieſen Gedanken ſo tief in dein Herz ein, daß ihn die vereinigte Verführung aller Buhler und Buhlerinnen nie darinn wieder auslöſchen können . . . Theodor, es gibt abſcheuliche Kreaturen unter dem weiblichen Geſchlecht, die ganz den Karakter deſſelben, die Sanftheit, Sittlichkeit, Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit verleugnen. Sie ſind die Peſt der Jünglinge. An ihrem Aufzuge ſchon, noch mehr an ihren Blicken und Minen kannſt du ſie

erken=

erkennen. Verabſcheue ſie allenthalben als den Auswurf der Welt . . . Und nun höre noch das allerletzte über dieſen für Fürſten ſo äuſſerſtwichtigen Gegenſtand. Sei nicht nur Feind der Wolluſt als Erbprinz, bleib es auch zeitlebens als Fürſt. Gar zu gern mögte ich dir die Folgen davon für ein Land, deſſen Fürſt ein Wollüſtling iſt, recht lebhaft ſchildern, weil ſie ſo in's Schrecklichgroſſe gehen, und weil die Geſchichten der Völker — allen Huld- und Schutzgöttern ſei's geklagt — hie und da ſo voll davon ſind. Ein Fürſt Wollüſtling hat weder Kraft, noch Luſt, noch Zeit, ſelbſt zu regieren. Nichts kontraſtirt ſo unerhört, als — die gänzliche Verweichlichung durch wollüſtige Ueppigkeiten und die unermüdete Thätigkeit, welche ſchlechterdings ein Regent beſitzen ſoll. Es iſt unmöglich, daß beides in einem Menſchen beiſammen ſeyn könne; ebenſo unmöglich, als daß ein und derſelbe Menſch zugleich weiſe und dumm, gut und ſchlecht, Gottesverehrer und Gottesleugner zugleich ſeyn könne. Nun frage dich aber einmal, wozu iſt ein ſolcher Fürſt da, wenn er nicht ſelbſt regiert? Iſt es nicht eine Sünde vom erſten Range, alle fürſtliche Vorrechte zu genieſſen und — ſeine fürſtliche Schuldigkeit nicht zu thun? Iſt dies

damit

damit gerechtfertigt, wenn es heißt, daß die Räthe und Diener alles beſorgen? Nun, wenn es hieran genug iſt, ſo braucht die Nation ja keinen Fürſten, ſondern nur Räthe und Diener; wozu denn alſo er weiter? Soll er etwa nur da ſtehen, wie ein Heiligenbild, wie ein Schutzpatron von Leinwand oder Stein, vor dem zuweilen das Volk auf die Kniee fällt, ohne daß er eine Bewegung dazu macht? Wahrlich, ein koſtbares Heiligenbild, ein theurer Schutzpatron, dem man eben nicht nöthig hätte, ein ſo groſſes ſchönes Schloß zur Reſidenz einzuräumen und ihn täglich mit dem Fett des Landes zu bewirthen, ſondern der ebenſogut in jeder Hütte ſtehen und da ſo lange mit Waſſer und Brod vorlieb nehmen könnte, bis ihn die Luſt nach Fleiſch und Wein anwandelte und ihn antriebe, ſich es auch in der Welt ſauer werden zu laſſen und ſich von ſeiner Hände Arbeit zu nähren. Theodor, es iſt eine unmenſchliche Zumuthung, daß eine ganze Nation ſich vom Morgen bis zum Abend tagtäglich in allen Geſchäften und Mühſeligkeiten des Lebens herumtummeln müſſe; während daß der Mann, den ſie mit allen Güthern und Freudengenüſſen im Ueberfluß ſegnet, da hochoben auf dem Schloſſe ſitzt und — nichts thut. Wie muß jedem Bauer hinter dem Pfluge, jedem

Schmie-

Schmiede bei der Eſſe, jedem Weber auf dem Stuhle, jedem Kaufmanne im Komtoir, jedem Diener bei ſeinen Geſchäften zu Muthe werden, wenn er, ſo oft er an ſeinen Fürſten denkt, weiter nichts denken kann, als — jetzt liegt er auf dem Sofa und ruhet von ſeinen Wollüſten — oder jetzt guckt er zum Fenſter heraus und ſieht, wie wir arbeiten? Wenn ihm auch keiner von ihnen allen einen lauten Vorwurf macht, kann er noch Anſprüche auf einiges Ehrgefühl haben, ohne ſich dieſe Vorwürfe ſelbſt zu machen? Und wie geht es denn nun im Lande zu, wenn er nicht ſelbſt regiert? Iſt das etwa auch eine Unterthanenpflicht, hiermit zufrieden zu ſeyn? Oder wenn Bürger und Bauern darüber klagen, daß es nicht ſo zugehe, wie es zugehen ſolle, wer hört ihre Klagen, wer hilft ſelbigen ab? Er, der Fürſt etwa? O Theodor, ein Fürſt Wollüſtling hat auch ferner keine Liebe zu Land und Leuten. Die Buhlerinnen haben ſein Herz ſeinem Volke entwendet. In ihren Armen durch Uebergenuß der gröbſten ſinnlichen Freuden abgeſtumpft, hat er keine Empfänglichkeit mehr für irgend eine der geiſtigen Freuden, am allerwenigſten für die Freuden der Menſchenbeglückung und des Patriotiſmus. Das edle, ſanfte und reine Feuer, welches nur in ſchöne

Tha=

Thaten ausbricht, iſt in ſeinem Buſen zu einer wilden und brauſenden Flamme ausgeartet, welche nichts, als thieriſche Abkühlungen, ihn begehren macht. In derſelben Maſſe, in welcher er gegen die Buhlerei zärtlich und ſchmelzend iſt, iſt er gegen ſeine Unterthanen grauſam. Reine, heilige Liebe nur macht ſanft und ſtärkt uns im allgemeinen Wohlwollen gegen die Menſchheit; nimmerſatte, umherſchweifende Wolluſt aber härtet ab und erſtickt endlich jedes menſchliche Gefühl. Die Geſchichte iſt voll von dergleichen Beiſpielen, daß Wolluſt und Unmenſchlichkeit, thieriſche Geilheit und thieriſcher Blutdurſt gröſtentheils bei einander waren; und ſo oft ſie uns einen Erzwollüſtling auf dem Throne ſehen läßt, zeiget ſie uns auch in ihm den Tirannen. Man weiß es, daß es keine ärgere Tirannen gebe, als Sklaven, wenn ſie Herrſcher werden. Iſt nun ein Fürſt Sklave **der Wolluſt**: ſo wird er Tirann ſeines Volks, um ſich für die Ketten ſchadlos zu halten, an die ihn die Buhlerinnen ſchmieden. Gelingt es einer derſelben, ihn ganz in ihre Gewalt zu bekommen: ſo muß er thun, wie ſie will. Alsdann aber nimmt die Volks- und Vaterlandsſache oft einen fürchterlichen Gang. Es iſt nun nicht mehr die Weisheit und Gnade des Fürſten, ſondern die Gunſt ſeiner

Mai-

Maitreſſe, von der das Wohl und Weh des Landes abhangt. Sie verleidet ihm, wenn ſie es für rathſam für ſich hält, Land und Leute, flößt ihm einen Eckel für alles ein, was ſich von der Nation herſchreibt, entfernt jeden Rechtſchaffenen von ihm, avancirt ihre Kreaturen zu Räthen und Miniſtern, und hat auf die wichtigſten Staatsangelegenheiten den wichtigſten Einfluß. Iſt ſie ſtolz, ſo wird jeder ihr Opfer, der ſich nicht tief genug vor ihr beugt. Iſt ſie grauſam, ſo iſt keiner ſeines Lebens und ſeiner Freiheit ſicher, der ihr auch nur durch einen Blick ſeine Verachtung äuſſert oder jemals einer ihrer Abſichten entgegen war. Iſt ſie habſüchtig, ſo bereichert ſie ſich auf Unkoſten des Landes, nimmt Banknoten, Güter und Schlöſſer von ihm in Empfang, hilft Recht und Gerechtigkeit mit den Miniſtern um baares Geld, und die öffentlichen Aemter, geiſtliche und weltliche Dienſte an die Meiſtbietenden verkaufen, und die zuſammengeſetzte Freigebigkeit des Fürſten und des Volks vermag ſie nicht zu ſättigen. Iſt ſie ſchwelgeriſch, ſo kann der Aufwand nie prächtig genug ſeyn, den ihr erhabener Sklave für ſie macht; die fürſtliche Kaſſe wird erſchöpft, die gewöhnlichen Kammereinkünfte reichen nicht mehr zu; man macht eine neue Auflage über die andere auf die arbeitſam-

ſamſten, genügſamſten Volksſtände; die Unterthanen werden geplündert, das Land verſchuldet, und — dies alles eines Weibes wegen, in deſſen Buſen jedes edlere Gefühl ihres Geſchlechts erloſchen iſt. Die rechtmäſſige Gemahlin hat unterdeſſen die Wahl, ob ſie Selbſtverleugnung in dem unerträglichſten Grade ausüben und die erſte Hofdame ihrer Nebenbuhlerin machen, oder ob ſie in irgend einem entfernten alten verfallenen Burgſchloſſe verſtoſſen und vergeſſen leben und in die Seufzer ihres Volks ſeufzen will. Ihrer Würde zu ſehr bewußt, wählt ſie das letztere, härmt ſich zu Grabe oder wird mit einer guten Doſis Opium aus der Welt geſchaft. Oft iſt ſo ein Fürſt noch obendrein unbeſtändig in den Gegenſtänden ſeiner Wolluſt; denn wenn er die Gemahlin gegen Maitreſſe vertauſchen konnte: ſo wird er noch leichter Maitreſſe gegen Maitreſſe vertauſchen. Alsdann iſt das Elend ſeines Landes unüberſehbar. Jede dieſer feilen Kreaturen ſieht es vorher, daß ihre Herrſchaft über ihn höchſtens einige Jahre dauern werde und ſucht dieſe Zeit recht zu benutzen. Jede derſelben bereichert ſich in der Geſchwindigkeit, ſo gut ſie kann, um hernach, wenn ſie bei Nacht und Nebel das Land räumen muß, in einer entfernten Provinz die Herrlichkeit ihres Lebens fortſetzen

und des erhabenen Verſchwenders ſpotten zu können. Mit dem Hervortritt und mit der Wiederverſchwindung jeder derſelben leiden der Hof, die Dienerſchaft, die Regierungsart und oft der ganze Volkszuſtand die gröſſeſten Erſchütterungen. Eine neue Maitreſſe — neue Kabalen, neue Geheimeräthe, neuer Ton bei Hofe, neue Lieblingsvergnügungen des Fürſten, neue Plane und Anſtalten im Lande; denn wie ſollte ſie von der Bahn, die ihre Vorgängerin gemacht hat, auch nur eine Fußſtapfe übrig laſſen, ohne ſie auszulöſchen? Wie ſollte ſie nicht jede der gehabten Einwirkungen derſelben zu zerſtören und ihr ganzes Andenken für den Fürſten zu vernichten ſuchen? Iſt es auch möglich, daß es bei ſolchen immerwiederholten Gährungen im Lande jemals zu einem feſten Bodenſatz kommen und daß unter dieſen unaufhörlichen Veränderungen das Wohl der Nation zu einiger Vollkommenheit gedeihen möge? Iſt es nicht ſchon traurig, wenn der Diener des Staats nicht durch treue Verwaltung ſeines Amts, ſondern durch die Gnade der Buhlerin ſich der Gunſt ſeines Fürſten zu verſichern ſuchen muß? Iſt's nicht aber noch dreimal trauriger, wenn er mit jedem Morgen erſt nach der Hoffahne ſehen muß, ob der Wind noch ebendaher komme, woher er

geſtern kam, und wenn er ſo auf der Stelle mit jeder Veränderung des Gegenſtandes der Wolluͤſte ſeines Fuͤrſten in Unſicherheit ſeines Dienſtes ſchwebt. Kann man von einem Diener auch wohl erwarten, daß er treu und redlich dienen werde, wenn er nicht ſicher dient? Wer leidet aber unter der Unredlichkeit und Pflichtvergeſſenheit der Diener am meiſten — iſt's nicht das Volk? Und was fuͤr eine ſchwankende, elende Lage entſteht dadurch fuͤr ein Land, wenn jetzt dieſe oder jene Veranſtaltungen darin angefangen, eine Zeit lang mit groͤſtem Eifer betrieben, dann wieder abgebrochen, zerſtoͤrt, neue angefangen, dieſe wieder eine Weile gleicheifrig fortgeſetzt, wieder aufgegeben, dann abermals neue getroffen werden u. ſ. w.? Sind die Familien auch zu zaͤhlen, die von Zeit zu Zeit dadurch ungluͤcklich gemacht, aufgeopfert oder aus dem Lande getrieben werden? Muͤſſen nicht Sitten, Lebensart und Karakter des Volks alles eigenthuͤmliche und nationale verliehren und ein Miſchmaſch von den entgegengeſetzteſten Ingredienzien werden? Ein Land, das einen unſtaͤten, veraͤnderlichen Wolluͤſtling auch nur zehn Jahre zum Fuͤrſten hat, iſt eben ſo uͤbel daran, als wenn es in den zehn Jahren fuͤnf, ſechs Fuͤrſten hinter einander gehabt haͤtte, die

alle Verſchwender und zwar Verſchwender von ganz verſchiedener Art geweſen wären. Jetzt beherrſcht ihn z. E. eine Maitreſſe, die eine Freundin von der Jagd iſt. Sogleich wird das Jagdweſen auf einen recht glänzenden Fuß geſtellt; Hunde, Pferde, Jäger, Gewehre werden in gröſter Uebermaſſe angeſchaft und auf die öffentlichen Hetzen wird ein heilloſer Aufwand gemacht. Bald darauf beſiegt ſein Herz eine andere feile Donna, die ſchöne groſſe Soldaten gern zu Hunderten bei einander ſieht. Alsbald werden Leibkompagnien von lauter zwölfzölligten Männern und Jünglingen errichtet, die man im Lande mit Gewalt zuſammengreift, auſſerhalb Landes für ſchweres Geld anwirbt, prächtig montirt und reichlich in Gage ſetzt. So, wie ſie fällt, ſind ein Paar Kompagnieen Bettler und Diebe mehr im Lande. Ihre Nachfolgerin, welche ſie verdrängt, hört gern Koncerte. Stehendes Fuſſes wird eine pompöſe Kapelle formirt; Kaſtraten und Virtuoſen werden verſchrieben, Komponiſten werden berufen, Inſtrumente herbeigeſchaft und einige Regierungsjahre vergeiget und verflötet. Die Blondine war muſikaliſch — die folgende Brunette aber hangt mit Enthuſiasmus an Schauſpiel und Maſkerade. Nun werden prächtige Schauſpielhäuſer erbauet,

Komö-

Komödianten engagirt, Redouten gegeben u. ſ. w. Und — an allem dieſem unnützen, vor Gott und Menſchen unverantwortlichen Aufwande iſt Schuld — die Wolluſt des Fürſten . . Und — allen dieſen unnützen, vor Gott und Menſchen unverantwortlichen Aufwand bezahlt — ſein armes, arbeitſames, geplagtes Volk . . . Erſchrick und erbebe, mein ſchuldloſer, gutherziger Theodor vor einem Laſter, das jeden verdirbt, den es ergreift, und das um ſo ſchrecklicheres Verderben ſtiftet, je wichtiger der Menſch iſt, den es ergreift. Ergibt ſich ihm der Hausvater, der Bürger: ſo macht er ſeine Familie dadurch elend. Des Fürſten Familie iſt ſein Volk. Ergibt ſich ihm ein Fürſt: ſo macht er, der Landesvater, ſein ganzes Volk elend. Auf was für einem abſcheulichen Ton muß ſein Hof ſtehen, wenn er mit ſolchen Beiſpielen an den Galatagen an der Spitze deſſelben erſcheint! Wie muß der wollüſtige Ton ſeines Hofes bald der Geſellſchafts- und Hauston in den vornehmern Familien der Reſidenz werden! Wie müſſen Leichtſinn und Ueppigkeit, Verführung der Unſchuld und Zerreiſſung der ehelichen Bande in den Augen der ganzen Nation bald zuläſſige Galanterieen, nichtsbedeutende Kleinigkeiten oder gar Modeton werden! Welche abſcheuliche Ein-

Einflüſſe muß dies auf die Edukation haben! Was für eine verworfene Generation muß es werden, die unter einem ſolchen Fürſten und unter ſolchen Beiſpielen auf allen Seiten erwächſt! Ein Fürſt Wollüſtling und ein privilegirter Räuber der weiblichen Tugend ſind in einem Lande gleich fürchterlich. Vor ihm iſt der Mann ſeines Weibes nicht ſicher, und die Mutter nicht ihrer Tochter. So, wie ſein buhlender Blick ſich auf die eine oder die andere richtet, und ſein laſterhaftes Herz in wilde Flamme für ſie geräth, ſchleppt er ſie auf ſein Schloß; wer will ihm widerſtehen? Und findet er Widerſtand: ſo verwandelt ſich ſeine Wolluſt in Rachgier; die Rachgier des Fürſten aber ſtiftet Verderben und Tod. Wehe dem Redlichen, der ihm in den Weg tritt und ihm die Schwärze ſeines Herzens vorhalten will! Er wird ihn haſſen, verfolgen, in Banden werfen, und zum Schafot führen laſſen. **Wahre Religion** kann ſchlechterdings nicht mit ſeiner moraliſchen Verderbtheit beſtehen. Entweder völlige Irreligion wird ihn beherrſchen, oder er wird dem ſinnloſeſten Aberglauben ergeben ſeyn. Dieſer iſt nach ſeinem Geſchmack; denn er kann ihn mit ſeinen Wollüſten verbinden. Sein Herz kann dabei bleiben, wie es iſt, und er braucht nur die heiligen Aeuſſerlichkeiten mitzumachen;

dieſe

dieſe machen alle ſeine Ausſchweifungen wieder gut. Erſt ein Tete a tete der ſchönen Buhlerin **Marie**, und dann ein Tete a tete der **Mutter Gottes Marie** — beide ſind ein Paar Marien — und ſo iſt alles wieder abgemacht. Das wirſt du oft finden, daß die wollüſtigſten Fürſten die bigotteſten ſind. Schon unter den Privatperſonen iſt es ſo Mode, daß man ſeine Ausſchweifungen mit dem Mantel des äuſſerlichen Gottesdienſtes bedeckt; wie vielmehr unter den Fürſten! Dieſe müſſen es um ſo mehr thun, weil alsdann die Kleriſei zu ihren Wollüſten am erſten ſchweigt. Statt, daß ein Nathan nach dem andern zu ihnen gehen, und, wie es Schuldigkeit iſt, den Busprediger bei ihnen machen ſollte, heißt es — unſer Fürſt hat zwar auch menſchliche Schwachheiten aber — er hat doch Religion . . . Und wenn auch hie und da ein Fürſt Wollüſtling irreligiös oder gar Atheiſt wäre, zuletzt, wenn die Laufbahn der Leidenſchaft geſchloſſen iſt, werden ſie alle bigott. Das iſt die allernatürlichſte Wendung, welche ein wollüſtiges Herz nur nehmen kann. Die Stürme der Leidenſchaft betäubten ſie ſeither, daß ſie keinen Zuruf des Gewiſſens vernehmen konnten. Nun iſt Stille — nun hören ſie den innern Richter. Was zu

 thun?

thun? Nun Andachtsbücher, nun Betbänkchen, nun Krucifixe her! An Geiſtlichen fehlt es nicht, welche nun dasjenige auf die Wirkung der Gnade an ihnen rechnen, was im Grunde blos Folge der erſchöpften Natur iſt; die in dem allereinfachſten Gange des menſchlichen Herzens eine ſehr wundervolle Bekehrungsgeſchichte erblicken und — die Ehre davon nun ihren geiſtlichen Zuſprüchen und Predigten zuſchreiben. Ob denn dieſe Leute nie klug werden und bemerken, daß dies jederzeit das Final der Wolluſt iſt? Ob ſie nicht einſehen, daß die ganze Bekehrung ihres gnädigſten Herrn einem Feuerzeuge ähnlich ſehe, worin zwar Stahl und Stein noch befindlich ſind, der Zunder aber fehlt? Kurz — dies iſt der ganze Lebenslauf ſo eines Fürſten — in der Jugend ein Wollüſtling, im Alter ein Andächtler. Ein brillanter Lebenslauf! Das heißt mit andern Worten — in der Jugend ein Sünder, im Alter ein Thor . . . Wahr iſt es leider, daß ſolche Fürſten durch die Ungebundenheit am Geſetze, welche ſie ſich träumen, und durch eine eingebildete Freiheit, thun zu können, was ſie wollen, worin ſie niemand ſtöret, zu ſo einem ausſchweifenden Leben verleitet werden! Wahr iſt es leider ebenfalls, daß die Nationen oft gutmüthig dazu ſchweigen! Aber

Theo=

Theodor — frage dein eigenes Herz, ob es nicht unter aller Würde eines Fürſten ſei, ein offenbares Laſter, ein ganzes zügelloſes Leben öffentlich und im Angeſicht ſeines ganzen Volks zu führen und auszuüben. Iſt es denn genug, daß es dem Fürſten, als oberſten Richter, blos an einem Richterſtuhl im Lande fehlt, vor welchen er gefordert werden könne? Iſt es genug, daß es niemand wagt, über ſeine Ausſchweifungen ihn laut zu admoniren? Sieht er denn das ermahnende Achſelzucken der Weiſen ſeines Volks, ſieht er das verdammende Kopfſchütteln der Patrioten nicht? O Theodor, mein Einziger, lebe ſo, daß einſt keiner deiner Weiſen über dich die Achſeln zucke und keiner deiner Patrioten über dich den Kopf ſchüttele! Fliehe die Wolluſt als Prinz, fliehe ſie als Fürſt; und ergib dich nie einem Laſter, das die Geſetze ſtrafen, das du am Unterthan ſtrafen mußt, und das, wenn weder die Geſetze, noch du, es ſtrafen können, im Fall daß es im Verborgenen geſchieht, die Natur ſogar beſtraft. Sieh, wie ich dich liebe! Wie würde ich dich aber ſterbend noch ſo lieben können, wenn ich in dieſer Welt noch hörte, daß du ein Wollüſtling geworden wäreſt! Und wie würde ich dich liebend einſt wiederſe-

hen können, wenn du in jener Welt als ein geweſener üppiger Fürſt, als ein ehemaliger Unzuchtſklave auf dem Regentenſtuhl mir begegneteſt! Ach dich treffe nie der Fluch der Welt und dein eigener Fluch — dich treffe nie der Fluch der Zeit und der Fluch der Ewigkeit! Komm, lege deine Bruſt an die meinige und gib mir den herzlichſten der Sohnesküſſe darauf, den du mir jemals gabſt, daß du — — —

Hier entzog die Wehmuth dem edlen Vater die Stimme. Theodor, mit thränenvollen Augen und mit heftigpochendem Herzen wand ſich ſo um ihn her, daß Bruſt gegen Bruſt lag. Sein Herz ſchlug immer ſtärker. Endlich ſtammlete er — **So rein, wie dieſe Schläge, ſei auch der letzte Schlag!**

Nun, hub der Fürſt an, ſo ſei der Gott deiner Väter mit dir und ſegne dich! Gehe nun — ſammle Schätze der höhern Weisheit — denke immer an uns und bleib rein und gut! —

Nahe am Ausgange des Gartens wartete Ulrike. Als ſie den Vater und den Sohn Hand in Hand auf ſich zukommen ſah, ging ſie ihnen entgegen, küßte Theodorn minutenlang, gab ihm ihr Bild in einer Doſe, wofür ſie die Liſte ſeiner Armen von ihm zurückempfing, und ſprach — Lebewohl und werde ein edler Mann!

Vor

Vor dem Garten hielt der Wagen des Fürſten. Adolf ſprach in dem letzten Augenblick noch zu Rothen — Rechtſchaffener, vertritt ganz meine Stelle, ſetzte ſich mit Ulriken ein und ließ ſchnell zufahren. Rothe führte Theodorn, der in der zärtlichſten Gemüthsbewegung war, ſogleich in einen labirinthiſchen Gang des Gartens zurück und unterhielt ihn da mit den Freuden des Wiederſehens ſeiner Eltern.

Die ſämtlichen Einwohner von Theodorsdorf kamen noch deſſelbigen Tages, um auf ihren Herrn die letzten Blicke zu heften. Es war, als wollten ſie ſich alle ſein Bild noch einmal Zug für Zug ſo eindrücken, daß ſie, wenn ſie ihn einſt wiederſähen, auf die Linie beſtimmen könnten, ob und wie er ſich verändert hätte; ſo ſtarrten ſie ihn an. Theodor, der dies bemerkte und ihre Augen voll Thränen dabei erblickte, war männlicher, als ſie alle, tröſtete ſie über ſeine Entfernung und entließ ſie mit den Worten: „ich komme wieder und bleibe dann bei euch. Ein Fürſt kann nie klug und gut genug werden; darum laſſet mich immer wandern. Es iſt beſorgt, daß es euch während meiner Abweſenheit wohlgehe; und wenn ich wiederkomme, ſoll es euch noch beſſer gehen.

gehen. Ich wünſche, daß ich euch alle wieder-finde. Sehet mich nur recht an; zählet alle die Geſichtszüge an mir, die die Güte meines Herzens gegen euch und gegen alle Menſchen ausdrücken; es ſoll unterdeſſen keiner an mir verwachſen oder verlohren gehen.“ Rothe hatte bemerkt, daß der Prinz noch einmal, wie es ſchon ſpät am Abend war, ſchnell nach der Einſiedelei gegangen war, als wenn er daſelbſt etwas vergeſſen hätte. Der Prinz feierte zum letztenmale den Sonnenaufgang auf dem Altan und begab ſich darauf mit Rothen auf die Reiſe. Das ganze Gefolge beſtand in Schmidt und einem Jäger, den Fürſt Adolf als einen ſehr geſetzten und ihm ergebenen Mann noch beſonders zu ſeiner und Rothens Bedienung in der Fremde beſtimmt hatte.

Theodor war in dem Ländchen ſeines Vaters, wo die Akademie war, noch nie geweſen. Die Erwartungen von ihm konnten daher nirgends gröſſer und ſehnlicher ſeyn, als hier. Kaum hieß es, daß der Prinz angekommen ſei: ſo drängte ſich alles, ihn zu ſehen. Wo er in der erſten Zeit ging und ſtand, da umringten ihn Menſchen aus allen Ständen. Seine Beſcheidenheit, Offenherzigkeit, Natürlichkeit und herablaſſende Güte gewannen ihm hier ebenſo bald

alle Herzen, wie im Vaterlande, und er ward im kurzen der allgemeine Gegenſtand der Achtung und Liebe. Beſonders merkten Bürger und Bauern bald, wen ſie an ihm hätten. Theodor fand ſich leichter in die Entfernung von ſeinen Eltern, als man gedacht. Rothe, an dem er ſo von Jugend auf mit ganzer Seele zu hangen gelernt hatte, und an den er ſich nun noch feſter anſchloß, war der Mann, deſſen Anblick und Umgang ihn erheiterte. Mit ſeiner Mutter unterhielt er eine vertraute Korreſpondenz, die für ihn ſehr nützlich war. Dieſe vortrefliche Frau benutzte ihre Briefe dazu, ihm alle die ſanften und rührenden Lehren nun mitzutheilen, welche ſie aus mütterlicher Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit ihm mündlich nicht geben mögen. Als er das erſte Schreiben von ihr empfing, ſchien er in eine ſehr ſtarke Rührung zu gerathen und ſtellte gleich darauf ihre Silhouette vor ſeinem gewöhnlichen Sitz auf. Neben derſelben hing Tages darauf — die Silhouette der Herzog. Rothe, als er dieſe erblickte, ward frapirt, und hatte nun die Erklärung von des Prinzen ſchnellem Gange am letzten Abend zur Einſiedelei. Theodor, als er ſeinen Freund in einer Art von Verlegenheit darüber ſah, verſetzte: „ich habe die Herzog aus zwei Urſachen mitgenommen;

ein-

einmal, damit ihr Anblick ihr Andenken noch öfter in mir erneuere und ich ſo eine Stütze für meine Unſchuld und Tugend mehr haben möge; und dann, damit ich, ſo oft ich aus weiblicher Geſellſchaft nach Hauſe komme, die Frauenzimmer, welche ich geſprochen, mit ihr meſſen und den Grad ihres Werths daraus beſtimmen könne, in wie fern ſie ihr ähnlich ſind, oder nicht.

Den ſtärkſten Umgang hatte der Prinz mit den Profeſſoren der Akademie, unter welchen ſehr vortrefliche Männer waren. Es ſchloß ſich bald ein kleiner Zirkel derſelben, in welchem er wöchentlich einigemal viel Unterricht und Freude genoß. Ebenſo war er auch oft in den beſten Häuſern des Orts, und ſtimmte bei der Auswahl derſelben gern und zuverſichtlich in die Meinung ſeines wackern Erziehers ein. Unter den öffentlichen Zuſammenkünften war ihm das Koncert die liebſte, welches daſelbſt ſeit einigen Jahren ſchon errichtet war und ſich vortreflich beſetzt befand. Die Natur war in dieſer Gegend nicht minder ſchön, als in ſeinem Vaterlande, und gewährte daher nach, wie vor, ſeinem Geiſte viel Erhebung. Ein fürſtliches Schloß gab es nicht in der akademiſchen Stadt, ſondern er wohnte in einem Privathauſe; in einer kleinen Entfernung aber war ein ſchönes Landhaus ſei-

nes

nes Vaters, wo er häufig die ländlichen Freuden genoß. Fürſt Adolf hatte Rothen ein= für allemal eine immergeltende Anweiſung auf ſeine dortigen Revenüen gegeben, worauf er davon ſo viel ziehen konnte, als er wollte. Theodor aber, gewohnt, wenig Aufwand zu machen, blieb auch hier ſeinen Grundſätzen getreu. Er hielt einige Reutpferde, hatte oft Privatkoncert bei ſich, ſpielte gar nicht, kleidete ſich ferner ſimpel und gab ſein meiſtes Geld an Wohlthaten aus. Der Ton, auf welchem damals die daſigen Studenten ſtanden, als er auf die Akademie kam, war eben nicht der edelſte, und misfiel ihm, ohne daß Rothe erſt nöthig hatte, ihm Widerwillen dagegen einzuflöſſen. Die Profeſſoren ſelbſt beklagten ſich darüber häufig gegen ihn, ſetzten aber hinzu, daß ſie mit allen ihren Bemühungen die Sache ſeither nicht hätten abändern können, weil der gröſſeſte Theil der Studenten Fremde wären, welche nach geſchehenen Einſchränkungen, die das Anſehen eines Zwangs hätten, die Akademie verlaſſen und die Hörſäle in Leere verſetzen würden. „Ihr Beiſpiel, mein Prinz, ſprach ein ſehr wackerer Mann unter ſelbigen, wird mehr leiſten können, als wir Profeſſoren alle zuſammen mit unſern Bitten, Ermahnungen und Verboten.“ Dieſer praktiſche Weiſe hatte Wahr-

heit geſprochen. Theodor war noch kein ganzes Jahr daſelbſt, als ſich der Ton der jungen Leute ſchon ſehr umgeſtimmt hatte. Das Schwelgen ließ nach; die Raufereien hatten ein Ende; die Sitten wurden feiner, man ſtudirte wackerer. Die reichern Fremden, welche ſeither in ihrer Kleidung die albernſten unmännlichen Moden befolgt hatten, kehrten zur Simplicität und Natürlichkeit in ihrem ganzen Aufzuge zurück. Theodorn machte dies viel Freude, und er ging nun mit den geſittetſten unter ihnen um; wodurch die übrigen noch mehr gereitzt wurden, auch nachzuahmen, um dadurch der Ehre ſeines Umgangs werth zu werden. Die Studien, welche der Prinz auf dieſer erſten Akademie, die er beſuchte, betrieb, waren von ſeinem Vater ſelbſt beſtimmt worden, und beſtanden in Philoſophie, die er beſonders mit Eifer ſtudieren ſollte, in phiſikaliſchen, ſtatiſtiſchen und kameral-Kenntniſſen, und in den ſchönen Wiſſenſchaften, wozu noch die Sprachübungen kamen. An eigentliche Jurisprudenz ward noch nicht gedacht. Rothe empfand über den unermüdeten Fleis des Prinzen überaus viel Zufriedenheit, und hatte auch nie Urſache auf den übrigen Seiten ſeines Geſchmacks, ſeines Betragens und ſeines Lebens wegen unwillig zu werden; weil der Prinz ſich weder eine

Aus-

Ausſchweifung noch auch nur jugendlichen Leicht-
ſinn erlaubte. Der Karakter deſſelben ward
nun vielmehr mit jedem Tage völligmännlicher
und geſetzter.

Nachdem Theodor die zwei beſtimmten Jahre
auf dieſer Akademie zum Nutzen und Segen für
ſeinen Geiſt und ohne Schaden für ſein Herz zu-
gebracht hatte, machte er ſich zu ſeiner Abreiſe,
von jedermann geſchätzt und geliebt und unter
den vortreflichſten Zeugniſſen aller ſeiner gehör-
ten Lehrer fertig. Die ganze Akademie beſchloß,
ihn feierlich bis auf die Grenze zu begleiten; er
verſchwand aber in einer Nacht, ehe noch die
Anſtalten dazu alle verabredet waren, und bezog,
ohne erſt wieder nach Hauſe zu reiſen, nun die
zweite Univerſität, welche unter den ausländi-
ſchen entferntern eine der berühmteſten und blü-
hendſten war. Hier machte er zwar durch ſeine
bloſſe Ankunft das Aufſehen nicht, welches er
dort gemacht hatte; weil hier beſtändig Prinzen
ſtudirten, die einmal regierende Herren werden
ſollten; aber er zeichnete ſich hernach durch ſeine
Sitten, durch ſeinen Wandel und durch ſein gan-
zes Weſen ſehr aus und zog nun ebenſo allge-
meine Aufmerkſamkeit auf ſich, wie dort. Ro-
the würde ihm hier weit nothwendiger geweſen
ſeyn, wenn ſeine Tugend nicht eine auf ſo feſten

Grundſätzen ruhende und ſo lange ſchon geübte Tugend geweſen wäre. Die Stadt ſelbſt war an Gelegenheiten, auszuſchweifen, für junge Leute weit reicher, als die vorige, und der Ton, in welchem die vornehmere Welt in ihr ſtand, war ein ſehr eitler, luxuriöſer Ton. Das ganze Weſen, wie man mit einander umging, ſich vergnügte, ſich kleidete und ſeine Zeit eintheilte, war recht das Antiweſen Theodors. Die Leute ſeines Standes, welche hier ſtudirten, figurirten allenthalben als Fürſtenſöhne und machten an Equipagen, Bedienten, Garderoben und Feten einen ſehr pompöſen Aufwand. Prinz Theodor ſtach dagegen wie ein bloſſer Edelmann ab und bekam es bei jeder Gelegenheit von ihnen zu hören, daß er ſeinem Stande nicht gemäs lebe. Er ermangelte nicht, ſeine beſſern Begriffe über das eigentliche standesmäſſige Leben ihnen mitzutheilen; ſie hatten aber keine Empfänglichkeit für dieſe, ſondern beſchuldigten ihn, daß er ſich auf Bouton nicht verſtehe. Einige derſelben waren den ausſchweifendſten Wollüſten mit Zügelloſigkeit ergeben und ſchienen blos auf der Akademie zu ſeyn, um ſich zu ihrer künftigen Würde ganz zu entnerven. In Damengeſellſchaften machten ſie den Franzöſiſchen Geck und im Umgange ihres eigenen Geſchlechts wußten ſie ſich mit nichts zu unter-

unterhalten, als mit den Erzählungen ihrer neueſten Eroberungen und Verführungen, und mit neuerfundenen erkünſtelten Wollüſten. Ihre Hofmeiſter und Geſellſchaftskavaliere lebten und ſprachen in demſelben Ton. Theodor mußte zuweilen mit ihnen beiſammen ſeyn; Rothe begleitete ihn aber jederzeit. Dieſer unterließ nicht, die feine Stimme der Moral unter ihnen zu erheben; worauf jedoch meiſtentheils ein lautes Gelächter erfolgte. „Merken Sie nun bald, ſprach er, nach der Zurückkunft aus einer ſolchen Geſellſchaft einsmals zu Theodorn, wie es hie und da in der groſſen Welt hergehe? Doch dies iſt nur erſt ein geringes Etwas von dem abſcheulichen Ganzen, welches Sie bald auf unſern Reiſen nun näher werden kennen lernen. Prinz, erhalten Sie ja Ihren Abſcheu gegen dergleichen Unſittlichkeiten und Zügelloſigkeiten immerdar in gleicher Lebhaftigkeit, und ſorgen Sie, daß nicht etwa die Gewohnheit, dieſe zu ſehen und zu hören, ihn entkräfte.“ O unbeſorgt, lieber Rothe, erwiederte der Prinz! Es iſt unmöglich, daß dieſe Art von Menſchen und von Meinesgleichen andere, als abſchreckende Eindrücke auf mich machen könne. Meine ganze Seele empört ſich gegen ſie. Wenn ich nicht zuweilen unter ſie ſeyn müßte, ich wollte ſie fliehen, wie man die Betten

fliehet, auf welchen die Infektion ſich wälzt. Das werden herrliche Fürſten werden! Wahrlich, wenn ihre Völker an die Zurückkunft derſelben in's Vaterland und an den künftigen Antritt ihrer Regierung denken: ſo muß ihnen werden, als wenn im Frühjahr heiſſe Tage und kalte Nächte, die mit einander ſchnell abwechſeln, bald graſſirende böſe Hälſe, Bräune und Faulfieber ankündigen. O wie ſegne ich die edlere Erziehung, welche mir mein Vater gab! Wie ſchätze ich mich nun erſt recht darüber glücklich, daß Gott und die Tugend mir ſo heilig und ehrwürdig wurden! Für die reinern Freuden des Lebens haben dieſe Baſtarte des Fürſtenſtandes gar keinen Sinn mehr; und wenn ich zuweilen mit ihnen davon ſprechen will: ſo bedauren ſie den gemeinen Ton, welcher an meines Vaters Hofe herrſchen müſſe. Meinetwegen mögen ſie den ihrigen vornehmer finden; ich finde ihn niederträchtig, verworfen, verrucht." Bei dieſen Geſinnungen beharrte Theodor unverbrüchlich und benutzte ſein Leben auch auf dieſer Akademie auf das zweckmäſſigſte. Er mußte zwar allerdings hier einigen gröſſern Aufwand machen; aber er machte ihn auf die edelſte Weiſe. Er ſetzte ſeine vorigen Studien fort und hörte hier ſtatt der Philoſophie nun die eigentliche Juris-

prudenz, über deren Kontraſt mit jener er gegen Rothen oft bittere Klagen führte. In dem letzten halben Jahre bereitete er ſich recht ausdrücklich zu ſeinen Reiſen, damit er ſie mit wahrem Nutzen für ſich thun mögte. Sein Vater hatte die Höfe und Länder der Reihe nach beſtimmt, welche er beſuchen ſollte. Nun las er nicht nur noch weit emſiger die Beſchreibungen dieſer Länder und Völker, um die Geſichtspunkte recht zu faſſen, aus welchen er beſtändig auf ſeinen Wanderungen um ſich her zu ſchauen hätte, ſondern er ließ ſich auch darüber noch auſſerordentlichen Unterricht von einigen Profeſſoren geben, die die ausgebreiteſten Staats- und Völkerkenntniſſe beſaſſen. Einer derſelben, welcher vor kurzem erſt faſt dieſelben Reiſen mit einem Deutſchen Prinz gemacht hatte, ward ihm beſonders nützlich. Dieſer lieferte ihm ſchon ſehr trefliche Schilderungen und Vorkenntniſſe der Höfe, welche er beſuchen wollte, machte ihn mit dem Karakter ihrer Nationen bekannt und wußte ihm faſt allenthalben die merkwürdigſten Menſchen zu nennen, deren Umgang ihm lehrreich und angenehm werden könnte. Fürſt Adolf berief ihn hierauf im ſtrengſten Inkognito an einem gewiſſen Ort auſſerhalb Landes, wo er nebſt Ulriken eintreffen, und ſich einige Tage lang mit ihm un-

unterreden wollte. Theodor nahm auch von der zweiten Akademie ſeine Unſchuld und Tugend unbefleckt mit zurück, verließ ſie unter dem Beifall aller Edlen, die ihn kennen gelernt hatten, und eilte, ſeine Eltern wieder zu umarmen.

Ulrike war unterdeſſen ſehr ſchwächlich geworden und beſtand jetzt recht ausdrücklich darauf, ihren Sohn zu ſehen. Der Wiederanblick deſſelben erfüllte ſie mit einer ſo enthuſiaſtiſchen Freudenwärme, daß ſie ſich wieder ſtark, wie in ihrer Jugend, fühlte. Theodor war einer der ſchönſten jungen Männer ſeiner Zeit geworden und ſein rein= und gutgebliebenes Herz ſpiegelte ſich noch unbefangener und ſelbſtvertraulicher, als ſonſt, in ſeinen offenen und bidern Blicken. Die Entrevüe zwiſchen ihm und ſeinen Eltern geſchah auf einem Bergſchloſſe, das mitten in einem Walde lag und ſehr romantiſche Ausſichten hatte. Man brachte die drei Tage, welche man beiſammen verlebte, faſt gröſtentheils im Freien zu, und Ulrike, als wenn eine geheime Ahndung ſie dazu antriebe, entließ den Prinz kaum aus ihren Händen. Ihr Gemahl ließ ihn ihr oft ganz über und unterhielt ſich alsdann jederzeit ſehr emſig mit Rothen.

Ulrike. (am Abend vor der letzten Trennung.) Biſt du wahrlich noch rein und gut,

mein

mein Theodor? Blicke mich ſtark und feſt bei der Antwort an!

Theodor. (Augenſtern auf Augenſtern, und aus der Fülle ſeines Herzens.) O edelſte Mutter, ſo rechtſchaffen ich mich aus Ihren Armen einſt wand, ruhe ich auch jetzt noch wieder in ſelbigen. Ja, ich bin noch ſtärker, noch unerſchütterlicher in allen den Grundſätzen geworden, worauf die Unſchuld ſich feſthält. Meine Tugend iſt nun mehr werth, als vorhin; denn ſie hat mit Gefahren gekämpft und hat geſiegt.

Ulrike. Ach ja, es muß wahr ſeyn; deine Augen ſagen es mir. Ihr Feuer, womit du mich anblickſt, iſt das hohe Bewußtſeyn des Guten, das in deinem Buſen wohnet. — Meine Augen wirſt du matt finden. Alle meine Liebe zu deinem Vater und zu dir, und alle meine Rechtſchaffenheit, der ich mich befleiſſige, haben die eilende Verzehrung meiner Lebenskraft nicht aufhalten mögen. Ich hatte noch einen Wunſch nur und — er iſt nun erfüllt.

Theodor. (in gröſſeſter Wehmuth.) Ewiggeliebte Mutter — beklemmen Sie mir das Herz zum Abſchied nicht ſo . . . Was iſt Ihnen — o ſagen Sie!

Ulrike. (ſehr gefaßt.) Nichts, guter Theodor; laß uns nun hiervon abbrechen. Ich habe

meine Beſtimmung erfüllt — ich habe meine Wünſche erhalten. Du wirſt doch nun zum zweitenmale einſt ebenſo rechtſchaffen wiederkommen, als zum erſtenmale — nicht wahr?

Theodor. (ſeine Hände in die ihrigen legend.) Ach gewis, gewis — aber

Ulrike. Nun, ſieheſt du — was will ich weiter? Dich auch Fürſt werden ſehen? Da müßte ich ja deinen Vater ſterben ſehen — und — das wolle Gott nicht!

Theodor. (betäubt.) Ach Mutter, beſte Mutter, wir ſehen uns doch wieder?

Ulrike. So Gott will! — Wo aber nicht, ſo komm, wenn du rein und gut in dein Vaterland zurückkehrſt, an mein Grab und weihe mir da Thränen der Liebe. Du ſollſt, um mich alsdann zu finden, nicht in ein tiefes Gewölbe ſteigen müſſen.

Theodor umſchloß ſie feſt und ſtumm. Lange nachher ſprach er — ſo reiſe ich lieber nicht. Ja, erwiederte ſie, du mußt reiſen. Die Pflicht gegen dein Vaterland iſt gröſſer, als die Pflicht gegen deine Mutter. Reiſe und bilde dich dadurch ganz zum weiſen und guten Fürſten deines Volks einſt aus.

Hier kam Adolf dazu, und als er den Gegenſtand vernahm, wendete er ſich um und ver-

barg

barg ſeine Thränen. Ulrike bemerkte Rothen im Weinberg und eilte drangvoll zu ihm hin. Sie empfahl ihm ihren Sohn an den fremden Höfen nochmals ſo rührend, als ſpräche ſie ſchon aus jener Welt herüber, und gab ihm ein ſehr fürſtliches Angedenken auf die Reiſe. Adolf ſprach unterdeſſen zu Theodorn:

„Deine Mutter iſt kränklich — mir blutet das Herz, indem ich dies ſage. Rede mit ihr jedoch nicht wieder davon; gieb ihr aber, wenn du dich von ihr verabſchiedeſt, einen herzlichern Kuß, als je. Du ſollſt durch mich von Zeit zu Zeit Nachricht von ihr haben; ſie ſelbſt aber ſoll nicht mehr an dich ſchreiben. Ihre Briefe an dich ſtrengen ſie zu ſehr an. — Mein Theodor, dein Reiſewagen mit allem Zubehör für dich wird eben ankommen; die Wechſel hat Rothe; die Route kenneſt du ſchon. Doch dies iſt alles gerade das geringſte bei der Sache; laß uns von dem Wichtigern dabei ſprechen. Du biſt ein Deutſcher Prinz, und darum ſollſt du zuförderſt die vornehmſten Deutſchen Höfe beſuchen. Mancher Deutſche Prinz reiſet nach Paris und London, ohne in Wien und Berlin geweſen zu ſeyn; das iſt aber wider die Natur der Sache. Wer Geographie lernt, muß bei ſeinem Vaterlande anfangen, und wer reiſet, bereiſet auch erſt ſein

grösseres Vaterland. Du ſollſt Deutſche Sitten, Deutſchen Ton aufzuweiſen haben: ſo will ich auch, daß du dich darin erſt recht feſtſetzeſt. Auch verdienen es Deutſchlands Groſſe, Weiſe und Künſtler, daß du ſie zuförderſt aufſucheſt. Gottlob, wir ſind nun ſo weit gekommen, daß der Ruf derſelben und die Neugierde Ausländer herbeilockt, ſie zu ſehen. So wäreſt du ein undankbarer Sohn deines Deutſchen Vaterlandes, wenn du ſie vorübergingeſt, und das Schöne, Edle, Groſſe, und Gute, das du in der Nähe und an deinen Mitbürgern ſehen kannſt, nicht zuerſt ſehen wollteſt. Ueberhaupt ſollſt du darum nicht in's Ausland und über den Rhein reiſen, um da erſt menſchliche Weisheit, Wiſſenſchaftlichkeit, Tugend, Würde und Gröſſe kennen zu lernen. Das war ein albernes Vorurtheil vergangener Zeiten und würdigte den edlen Deutſchen Nationalſtolz auf das ſchändlichſte herab. Dank unſerm Zeitalter — der Deutſche fühlt ſich wieder mehr in ſeinem Werth, und wird ſeinen Nachbarn wieder ehrwürdiger. Er ſtimmt ſich in ſeinen eigentlichen Ton wieder zurück und tritt die Nachahmungsſucht des Fremden, das oft weit ſchlechter iſt, als er es ſelbſt hat, mit Füſſen. Laß Deutſchlands Fürſten noch zwanzig, dreiſſig Jahre ſo fortfahren, ihre

eigene

eigene Nation und den Geiſt derſelben zu ſchätzen, wie ſie jetzt thun; ſo werden Deutſchlands Bürger wieder ganz Deutſch, ihre Tugend, ihre Sitten, ihre Trachten und ihr Geſchmack werden wieder Deutſch ſeyn. Es war Kleinmüthigkeit, Nervenſchwäche, unnatürliche Selbſtverleugnung, daß wir uns ſonſt ſo wegwarfen und uns ſelbſt gutwillig den Ausländern nachſetzten. Sie ſahen's und — lachten darüber. Wir verriethen uns ihnen durch ſichtbaren Drang nach ihnen, durch Affektation ihres Karakters und ihrer Sitten, durch Ueberſetzung ihrer Schriften in unſere Sprache und ihre Moden unter unſerm Himmelsſtrich. Da wir uns ſelbſt nicht achteten, ſo war's kein Wunder, daß auch ſie uns nicht achteten. Jetzt ändert ſich die Sache, und vielleicht ſind wir nach Vergang eines kleinen Halbjahrhunderts ganz gerächt. Es iſt nicht Stolz, Wahrheit iſt's, daß der Deutſche auf keiner wahren Seite der Menſchheit bei irgend einer Nation zur Lehen gehen dürfe. Wir haben in jeder gemeinnützigen Wiſſenſchaft jetzt Meiſter vom erſten Range; unſere Weltweiſen figuriren in der Geſchichte Europens, wie unſere Helden; Erfindungskraft iſt eine Gabe des Geiſtes, die häufig auf Deutſchem Boden keimt; Kraft und Fleis ſind dem Deutſchen eigen; was Vaterlandsliebe vermöge, hat er gezeigt; ſeine Treue,

seine

ſeine Redlichkeit ſind weltbekannt; ſein Anſtand und ſeine Sitten zeugen von Männlichkeit. Nur die leidige Nachahmungsſucht der Ausländer, welche durch häufiges Reiſen zu ihnen mit Hintenanſetzung des eigenen Vaterlandes bewirkt ward, hatte uns verunſtaltet, herabgeſpannt und verächtlich gemacht. In der Maſſe, in welcher wir dieſe verbannt haben, ſind wir auch wieder zu Ehren und Kräften gelangt und unſerm urſprünglichen Nationalkarakter wieder näher gekommen. Reiſe du alſo, wenn du Deutſchland durchwandert biſt, in's Ausland, um jenes noch mehr ſchätzen zu lernen. Nimm ſchlechterdings nichts von franzöſiſcher Denkart und Sitte an; es kleidet uns Deutſche nicht. Gib dich auch nicht einmal unterwegs zu einer verſtellten Affektation deſſelben her. Bleib Deutſch, ſo lange du lebeſt; halte einſt einen ganz Deutſchen Hof und ehre und liebe vor allen das Deutſche, es betreffe was es wolle. — Das Reiſen iſt einem künftigen Fürſten unentbehrlich; es bildet ſeinen Geiſt erſt recht vollkommen aus, ſchärft ſeine Blicke auf die erſten Gegenſtände der Menſchheit, lehrt ihn richtige Parallelen ziehen und unterrichtet ihn am bündigſten in der groſſen Wiſſenſchaft, ſein Volk wahrhaftigglücklich zu machen. Den wahren Geiſt der Weisheit

heit und Wohlthätigkeit der Geſetze lernt er da weit richtiger kennen, als aus Büchern, weil er gleich den Erfolg der Geſetze in den Ländern ſelbſt erblickt. Die eigentlichen Mittel, ein Volk zu kultiviren, entdeckt er auf ſeinen Reiſen auch gewiſſer, weil er aus dem Grade der Kultur, den er irgendwo antrift, auf den Werth der Anſtalten zurückſchlieſſen kann, welche dazu getroffen wurden. Ob dieſes oder jenes Projekt, das in ſeinem eigenen Lande auch angewendet werden könnte, etwas tauge, kann er unterwegs, ohne den geringſten Aufwand auf den Verſuch deſſelben zu machen, aus den gelungenen oder misgelungenen Proben deſſelben ſehen. Er kann auf ſeinen Reiſen die Weiſen ſprechen, welche er zu Hauſe höchſtens nur leſen kann, oder die nie Schriftſteller wurden. Iſt er ein Freund der Künſte — wie muß das Reiſen ſeine Kenntniſſe erweitern und ſeinen Geſchmack ausbilden! Aber — wenn das Reiſen dieſen Nutzen haben ſoll, muß man auch wirklich reiſen; das heißt, man muß nicht blos durch die Länder hinfahren, hie und da ein Nachtquartier nehmen oder Raſttag halten, dies und jenes obenhin begaffen, und übrigens nur eſſen und trinken, tanzen und ſpielen, und dann wieder nach Hauſe kommen, ſo klug ſeyn, wie vorher, an die Reiſe manch-

manchmal, wie an eine Reiſe im Traum, zurückdenken, über Tafel ſagen können, ich habe Kaiſer Joſeph, König Friedrich, König Ludewig und König George geſehen, und — übrigens vom Vaterlande aus nun noch die Spielſchulden in Paris bezahlen — — Sondern — und nun höre recht zu, mein Theodor. Das Erſte iſt — wer mit Nutzen reiſen will, muß vorher ſchon, ehe er reiſet, in Gedanken oft da ſeyn, wohin er reiſen will. Er muß einen Plan haben, warum er reiſen will. Er muß gewiſſe Geſichtspunkte faſſen, unter die er alle die Oerter und Länder ſtellt, die er beſuchen will. Er muß die Nahmen und Entfernungen dieſer Oerter und Länder nicht nur kennen, ſondern er muß auch ſchon wiſſen, was er da hauptſächlich ſehen, hören, fragen, beobachten will. Daran lag's oft einzig und allein ſchon, daß mancher Deutſche Prinz auch von ſeinen Reiſen, ohne irgend einen weſentlichen Vortheil davon gehabt zu haben, wieder nach Hauſe kam, daß er ſich vor der Reiſe zur Reiſe nicht gehörig zubereitet hatte. Dies, mein Sohn, iſt nun zwar an dir geſchehen, theils durch dich ſelbſt, theils durch viel andere; allein daran iſt es nun bei weitem noch nicht genug für dich, um dir und deinem Vaterlande deine Reiſen nützlich zu machen. Du mußt nun auch den

Plan,

Plan, warum, und die Geſichtspunkte, aus welchen du reiſen ſollſt, unterwegs ſtets vor Augen haben. Du mußt mit Nachdenken, mit beſtändigem Umdichherſchaun und mit männlichem Beobachtungsgeiſt reiſen. Du weißt, was du allenthalben zu ſuchen haſt; ſo ſuche es auch wirklich und vergiß nicht unter Zerſtreuungen und Vergnügungen immer das Wichtigſte. Ich will nicht, daß du unterwegs blos ſtudiren und an keinen geſellſchaftlichen Freuden Theil nehmen ſolleſt; aber das will ich, daß du immer den Gedanken vor Augen habeſt, daß du nicht eine Reiſe zu deiner Geſundheit blos, ſondern — eine Reiſe zur Aufklärung deines Verſtandes und zum Segen deines Volks macheſt. Mancher Deutſche Prinz, wenn er eine halbe oder ganze Tonne verreiſet hatte, wußte am Ende zu Hauſe weiter nichts zu referiren, als — daß er ſich wohl divertirt habe. Das hätte er aber zu Hauſe für ein Zehntheil dieſer Summe ebenſo thun mögen. Du ſollſt den Aufwand, welcher deine Reiſe macht, als das Kapital anſehen, welches unter allen am wohlthätigſten angelegt ward und wovon dein Volk einſt Zeit deines Lebens die reichlichſten Intereſſen ziehen muß. Vergnüge dich alſo immerhin auf deinen Reiſen; habe nicht blos genug an den ſchönen

Aus-

Ausſichten der Natur, die ſich dir doch in Menge darbieten und für deinen Hang und Geiſt ein unausſprechliches Labſal ſeyn werden; genieß auch die Geſellſchaften an den Höfen und unter dem Volke; aber — den gröſten Aufwand, den du machſt, mache auf Menſchen- und Völkerkenntnis, auf Fürſtenweisheit und Geſchmacksvervollkommnung. Studire, wohin du kommſt, den Karakter des Fürſten und der Nation; ſtudire die Geſellſchaften und die Individuen, welche ſich dir darbieten, oder dich aufnehmen; ſtudire Landesverfaſſung, Volkskultur, Geiſt der Geſetze, Nationalinduſtrie, Produkte, Sitten, Gebräuche, Glauben, Vorurtheile und Ton. Haſt du bei Hofe gegeſſen und getrunken: ſo wende dich an die Miniſter. Unterhalte dich mit ihnen über die wichtigſten Gegenſtände des Landes; laß ſie deiner Aufmerkſamkeit während deines Aufenthalts bei ihnen die rechte Richtung geben; mache ihnen über dieſe und jene Verfaſſung, über dieſes und jenes Geſetz beſcheidene Einwürfe und Zweifel, und horch darauf, wie ſie ſie heben. Gehe zu den Weiſen und Gelehrten, zu den Künſtlern und Meiſtern. Sieh und beobachte jede gemeinnützige Anſtalt. Bemerke jedes Gute und Schlechte im Lande. Hörſt du, daß irgendwo ein Volk in ſeinem Glückſeligkeitszuſtande

gegen

gegen ſonſt ſinke oder ſteige: ſo erforſche genau den Zuſammenhang davon. Das Volk ſelbſt weiß mehrentheils die Urſachen davon ſehr genau anzugeben und — giebt ſie oft allein nur treu und ehrlich an. Erfrage, ob Zufriedenheit oder Unzufriedenheit im Lande über den Fürſten und ſeine Regierung obwalte, und ergründe die Quellen der einen und der andern. Merke aber den Grad von Toleranz und Intoleranz, von Freiheit und Sklaverei, den du allenthalben antriffſt, und auf das Verhältnis, in welchem derſelbe durchgängiggleich mit dem Karakter der Nationen mit ihren Glückſeligkeitslagen und Lebensgenüſſen ſteht. Du haſt geſehen, wie nützlich und angenehm es für dich war, daß du auf der kleinen Reiſe durch dein Vaterland dir ein Tagbuch hielteſt. Nun um ſo mehr halte ein ſolches in beſter Vollſtändigkeit auf der bevorſtehenden groſſen Reiſe in fremde Länder, in die du hernach nie wieder kommen wirſt. Es kann das Buch der Weisheit für dich werden, wenn du es darnach anfängſt; es kann die Stelle künftiger Reiſen für dich vertreten, und dir nach vielen Jahren einſt noch die lebhafteſten Zurückerinnerungen gewähren. So, wie du zurückkommſt, ſoll es auch meine erſte Lektüre ſeyn; und dann will mich um ſo mehr daran ergötzen,

je mehr feine Bemerkungen und richtige Reflexionen ich darin antreffe. Benutze ja dieſe Reiſe recht, lieber Theodor; denn — es iſt deine letzte. Die übrige Zeit meines Lebens will ich nehmlich nach deiner Zurückkunft dazu anwenden, dich mit dem Regierungsweſen ſelbſt recht vertraut und in allen dahin einſchlagenden Geſchäften geübt zu machen. Als Erbprinz wirſt du alſo hernach nicht mehr reiſen können, und — als Fürſt einſt ſollſt und darfſt du nicht weit und lange umherreiſen. Das merke dir ja recht. Kleine Reiſen an benachbarte Höfe, in Bäder u. ſ. w. mag ein regierender Herr allewohl zuweilen thun; aber — halbe und ganze Jahre lang auſſer Landes zu ſeyn, das können die Fürſten, wenn ſie nicht die wichtigſten Urſachen dazu zwingen, bei Gott und Menſchen nicht verantworten. Der Unterthan muß ſeinen Fürſten ſprechen können, und zwar — ohne in ein fremdes Land erſt nach ihm zu reiſen. Ob dies immer ſo iſt, davon rede ich nicht; genug, es ſollte immer ſo ſeyn, und ich würde jammernd einmal dir im Tode das Regiment übergeben, wenn ich fürchten müßte, daß du ein Fürſt Umherfahrer würdeſt . . . Manche unſerer Prinzen reiſen und haben am Ende in Frankreich weiter nichts gelernt, als

einen Damenfecher mit Anmuth von der Erde aufheben, und in England Gott verdamm mich fluchen. Aber — wenn ſie nun vollends gleichſam nur reiſen, um — ihre Tugend und Ehrbarkeit, ihre Geſetztheit, ihre Geſundheit, ihre Religion zu verreiſen, ſo iſt's nicht nur um jeden Souveraind'or ſchade, den die Reiſe koſtet, ſondern — es wäre nun auch zum Wohl ihrer Völker zu wünſchen, daß der künftige Herr Souverain ſelbſt eben da Ende genommen haben mögte, wo ſeine Tugend, Geſetztheit, Religion und — Souveraind'ors ihr Ende nahmen. Laß du dir von keinem Hofe der Welt weder deinen Kopf noch dein Herz verſchieben. In Anſehung deines Glaubens bleib, wie du gelehret worden biſt; du haſt den einzig wahren. Es iſt jetzt eine gar ſeltſame und wunderliche Sache um die Religion in den Ländern. Sonſt, wenn ein junger Menſch reiſete, gab man ihm nur Warnungen vor Freigeiſterei, Unglauben und Atheismus mit auf den Weg. Alleweil aber muß man ihn auch warnen vor Schwärmerei und Tändelei in der Religion, die faſt allenthalben unter mannigfaltigen Geſtalten wieder erſcheint. Erſt leugnete man die natürliche Kraft des Chriſtenthums auf das menſchliche Herz; jetzt ertheilt man ihm ſchier

Wunderkräfte auf den menſchlichen Körper, und ſchwatzt auch wohl in Anſehung der Natur ſelbſt von nichts, als von verborgenen Kräften. Du wirſt auf deinen Reiſen vielerlei öffentliche und geheime Geſellſchaften und Verbrüderungen kennen lernen, in welchen dies die Puppe iſt, womit man ſpielt. Laß dich von keiner einzigen derſelben täuſchen. Nur was gemeinnützig iſt, iſt wahres Gutes; ſobald aber etwas gemeinnützig iſt, muß es nicht geheim gehalten werden. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß hinter den geheimnisvollen Minen aller dieſer Arten von Leuten nichts ſtecke. **Was der Menſch zu ſeiner wahren Glückſeligkeit zu wiſſen nöthig hat, muß er ohne Initiation in irgend einen beſondern Klub, blos durch ſeine Vernunft, erfahren können;** denn woher haben es denn alle jene Erleuchteten? Haben ſie es nicht auch durch die Vernunft? Oder haben ſie oder ihre Vorgänger es etwa durch Inſpiration erhalten? Lieber Theodor, es war immer ſo; vom Aberglauben ſprang man zum Unglauben, und vom Unglauben wieder zum Aberglauben über. Dieſe Volte hat das menſchliche Geſchlecht ſchon hundertmal gethan und wird Sie noch hundertmal thun. Sei lebenslang ein **Weiſer und — wandle du zwiſchen beiden**

den in der Mitte. Du haſt ein lebhaftes, hei=teres Temperament; bewahre dir dieſe deine Hei=terkeit, verliehre aber auf deinen Reiſen auch das männliche, geſetzte Weſen nicht, welches du an dir ſo ſchön ausgebildet haſt und das dich jedem weiſern Fremden, der dich kennen lernt, auf der Stelle empfehlen wird. Nur allzuviel junge Deutſche Männer kannte ich ſchon, welche fratzigt aus Frankreich zurückkamen, wohin ſie mit geradem Deutſchem Sinn ausgereiſet waren. Die Galliſche Haſenfüslerei ſteckt ſo leicht an, wie der Galliſche Auſſatz. Ein Deutſcher wird aber nie ganz Franzoſe, ſondern nur — franzöſiren=der Deutſcher. Zum ganzen Franzoſen hat er nun einmal zu viel Natürlichgrades und Ei=genthümlichbideres. So wird ſein Karakter ein unangenehmer Miſchmaſch, und ſeine Sitte ein buntſcheckigtes Gewand, das ihn lächer=lich kleidet. Am wenigſten ſoll ein Deutſcher Prinz in Paris ſich dergeſtalt metamorphoſiren. Kommt er dann nach Hauſe, ſo ekelt ihn vor allem, was Deutſch iſt, und er begeht Ungerech=tigkeiten gegen Deutſche Männer, Deutſche Sit=ten, Deutſche Sprache, Deutſche Freuden. Sein Hof muß franzöſiren, wie er; ſeine Bürger äffen dem Hofe nach, und ſo karikaturirt ſich endlich der Karakter ſeiner ganzen Nation.

Bleib natürlich, wie du biſt, mein Theodor, und fürchte nicht, daß du deshalb irgendwo unwillkommen ſeyn oder gar verſpottet werden mögteſt. Die Natürlichkeit hat dieſelben Prärogativen, welche die Rechtſchaffenheit hat, nemlich — unzubeſtreitende Anſprüche auf allgemeinen Beifall. Den Tugendhaften muß ſogar der Böſewicht ſchätzen; und wenn er ihn auch nicht öffentlich ehren will, ſo darf er ihn doch auch nicht öffentlich zu ſchmähen wagen; im Herzen aber denkt er gewis — dieſer iſt beſſer, als ich. Eben ſo geht's und glückt's dem Natürlichen. Die modiſchen Gecken fühlen ſich in ſeiner Gegenwart albern; und wenn ſie es auch nicht laut bekennen, ſo ſprechen ſie doch in ſich ſelbſt — dieſer iſt klüger, als wir. Hierauf rechne mit aller Zuverläſſigkeit; das Gepräge der Natur in Sitten, Tracht und Geſchmack iſt Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Wer es zu ſpotten wagt, läuft auf der Stelle Gefahr, ſelbſt verſpottet zu werden. Dies muß des Deutſchen edler Ehrgeiz ſeyn — als **Mann** nicht Affe der **Männerchen** jenſeits des **Rheins** zu werden. Es iſt unter der Würde eines vernünftigen Weſens, aus der **Hand** der **Mode** es erſt empfangen zu wollen, was die Natur uns ſchon edler gab. Wem Blut und

Kraft noch die Wangen mit Roſen bemahlen, wie dir, der darf ſich nicht ſchminken. Wer ſo ſchönes Haar hat, wie du, braucht von Pomade und Puder nicht erſt den Haarreitz zu borgen. Wer ſo gewachſen iſt, wie du, hat nicht nöthig, die Taillen zu verſchreiben. Wer ſelbſt Anſtand hat, wozu ſoll er ſich zieren? Wer mit Gleichgewicht geht, warum ſoll er erſt die Schritte abwägen lernen? Wer ſich jederzeit treffend auszudrücken weiß, weshalb ſoll er erſt Phraſen ſtudiren? Auffallen wirſt du hier und da; doch, das ſchadet nichts — fällſt du doch nicht zu deiner Schande auf. Man wird es vielleicht für eine Art von Erſcheinung halten, wenn man dich erblickt und dazu hört, daß du ein Erbprinz ſeyn ſollſt; aber auch das mag ſeyn. Etwas gewöhnliches biſt du freilich nicht — das geſtehe ich ſelbſt; allein es iſt nicht übel, daß die Welt auch einmal wieder einen recht natürlichen Fürſtenſohn ſehe. Mögte es dergleichen nur bald recht viel geben! So würde Geſchmack am Natürlichen auch bald wieder Volksgeſchmack werden. Und eher werden die Völker nicht wieder glücklich, bis ſie ſich wieder der Natur nähern. **Und eher werden ſie ſich der Natur nicht wieder nähern, bis ihre Fürſten ſich derſelben nähern.**

hern. . . . Was ich dir von Erhaltung deiner Geſundheit an Leib und Seele, von Bewahrung deiner körperlichen Kräfte und der Unſchuld deines Herzens ſagte, als du auf die Akademie giengſt, das wiederhole dir ſelbſt, und drücke es dir nun noch weit tiefer und feſter ein, da du auf Reiſen gehſt. Laß dir keine Leidenſchaft einflößen, die den Fürſten entehrt; auch die leidige Spielſucht nicht einmal. Halte dich immer an Rothen; er kennt die Welt und die Höfe. Wenn die Weiſen ſprechen: ſo horch auf; ſchnattern aber die Thoren: ſo höre nicht einmal hin. Halt' auf deine Grundſätze und laß Beiſpiele nichts auf dich wirken. Steht dir es irgendwo nicht an: ſo kürze deinen Aufenthalt daſelbſt ab; gefällt es dir da beſonders; ſo verlängere ihn. Denke immer an den Tag deiner Zurückkunft in's Vaterland, und ſetze dich ſo, daß du jedem Bürger und Bauern, der dich ſonſt ſah, ebenſo würdig wieder unter die Augen treten könneſt. Blicke immer nach dem Stuhle hin, den ich dir einſt einräumen werde, und mache, daß alle Patrioten nach Jahren die Stunde noch ſegnen, in welcher du auf ihm Platz genommen haben wirſt. So, mein Theodor, wirſt du mit wahrem Nutzen reiſen und dich unterwegs noch mehr zum künftigen Fürſten

aus-

ausbilden. So wird man dich als Fremdling ſchätzen, wohin du kommſt, und ſo wird dich dein Vaterland einſt als ſeinen zweiten Bürger friedevoll wieder in ſeinen Schoos aufnehmen. So will ich meine Arme dir entgegenſtrecken, wenn du zurückkommſt, die letzte Hand an das groſſe Geſchäft, dich zum würdigen Regenten zu bilden, freudig legen und dann ſorgenlos die Stunde erwarten, in welcher Gott mich rufen wird. Und nun noch ein Wort zuletzt — — benutze die Gelegenheit deiner Reiſe, die Fürſtentöchter kennen zu lernen, und wähle dir dann unter ihnen die Natürlichſte, die Sanfteſte, die Edelſte!"

Prinz Theodor antwortete hierauf ſeinem Vater ſo brav und männlich, daß dieſer unter Freudenthränen und Himmelsblick ausrief — O Gott, wie ſegneteſt du mich durch dieſen wackern Sohn! Rothe empfing in der letzten Stunde das Diplom als Geheimerrath aus des Fürſten eigenen Händen. Am frühen Morgen ward zu gleicher Zeit aus einander gefahren. Theodor fuhr gen Süden, ſeine Eltern gegen Norden. Der Abſchied Ulerikens von ihm war der bewegteſte, den je eine Mutter von ihrem Sohne nahm. Sie legte ſich allen Zwang auf, es ihn nicht zu deutlich merken zu laſſen, daß ſie für

dieſe Welt auf immer von ihm Abſchied nehme; die Wehmuth ihres Herzens aber zitterte auf allen Seiten durch. Er mußte zuerſt in ſeinen Wagen ſteigen und dahinfahren. Da ſtand ſie lange mit ausgebreiteten Armen und heftete einen unbeweglichen Blick auf ihn, den er zum Wagen ſich herauslegend dankbar aufnahm. „Ach, ſprach er zu Rothen, als ihn die Wendung um ein Gehölz ihren Augen entzog, das war wohl ihr letzter Blick auf mich! Er war ſchon ſo weit her gerichtet; ſo, wie die Blicke aus jener Welt.

Erbprinz Theodor reiſete unter dem Namen eines Barons von M.. Sein Reiſejournal hub ſich mit den Worten an: Meiner Mutter langer, zurückſehender Blick nach mir — Auſſer den Höfen von Berlin, Braunſchweig, Dresden, Karlsruhe, Kaſſel, München, Stuttgard, Wien, Zweibrücken, beſuchte er auch noch andere und ward allenthalben mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen. Sein Vater figurirte unter den Fürſten Deutſchlands. Der Name des Vaters empfahl gleich den Sohn; der Sohn aber empfahl ſich auch bald ſelbſt. Seine liebenswürdige Natürlichkeit in Sitten,

Tracht,

Tracht, Anſtand und Umgang erregte allerwärts Aufmerkſamkeit, und die Zeitungsſchreiber, deren Blicken ſeine Reiſe nicht entwiſchen konnte, kündigten ihn durchgehends unter dem Namen des ungekünſtelten Prinzen von — an. Theodor reiſete ganz nach den Rathgebungen und Lehren ſeines Vaters, im Geiſt des Geſetzten, des Edlen, des auf Beiſpiel nicht Achtenden, des ſorgfältigen Beobachters, des unermüdeten Forſchers und des aufgeklärten Weiſen. An manchem Hofe kontraſtirte er äuſſerſt mit dem ganzen ihn umgebenden Zirkel und erinnerte ſich denn jederzeit an die Vorleſung, welche ihm ſein Vater einſt über den Hofton gehalten hatte. Hier und da ward ihm ſein Aufenthalt unerträglich läſtig; weshalb er ſelbigen wider ſeinen Vorſatz verkürzte. Am beſten gefiel er ſich in Berlin, wo er auch am längſten harrete. Sein Vater hatte ihm von dieſer erſten der Städte Deutſchlands von jeher ein edles Präjudiz beigebracht und noch bei der letzten Entrevüe mit ihm hinzugeſetzt: „Von B. aus ging den Deutſchen das Licht auf und verbreitete ſeinen Schimmer nah und fern umher. In B. findeſt du einen Theil unſerer Weiſeſten bei einander und wirſt dich in ihrer Mitte überaus glücklich fühlen. B. allein iſt deiner Reiſe ſchon werth,

und

und wenn dein Geiſt auch anderwärts ſonſt unterwegs häufig leer ausgehen ſollte.“ Theodor verlebte die wenigſten Tage an den Höfen und brachte die meiſten in den Stuben der Weiſen, unter den Künſtlern und Werken der Künſtler, in den Fabriken und Manufakturen und mitten unter dem Volke zu; da fand er ganz die Nahrung für ſeinen Geiſt, welche er geſucht hatte und lernte täglich mehr ſeine Deutſche Reiſe ſegnen. Sein Reiſejournal ward bald eins der intereſſanteſten, welches je ein junger Herr von Stande und nicht vom Stande geführt hatte. Auch einen groſſen Theil der Deutſchen Fürſtentöchter lernte er kennen. Er fand viele derſelben ſchön und treflich, und würde ſie noch ſchöner und treflicher gefunden haben, wenn er weniger Mode und Kunſt, und mehr Natur an ihnen angetroffen hätte. Einige ihrer Bilder drückten ſich ihm tief ein, und er behauptete gegen Rothen, daß beſonders eine derſelben viel Aehnlichkeit mit der Herzog habe.

Zufrieden mit ſeiner Reiſe durch Deutſchland begab er ſich, als die dazu beſtimmte Zeit verfloſſen war, nach Frankreich. Hier war ihm die Luft das angenehmſte. Dem weltgerühmten Paris gefiel er eben ſo wenig, als es ihm gefiel. Kaum war er da, ſo ward er der allgemeine

meine Gegenſtand des Geſprächs. Jeder war begierig ihn zu ſehen, als wenn ein noch nie erblicktes Meteor ſich zeigte. Man ſah ihn und bonmotiſirte. Obgleich verſchiedene andere Fürſten und Fürſtenſöhne Deutſchlands damals auch in Paris ſich befanden: ſo gab man ihm doch Auszeichnungsweiſe den Beinahmen des Deutſchen Prinzen, und unter dieſer Benennung kannte ihn bald ganz Paris. Er fand in dem Karakter und in den Sitten dieſer Nation ſo viel unausſprechlichwidriges für ſich, daß es ihm unmöglich ward, lange unter ihr zu verweilen. Das Jahr, welches er in Frankreich hatte zubringen ſollen, reducirte ſich auf zwei Monathe, nach deren Vergang er engbrüſtig nach England überging. Als er zu Calais am Bord ging, ſprach er zu Rothen — eine Dame von Paris und die Herzog, Hilf Gott, hilf Gott, welch ein Kontraſt! Gott ehre uns Deutſche!" In England athmete er am erſten Tage gleich lebendiger. Der Geiſt der Freiheit, welchen er hier antraf, das Männliche im Karakter der Nation, die durchgängige Näherung an die Natur vom Hofe an bis auf die Gärten feſſelte ihn bald an dieſes Land der Menſchheit. Täglich war er in den Geſellſchaften der aufgeklärteſten Köpfe, beſuchte ihre Landſitze und

ward

ward immer mehr von den Reitzen Englands, bezaubert, je länger er da war. Die Damen dieſes Reichs gefielen ihm beſſer, als die jenſeits des Kanals. In Paris war er allenthalben aufgefallen; in London lebte er ganz unbefangen. Er blieb hier ein ganzes Jahr; und als ihm ſein Vater gute Nachrichten von Ulrikens Befinden ſchrieb, beſchloß er, die in Frankreich erübrigte Reiſezeit in der Schweitz zuzubringen. Er verließ England mit dem dankbarſten Gefühl für alle die Freuden ſeines Geiſtes und Herzens, welche er daſelbſt genoſſen hatte und jauchzte den Alpen entgegen. In der Schweitz dehnte ſich ſeine Bruſt mehr aus, als irgendwo. Recht ausdrücklich war er in ſie gereiſet, um die ſchöne Natur zu genieſſen, und ſo widmete er auch dieſer den gröſten Theil ſeiner Stunden daſelbſt. Der Reichthum der Thäler, die ſeligen Ausſichten von den Höhen entzückten ihn täglich. Eben war er im Begrif, noch eine kleine Exkurſion in Italien zu machen, als die traurige Nachricht von Ulrikens Tode ankam und ſein Vater ihn ſchnell zurückrief. Der ſchreckliche Brief kam an Rothen, und Fürſt Adolf hatte in ſelbigen die Leiden ſeines Herzens ausgeſchüttet und ausdrücklich hinzugeſetzt, daß ihn nur der Anblick ſeines guten Sohnes zu beruhigen im Stande

ſeyn

ſeyn werde. So behutſam und allmählich Rothe die unglückliche Neuigkeit Theodorn auch zu hinterbringen wußte: ſo ſank dieſer doch beim Empfang derſelben zu Boden. Sagte ich's nicht, rief er, als er wieder zu ſich kam, aus, daß es ihr letzter Blick geweſen ſeyn würde, den ſie nach der Trennung in St. . . ſo lange auf mich heftete? und ſchloß ſich einen ganzen Tag einſam ein. Rothe, der mit dem Gange ſeines Herzens bekannt war und wußte, daß die erſten Eindrücke allemal ſehr heftig auf ihn wirkten und daß während derſelben mit ihm nichts zu ſchaffen ſei, überließ ihn der erſten Gewalt der Empfindungen der Natur, und hielt ſich blos auf den erſten Wink bereit, den er ihm geben würde, ſein Geſellſchafter wieder zu ſeyn. Des folgenden Tages rief der Prinz ſeinen Lehrer und Freund zu ſich. Geſtern, hub er an, habe ich meinen Schmerz vor Gott ausgeſchüttet; heute will ich ihn in Ihren Schoos ausſchütten. Und nun folgte zwiſchen beiden eine Unterredung von einigen Stunden über Ulrikens Tod; wobei Rothe noch tiefere Blicke in die Seele ſeines Zöglings that, als je. Dieſer weiſe Biedermann hatte ſchon ſeit einiger Zeit den Prinz nicht mehr blos geliebt, ſondern wahrhaftig auch verehrt. So viel Unſträflichkeit, ſo viel Feſtig-

keit

keit des Herzens gegen alle Verführungen der groſſen Welt bei einem ſo lebhaften Temperament hatte er noch bei keinem jungen Manne angetroffen, als bei dieſem. Die Ausdrücke der kindlichen Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, welche er nun jetzt an ihm ſah und hörte, und die Verſicherungen, welche dieſe ſtets begleiteten, ſich ſeiner vortreflichen Mutter einſt als Fürſt erſt recht würdig zu machen, drangen ihm ſo durch's Herz, daß er den Fuß vor ihm zog und dazu ausrief — ſo ein auſſerordentlich guter junger Mann iſt mir noch nie vorgekommen, wie Sie — Durchlaucht! Prinz Theodor fuhr hier zuſammen und verlohr darüber ganz ſeinen vorigen Ideengang. Was ſagen Sie? ſprach er heftig; Rothe, was ſagen Sie? Wie nennen Sie mich? Wiſſen Sie, daß dies mein Vater verboten hat? Und Sie ſollten mich ſo nennen? „Ich ſprach's, erwiederte Rothe, warlich aus der Fülle meines Herzens, ohne es ſprechen zu wollen. Es ſei! Wer eher, als ich, konnte das Recht haben, Sie ſo zu nennen? In weſſen Munde mußte es unverdächtiger klingen?“ Nie wieder — verſetzte der Prinz. Und nun laſſen Sie uns eilen, eilen, daß ich in die Arme meines traurigen Vaters komme.

Die Rückreiſe ward äuſſerſt ſchnell vollbracht. Auf der Grenze wartete ſchon ein Kavalier, der Theodorn nach ſeinem Landhauſe und Garten bei Theodorsdorf beſchied, wo der Fürſt ſich ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin aufhalte. Hier ward der Prinz durch einen Auftritt, den er nimmer erwartet hätte, ob ihn gleich Ulrike durch ihre letzten Reden dunkel dazu vorbereiten wollen, in eine ſolche Gemüthsbewegung geſetzt, dergleichen er in ſeinem Leben nicht gehabt hatte. Nach langem Suchen im ganzen Garten fand er endlich ſeinen Vater in einem kleinen Silberpappelhain, wo er an einem Grabhügel mit gefaltenen Händen ſtand, unter welchem Ulrikens Gebeine ruheten. Ulrike hatte kurz vor ihrem Tode zu ihrem Gemahl geſprochen: „Mein Theodor wird gewis zeitlebens an den ſchönſten Tagen des Jahres am liebſten in ſeinem Garten ſeyn. So will ich da auch begraben ſeyn; damit ich ihm in den Stunden, welche zu ſeinem Andenken an mich die ſanfteſten ſind, immer in der Nähe bin.“ Auch hatte ſie den kleinen Pappelhain ſelbſt zu ihrer Ruheſtätte beſtimmt. Als ihr Adolf die traurige Verſicherung gegeben, daß ihr Wille geſchehen ſolle, hatte ſie noch hinzugeſetzt: „Nun, mein Wertheſter, ſo ſagen Sie ihm, daß ich in ſeinen Armen zwar nicht hätte ſterben können;

daß ich aber von ihm damals ſchon Abſchied genommen, als ich ihm ſo lange nachgeſehen, und daß ich ſterbend noch an ihn gedacht hätte. Sagen Sie ihm, daß er, wenn er an ſtillen Frühlings- und Sommerabenden bei meinem Grabe weilet und die Pappeln um ihn her ſanft flüſtern, meinen Geiſt ihm zurufen höre – **werde, ſei und bleibe, wie dein Vater war!**" Adolf ſtand in Gedanken vertieft am Grabe ſeiner Gattin, als ſein Sohn herzutrat, und bemerkte ſein Kommen nicht. Theodor hielt ſich lange beſcheidenſtill und ſimpathiſirendunbewegt. Endlich ſprach er leiſeſeufzend — ach, mein Vater! Fürſt Adolf blickte rechts, blickte links, blickte vorwärts, blickte rückwärts, und — da fiel ihm Theodor in die Arme.

Adolf. (in einer Miſchung von Traurigkeit und Freude, von Sehnſucht und Genuß.) Biſt du da — ach biſt du da! Nun, ſo ſei willkommen wieder im Vaterlande — willkommen am Grabe deiner Mutter! Mich findeſt du noch; aber ſie iſt nicht mehr. Hier ruhet ſie — hier wollte ſie ruhen.

Theodor. Ach mein Vater! (blickt, an ihm ruhend, ſeitwärts zum Grabe.) Ach, Mutter — (blickt gen Himmel.) Mutter, liebe Mutter, liebe ſelige Vollendete, liebe herrliche Verklärte

te — ach Gott — — (küßt den Vater.) Ach Vater — — —

Adolf. (ſchluchzend.) Ach Theodor — Theodor — —

Theodor. (ſich von ſeinem Vater loswindend und an das Grab knieend.) Ermattete, ausgeſchöpfte, modernde Gebeine der edelſten unter allen Müttern, ruhet ſanft, und zerſtäubet endlich hier unter meinem frommen Sehnen nach ihr! (blickt um ſich.) Ach welch ein heiliger, empfindungsvoller Platz biſt du nun für mich, flüſternder Pappelhain! Du ſchönſte Gegend meines Gartens! Du Tempel der ſüſſeſten Schwermuth, der ſanftbebendſten Schauer! Nimm du mich andächtig auf, ſo oft ich in dich eintrete! Laß mich jederzeit in dir recht würdig feiern Trennung, Andenken und Wiederſehen der mich liebenden Frommen! (beide Arme gen Himmel.) Du aber, verherrlichter Geiſt meiner Mutter, ach durch langes Leiden hinaufgeſchwungener milder weiblicher Geiſt, ſchwebe oft um mich, wenn du kannſt, leite mich, wirke auf mich, heilige mich! Genieß der beſſern Welt unbetrübteres Heil — und Gott, Gott, gib, du Allbarmherziger gib's, daß ich es einſt mit ihr theile!

 Adolf.

Adolf. (der ſeinen Sohn auf eine Ruhebank führt und ſich mit ihm ſetzt.) Ach hätte ſie dich doch noch einmal geſehen!

Theodor. (jammernd.) Sie wünſchte es wohl recht?

Adolf. Das kannſt du denken. All ihr Sehnen und Streben war nach dir; und dennoch ſuchte ſie es mir zu verbergen. Sie machte mich durch ihre anſcheinende Geneſung ſicher; ſonſt hätte ich dich aus England ſchon zurückberufen. Hernach ward ſie in wenig Tagen ſo todtkrank; da war's zu ſpät. Sie ſtarb ſehr ergeben und ſanft. Eine Stunde vor ihrem Tode noch gab ſie mir dieſen Kuß an dich. (umarmt Theodorn) O mein Sohn, tröſte deinen Vater!

Theodor. (ſich vor die Bruſt ſchlagend.) Hier iſt ſelbſt alles wund, alles zerſchlagen. Ach Vater!!! (ſich ermannend.) Doch einen Troſt weiß ich für Sie — das edelſte Leben, das ich unter Ihren Augen führen will — die würdigſte Zubereitung zu meiner künftigen Beſtimmung an Ihrer Hand — das heiligſte Zuſichern, einſt, wenn Gott Sie ruft, in Ihre Fusſtapfen zu treten....

Adolf. (herzlich.) Das iſt auch mein einzi-
ger Troſt, den die Welt noch für mich hat; —
reich mir ihn! — Sie ſchlummere hier in Frie-
den, die holde Begleiterinn meines Lebens! Bald
werde ich wieder mit ihr ſeyn. Du wirſt mich
hier oft ein- und ausgehen ſehen; thue aber, als
ſäheſt du mich nicht. Begrabe einſt meine Ge-
beine neben ihr und laß dir dann die Gräber
deiner Eltern heilig ſeyn!

Theodor wand ſich ſtumm um ſeinen Vater
her und benetzte ihn mit ſeinen Thränen. Jetzt
trat Rothe in den Pappelhain und ſtarrte die
Scene an, welche er hier vorfand. Fürſt Adolf
bemerkte ihn zuerſt, ging auf ihn zu, umarmte
ihn, führte ihn dicht an Ulrikens Grabhügel,
reichte ihm die Hand über denſelben hin, und
ſprach: Hier, Edler, empfangen Sie den Dank
für die vollendete Bildung meines Sohnes! Wo
könnte ich Ihnen ſelbigen vollkommener reichen,
als am Grabe ſeiner Mutter? Dieſe ſegnet Sie
jetzt aus beſſern Welten ſchon. Ich lebe noch
und küſſe Sie als ein dankbarer Fürſt. Mein
ganzes Volk wird Sie ehren und lieben, ſo lange
ein Bürger und Bauer davon lebt. Theodor,
ſchätze dieſen Mann vor allen Männern hoch
und laß ihn lebenslang den Nächſten um dich
ſeyn. Und Gott — o du, du, vor dem wir alle

 Staub

Staub ſind, lohne du ihn einſt ganz; er hat mehr verdient, als dieſe Erde ihm geben kann. Nun laſſet uns zur Nation zurückkehren und für ſie leben!

Fürſt Adolf ſammlete ſich wieder in dem Umgange ſeines Sohnes. Das Reiſejournal deſſelben machte ihm viel Vergnügen; noch mehr aber ergötzte ihn der Sohn ſelbſt, der auf ſeinen Reiſen nicht nur nichts von allem dem, was den Werth des Menſchen ausmacht, verlohren, ſondern auch für ſeinen Geiſt noch die ſchätzbarſten Gewinne gemacht hatte. Männliche Schönheit, ſtrebende Kraftfülle, durchſchauender Blick, natürlichfreier Anſtand, herzliches Menſchenlieben, reine, ſpiegelhelle Vernunft — dieſe Züge zuſammen waren das reitzende Bild Theodors. Seine Ankunft hatte über die Nation, die über Ulrikens Tod noch jammerte, eben ſo neues Leben wieder verbreitet, wie über ihren Fürſten. Mit Entzücken ſah ihn jeder Bürger und Bauer wieder; mit Entzücken ſprach man lange in allen Geſellſchaften nur von ihm. Der weiſe Adolf empfing nun die allgemeinſten Segnungen für die ungewöhnliche und ſo vortreflich gelungene Bildung ſeines einzigen Prinzen, und Rothen

ward gern der Vorzug vor allen andern Räthen und Miniſtern zugeſtanden, den er aber ſelbſt noch nicht annahm. Dieſer Edle legte nun zwar ſeine Hofmeiſterſtelle nieder, blieb aber der Vertrauteſte des Prinzen, ohne vor der Hand eine andere öffentliche Bedienung anzunehmen. Der Erbprinz bekam nun ſeinen eigenen kleinen Hof, wozu er ſich alle ſeine Leute ſelbſt wählte. Die Lakeien nahm er alle aus Theodorsdorf, wo ihn die Bauern bei ſeinem erſten Beſuch mit ländlichem Jubel empfingen. Alle traten ſie nach der Reihe an ihn hin und durchſchaueten ihn mit ihren Blicken. Bin ich's noch? — fragte er ſie, als ſie damit fertig waren. Jo, jo, ſchrieen ſie alle, he iſt's noch, un he is noch wit ſchmukker geworden . . .

Das erſte, was der Prinz nach ſeiner Zurückkunft auf Anrathen ſeines Vaters thun mußte, war eine abermalige noch längere Reiſe durch das ganze Land. Als er dieſe vollbracht, ließ ihn ſein Vater alle ſeine Kollegia und Gerichtshöfe fleiſſig beſuchen und machte ihn zu ſeinem Amanuenſis im Kabinet. Bei allen Deliberationen mit den Räthen war er gegenwärtig und ward um ſeine Meinung befragt. Hier zeigte er nicht nur ſeinem Vater, ſondern auch allen Miniſtern, welch einen Reichthum von edlen

Kenntniſſen und Geſinnungen er eingeſammlet hatte, und erwarb ſich die Veneration des Hofes und des Volks. Zwei Jahre lang mußte er ſich ſo zubereiten, um nun der Präſident im geheimen Konſeil zu werden, wo ihn ſein Vater ſelbſt in dieſer Geſtalt einführte und ihm den Titel Durchlaucht beilegte. Von nun an nahm er Antheil an den Regierungsgeſchäften und war täglich bei ſeinem Vater im Zimmer, der ihn über jeden wichtigen Gegenſtand des Landes auf das vollkommenſte unterrichtete. Mit Freuden ſah Adolf, wie ſein Sohn ihn übertreffe, wie er äuſſerſtthätig, ſorgfältigprüfend, klugnachgebend und von der ganzen Nation mit dem uneingeſchränkteſten Zutrauen beehrt war. „Wie wohl iſt mir, ſprach er darüber einsmals zu Rothen; wie wohl iſt meinem Volke! Nun kann ich alle Tage ſterben, wenn Gott will, und kann mit dem Gedanken ſterben, daß mein Tod erſetzt ſei!“ Rothe bekam jetzt ein ſchönes Rittergut, welches eben dem Fürſten zufiel, und das nächſte an Theodorsdorf war.

Während der Abweſenheit des Prinzen war der Regierungsrath Herzog geſtorben. Theodor hatte gleich bei ſeiner Ankunft nach der ſchönen Tochter deſſelben gefragt und die Antwort erhalten, daß ſie ſeit der Zeit nicht wieder hier geweſen

ſen ſei. Eines Tags, als er nach vielſtündigem Arbeiten im geheimen Konſeil ſich in ſeinem Garten wieder erholen wollte und in den heiligen Pappelhain eintrat, fand er am Grabe ſeiner Mutter eine weibliche Geſtalt, deren Anblick ihm wie eine Erſcheinung vorkam. So lange es auch her war, daß er die Herzog nicht geſehen: ſo war ihm das Bild derſelben doch noch ſehr lebhaft vor Augen, und er ſchwur auf der Stelle in ſeinem Herzen, daß unter allen weiblichen Figuren, die er kennen gelernt, keine derſelben ſo frapant ähnlich geweſen, als die hier ſtehende. Indem er noch nicht einig darüber mit ſich ſelbſt war, ob er eine wirkliche Menſchengeſtalt ſehe oder nur zu ſehen glaube, kam ſie ſchon auf ihn zu und ſprach im unbefangenſten Ton: „Ihro Durchlaucht verwundern ſich gewis, mich hier ſo unvermuthet zu finden. Ich bin jetzt in meinem Vaterlande, um es noch einmal zu ſehen und dann auf ewig von ihm Abſchied zu nehmen. Mein Herz trieb mich vor allen Dingen zu dieſem Grabe.“ Prinz Theodor ward wie verſteinert. Sie ſprach immer mehr und mit immer zutraulicherer Freimüthigkeit. Endlich ſchlug er die Arme weit aus einander und rief aus: Wahrlich Sie ſind's! Ja wohl bin ich's — die Herzog bin ich — erwiederte ſie naif. Wahrlich,

lich, Sie ſind's, rief der Prinz noch dreimal, umarmte ſie und zog ſie mit ſich auf die Ruhebank beim Grabe nieder. Nach wenig Augenblicken ward die Unterhaltung eben ſo vertraut wieder, wie die letztere geweſen war, welche ſie vor vielen Jahren in ihrer ſchönen Laube gehalten hatten. Theodor drückte ihr die Hände, küßte ſie und fragte ſie, wie ſie mit ihrem Manne lebe und wie viel Kinder ſie habe. Eine liebenswürdige Hochröthe färbte jetzt ihr Geſicht. „Ich bin ja nicht verheurathet" ſprach ſie lächelnd. Hier ſtutzte Theodor und erzählte, warum er dieſe Fragen an ſie gethan. „Ich habe ſollen heurathen, aber ich habe nicht gewollt" erwiederte ſie. Jeder mäſſige Menſchenbeobachter würde in dem Geſicht des Prinzen eine Zufriedenheit mit der gemachten Entdeckung jetzt bemerkt haben. Die Fortſetzung der Unterredung ward nun noch vertrauter, als je. Die Herzog erzählte ihm, daß ſie nur vierzehn Tage ſich noch im Vaterlande aufhalten würde. „Nein, nein, Sie dürfen nicht wieder weg" gab er zur Antwort. „Das muß ich, erwiederte ſie, und zwar auf immer. Hernach ſehen wir uns nie wieder." Bei Gott im Himmel, rief er aus, Sie dürfen nicht wieder weg. Der Prinz brachte noch einige Stunden im Pappelhain mit ihr zu und ihre

Sim-

Simpathie mit ihm über die Heiligkeit dieſes Orts feſſelte ſeine Seele ſtärker, als jemals, an die ihrige. Hernach zeigte er ihr ſeinen ganzen Garten, führte ſie auf ſeinen Altan und brachte ſie ſelbſt in ſeinem Wagen wieder nach Hauſe.

Rothe erfuhr noch an demſelben Abend von ihm ſelbſt, was vorgegangen war, und es ward ihm, als blitzte es dicht in der Nähe. Er wollte es dem Fürſten entdecken; der Fürſt hatte es aber auch ſchon ſelbſt von ſeinem Prinz gehört. Es entſtand darüber ein wichtiges Geſpräch zwiſchen Adolf und Rothe, welches jener mit den Worten ſchloß — Sie befürchten deshalb Kummer für mich? Ich nicht. — —

Schon ſeit einiger Zeit hatte Adolf Theodorn angelegen, ſich eine Gattin zu wählen. Laß mich noch ſehen, hatte er oft zu ihm geſagt, deine Nachkommenſchaft und ſichere das Heil unſers Volks noch auf ſpätere Zukünfte. Er hatte mit ihm über die edelſten der Fürſtentöchter, welche derſelbe auf ſeinen Reiſen kennen gelernt, geſprochen und ihm immer die Wahl gelaſſen; Theodor aber konnte ſich nicht beſtimmen. Verſchiedene Miniſter, welche in Verbindungen mit entfernten Höfen, die er nicht beſucht, entweder geſtanden hatten oder noch ſtanden, ermangelten nicht,

nicht, ihm Portraits von Prinzeſſinnen Durchlaucht und Prinzeſſinnen Hoheit in die Hände zu bringen. Theodor erwiederte: „ich weiß wohl, daß unter Leuten meines Standes manche Heurath, oder wenn man lieber will, Vermählung, ſo auf's Portrait, oder auf blind Glück geſchloſſen und vollzogen werde; aber daher kommen denn auch die traurigen Ehen ſo mancher Groſſen. Da lobe ich mir denn lieber den Bauer, der ſein Mädchen im Dorfe, wo er wohnt, oder auf der Nachbarſchaft ſich ſelbſt ausſucht, in der Arbeit kennen lernt und auf dem Tanze belauſcht, ob ſie es treu mit ihm meine.“

Fürſt Adolf, als er dieſe Aeuſſerung ſeines Sohnes über Vermählungen auf Portraits hörte, ſprach zu Rothen: „ich kann's ihm nicht ableugnen; er hat wahrlich recht. Wer wählt ſich auch wohl einen Freund, ohne ihn erſt näher kennen gelernt zu haben? Welche Verirrung der Vernunft, ſich ein Weib zu wählen, ohne es einmal geſehen zu haben! Iſt es doch faſt, als wäre bei ſolchen Vermählungen nur das Animaliſche der Liebe, oder um die Sache etwas feiner zu geben, die Setzung einiger Prinzen in die Welt die Abſicht. Aber auch wahrlich in dieſer Hinſicht ſchon ſollte man be-

dachtſamer zu Werke gehen. Es ſind ganz andere Menſchen, die durch inbrünſtige Zuneigung der Eltern gegen einander in die Welt geſetzt werden, als — die, welche man nur hinſetzt, um Leute zu haben, die einmal das Handwerkszeug, die Bibliothek, die Häuſer, die Rittergüter und die Provinzen, wenn wir dieſelben nicht mehr brauchen können, von uns erben. Einer Nation muß unendlichviel daran gelegen ſeyn, daß ihr Erbprinz in einem Augenblick der allerhöchſten wahrhaftigſten Liebe und Gegenliebe, Zärtlichkeit und Gegenzärtlichkeit gezeugt werde. Und dann — ſoll denn ein Fürſt auf die ſchönſten Freuden des Lebens Verzicht thun? Was iſt wohl der Seligkeit ähnlich, in den Armen eines Weibes zu ſchweben, das ganz für uns lebt und eine Welt nicht gegen uns vertauſchte? Oder ſoll er dieſe Freuden etwa gar nicht kennen und ſchätzen? Ach daher, daher eben das Elend ſo mancher Länder, daß ihr Fürſt für die Freuden reiner, heiliger, inbrünſtiger Liebe keinen Sinn hat! Wie weit ſeliger gegen ſo einen Fürſten iſt jeder ſeiner Diener, der nach vollendeten Amtsgeſchäften an der Seite ſeiner ihn ſehnſuchtvollerwartenden Gattin ſeine Nachmittage und

Aben=

Abende traut verlebt! Wie ſeliger, als er, iſt jeder Taglöhner in ſeinem Lande, dem ſein wakkeres Weib in Zwielichten, wenn er von der Arbeit kommt, ſchon auf den halben Weg entgegeneilt, um ihm das ſchwere Handwerkszeug tragen zu helfen, und ihm dann koſend bei Milch und Brod die kleine Hausgeſchichte des ihr ohne ihn ſo lang gewordenen Tages erzählt! Wahrlich, Rothe, ein ſolcher Fürſt iſt elend daran. An ihm blinkt und blitzt zwar alles; um ihn her ſchmückt und kränzt ſich alles: aber, — die Wonne höchſter menſchlicher Vertraulichkeit iſt für ihn verlohren. **Er läſſet von weitem als ein Allſeliger; und, wenn man ihn in der Nähe betrachtet: ſo hat ſein niedrigſter Bürger oft mehr wahren Lebensgenuß, als er.** Jener hat an ſeiner Gattin eine Vertraute, eine Theilnehmerin, eine Tröſterin, eine Verſüſſerin aller Schmerzen und Leiden, er aber — nur ein **Weib.** O des traurigen Tauſches, wenn man über die **Herrlichkeit des Fürſtſeyns** nun gar **die eigentliche Seligkeit des Menſchſeyns** einbüſſen ſoll! Müßte ich wählen zwiſchen beiden, ich griffe nach der letztern. In Ulrikens Armen aber gelang es mir, beide zu genieſſen. Das machte — ich erkohr ſie mir ſelbſt und wir verbanden uns aus gegenſeitiger Zuneigung.

Theo=

Theodor hat es geſehen, wie glücklich wir waren; er ahmt mir nach. Er hat dazu ſo viel Recht, als ich, und mein ganzes Herz wünſcht ihm Glück dazu. Bei ſeiner Denkart, bei ſeinem Geſchmack wird es unmöglich ſeyn, eine Gattin zu nehmen, die nicht auf das vollkommenſte mit ihm ſimpathiſirt. Er folge dieſem Plane ſeines Herzens, und am allerwenigſten ſtöre ihn darin ſein Vater! Erſt arbeite er täglich für ſein Volk und genieſſe dadurch die Fürſtenherrlichkeit; dann ruhe er in den Umarmungen der innigſten Liebe und ſchmecke dadurch die Menſchenſeligkeit."

Prinz Theodor war von dem Tage an, da er die Herzog wiedergefunden, an jedem Nachmittage und Abend in ihrer Geſellſchaft. Er führte ſie auf die Promenade und fuhr mit ihr auf ſein Landhaus und nach Theodorsdorf. Naturgenuß, vertrautes Herzensgeſpräch und Ausübungen der Wohlthätigkeit an ihrem Arm beſchäftigten ſie in dieſen Stunden und machten ſie der ganzen Welt vergeſſen. Die Herzog gab zu den vierzehn Tagen, welche ſie nur im Vaterlande hinbringen wollte, noch vierzehn zu, und der Prinz beharrete dabei, daß er ſie nicht wieder weglaſſe. In der ganzen Reſidenz machte dies gros Aufſehen. Der geſammte Hof empörte

ſich dagegen und verdammte die Herzog darüber, daß ſie ſich in den Umgang des Erbprinzen einlaſſe und ihn ſo nach ſich ziehe. Unter den Miniſtern ward ein lautes Gemurmel von Liebe unter dem Stande. Rothe ſprach ſehr offenherzig darüber mit Theodorn und bat ihn, dieſen vertraulichen Umgang abzubrechen, der die rechtſchaffene Perſon, mit der er obwalte, auf keine Weiſe anders, als unglücklich machen müßte. „Das wüſſte ich nicht, warum, erwiederte der Prinz lebhaft und entſchloſſen. Unſer Umgang iſt der reinſte, der edelſte, und ich will nie von einem andern Mädcheu wiſſen, als von ihr. Eine Fürſtentochter iſt ſie nicht, das weiß ich; aber — in ihrem Buſen ſchlägt ein kaiſerliches Herz . . .“ Rothe ſtellte ihm auf das nachdrücklichſte vor, daß er um alles in der Welt willen keine ernſthaften Plane über dieſe Liebe entwerfen mögte, weil die Unmöglichkeit, ſie auszuführen, ihn um alle Ruhe ſeines Lebens bringen würde. Was geſchehen ſoll, iſt beſchloſſen, antwortete er und eilte zur Herzog, um mit ihr nach ſeinem Garten zu fahren. Rothe ging zum Fürſten und man bemerkte, daß eine dreiſtundenlange lebhafte Debatte zwiſchen ihnen über den ganzen Vorgang geführt ward.

Die

Die Herzog. (als ſie an Ulrikens Grabe ſtanden.) Durchlaucht, laſſen Sie mich nun heute hier von Ihnen Abſchied nehmen. Wir müſſen uns trennen. Ich muß fort.

Theodor. Fort? Sie fort? Nun und nimmermehr wieder fort! Uns ſoll nichts trennen.

Die Herzog. Ja, ich muß; meine Zeit iſt um und man — — (ſchweigt und ſeufzt tief.)

Theodor. (hitzig.) Was iſt? Was iſt? Was wollten Sie noch ſagen? Sprechen Sie, bei der Ruhe meines Herzens, ſprechen Sie?

Die Herzog. (ſehr edelfrei den Prinz anblickend.) Man macht mir unſern Umgang zum Verbrechen . . .

Theodor. (äuſſerſt aufgebracht.) Wer? Wer macht ihn zum Verbrechen für Sie?

Hier erzählte die Herzog, daß einer von den Miniſtern zu ihr gekommen ſei und ihr im Namen der Nation heftige Warnungen und Drohungen gemacht habe. Theodor bebte, ſtampfte, reichte ihr die Hand, und rief aus — Sie ſind mein! Hier am Grabe meiner Mutter verbinden wir uns ganz und auf ewig.

Die Herzog. (erſchrocken.) Um Gottes Willen, Ihro Durchlaucht, das iſt unmöglich — unmöglich — überlegen Sie! Laſſen Sie mich; ich bin die unglücklichſte Perſon. Adieu! Adieu!

Theodor. (im heftigſten Transport.) Ja Adieu, Adieu; das wollen wir uns im Tode erſt ſagen. Karoline — Sie kommen nicht wieder aus meinen Händen.

Mit dieſen Worten führte der Prinz Karolinen auf den Altan, bat ſie, ihm von da nach- und wieder entgegenzuſehen, und ritt ſchnell nach der Reſidenz. Karoline auf dem Altan breitete ihre Arme ſo lange nach ihm aus, als ſie bemerken konnte, daß er ſich nach ihr umſehe.

Fürſt Adolf. (als er den Erbprinz ganz erhitzt zu ſich hereintreten ſiehet.) Gott, wie ſiehſt du aus, Theodor, was iſt dir begegnet?

Theodor. (kurzathmend.) Ich bin ſcharf geritten, mein Vater.

Adolf. Das thue doch nicht — ich bitte dich ja ſo oft darum.

Theo-

Theodor. (zutraulich.) Diesmal mußte ich, mein zärtlichſter Vater!

Adolf. (dem nun das Herz ſchon alles ſagt.) Warum das?

Theodor. (der ſich ſeinem Vater in die Arme wirft.) Ach zu Ihren Füſſen würde ich mich jetzt ſo hinwerfen, wie ich in Ihre Arme falle, mein verehrungswürdigſter Vater, wenn Sie mich nicht ſo kindlich vertraut gegen ſich erzogen hätten, daß ich dies zu thun mich ſchämte. Edelſter, liebenswürdigſter aller Väter, ich bat in meinem Leben ſo wenig von Ihnen, weil Sie mir nichts zu bitten übrig lieſſen, und meinen Wünſchen jederzeit zuvorkamen — — — aber nun, nun eine Bitte aller Bitten; die erſte, die letzte, die einzige Bitte — meine Ruhe, mein Leben, meine Thätigkeit, meine Herzensgüte, alles, alles beruhet darauf — -- ich bin Schöpfer der Stunde und des Glücks, wenn Sie ſie erfüllen, und bin die glück- und freudenloſeſte Kreatur, wenn Sie ſie nicht erfüllen — — o Gott, Gott, gib mir doch Gedanken, gib mir doch Worte, meinen Vater zu bewegen . . .

Adolf. (der ihn bei der Hand ergreift.) Sag' nur, was willſt du — — iſt es mir möglich, ich thue es; bitte, was du willſt.

Theodor. (die Hände kreuzweis ſich auf die Bruſt legend.) Daß die Herzog mein Weib werde! Ich kenne ſie; ich liebe ſie; ich —

Adolf. (unbetreten, aber ſehr geſetzt.) Ich weiß alles und du haſt mir nichts mehr zu entdecken. Ich weiß, daß ſie hier iſt; ich weiß, daß du ein wackerer junger Mann biſt; — aber — —

Theodor. (haſtig.) Ach ein ſchreckliches Aber — (fängt an zu zittern.)

Adolf. Theodor, beſinne dich — —

Theodor. Vater — ſo viel Jahre lang beſann ich mich ſchon und das Reſultat war — ſie oder keine.

Adolf. Du weiſt, wie ich dich liebe. Brich ab! Laß ſie! Es iſt — wider den Lauf der Welt. (vor ſich.) O Gott, wäre ſie doch eine Fürſtentochter!

Theodor. (der dies hört.) Vater, weiſer Vater — der Glaube wird aufhören, die Liebe bleibt. . . Ob ſie eine Fürſtentochter ſei oder nicht, das iſt Glaube, das iſt — Wahn. Ich liebe ſie — ich liebe nur ſie — ich liebe nie wieder — —

Adolf. Theodor, ich bin darüber weg; aber — die Nation.

Theodor. Vater, mit der Nation mache ich es ab. Ich bin verlohren, wenn — —

Adolf. Laß mich — geh — beſinne dich. —

Theodor. Nein, Vater, da iſt kein Beſinnen weiter. Ich gab ihr ſchon die Hand — gab ſie ihr an meiner Mutter Grabe — —

Adolf. Geh — laß mich — — du betäubſt mich — —

Theodor. (dringend,) Vater — Ihr Jawort — Ihr Jawort heute — Ihr Jawort jetzt — — —

Adolf. Heute nicht — — — geh oder ich gehe — — —

Adolf ging aus ſeinem eigenen Zimmer weg. Theodor gerieth auſſer ſich und jagte nach ſeinem Landhauſe zurück. Adolf ſah ihm nach und — ſtreckte die Hände hinter ihm her. Karoline ſah ihm entgegen und breitete die Arme voran ihm aus. Er fiel an ſie und weinte. O ich Unglückliche, rief ſie aus, und lag ohnmächtig da.

Der Prinz war noch keine Stunde von ſeinem Vater weg, als Rothe zu dieſem beſchieden ward. Ein langes, heſtiges Geſpräch erfolgte abermals zwiſchen beiden. Rothe war aus Liebe wider Theodorn, und der Fürſt aus Liebe für ihn. „Seyn Sie ganz ein Weiſer, war die Finalſentenz des Fürſten; reuten Sie ſchnell zu ihm und bringen ihm meine Einwilligung. Sie ſind ſein erſter Freund und ſollen es bleiben; Ihnen gebührt dieſe Ehre. Sagen Sie ihm, daß er in ſeinem Garten mit der Herzog bleiben ſolle, bis ich ſelbſt komme. O mein Fürſt, was ich dagegen hatte, konnte ich nur Ihrentwegen dagegen haben, erwiederte Rothe und jagte nach Theodors Hauſe zu. Er traf die Liebenden bei Ulrikens Grabe in Gedanken vertieft. Der Prinz ſah ihn nicht, als er kam, und hörte ihn nicht, als er ihn anredete. Rothe trat endlich dicht an ihn und ſprach: Gewährt, gewährt der Wunſch Ihrer Seelen — — beruhigen Sie ſich! Theodor ſprang auf und fragte — kommen Sie von ſelbſt oder ſchickt Sie mein Vater? — Ihr Vater ſchickt mich, erwiderte Rothe, und legte Karolinens Hand in die ſeinige.

Da erfolgte eine feierliche Scene der Natur. Worte ſprechen ſie nicht — Farben mahlen ſie nicht.

nicht. Arm an Arm, Bruſt an Bruſt, Auge an Auge, Sehnen an Sehnen, Drang an Drang — Karoline und Theodor wie in einander geſchmolzen — — beide verklårt, begeiſtert, entrůckt, — — zwei wie einer — volles Schweigen dazu — — auch nicht einmal Pappelgeflůſter.... Rothe konnte erſt nicht ganz Theil nehmen; endlich konnte er es. Nun ergoſſen ſich die Empfindungen in Worte. Man brachte den Abend und einen Theil der ſchönen Nacht im Garten zu. Die Luft war ſanft, der Himmel ſternhell. Die Herzog rief einmal über das andere aus — es iſt wohl nur ein Traum, es iſt wohl nur ein Traum! Alsdann überzeugte ſie Theodor von der Wirklichkeit und — ſchloß ſie in ſeine Arme. Einen ſeltſamern, wichtigern, reitzendern Tag hatte der Prinz noch nicht verlebt. Die Geſpräche hatten viel Unzuſammenhang. Bald war die Rede von dem erſten Beiſammenſeyn im Zimmer neben dem Tanzſaal; bald ſprach man vom unverhoften Sichwiederfinden an Ulrikens Grabe; bald öfnete man die Ausſichten in die paradiſiſchen Zukünfte. Zuweilen kam Rothe dazu und ſprach mit: bald paſſend, bald nichtpaſſend. An Schlaf ward nicht gedacht.

Fürſt Adolf ließ früh am folgenden Morgen ſeine ganze Dienerſchaft aus den erſtern Klaſſen auſſerordentlich nach Hofe berufen und redete ſie alſo an: „Ich mache hiermit Ihnen und der ganzen Nation bekannt, daß mein Sohn ſich vermählen wird. Gewis war dies lange ſchon nicht nur mein Wunſch, ſondern auch Ihr Wunſch und der Wunſch meines Volks. Habe ich durch mein Daſeyu und durch mein Regiment dieſes Land geſegnet — iſt der Erbprinz brav erzogen und iſt es ausgemacht, daß er in meine Fußſtapfen treten werde — — erwärmt uns die heilige Flamme des Patriotiſmus — — wie wäre es möglich, daß einer unter uns ſeyn könnte, der nun nicht auch den Nachkommen des Prinzen bald entſtehen und gebildet werden zu ſehen ſich ſehnte, wie er in ihm den meinigen ſah? Stimmen Sie insgeſamt alſo in mein heiliges Verlangen ein, das Heil dieſes Landes nicht blos auf zwanzig, dreiſſig Jahre, ſondern auf ſechzig, ſiebenzig geſichert zu ſehen! Stimmen Sie ein in meine Freude darüber, daß die Erfüllung dieſes Verlangens ſich nun nähere! Ich habe gethan, wie jeder kluge und gute Vater thun ſoll; ich habe ihm die freie Wahl unter allen Töchtern der Menſchen gelaſſen, die ſeine Hand nicht ausſchlagen würden. Sie vermählen

len ſich nicht in ihm — ich vermähle mich nicht in ihm — — er vermählt ſich. Er iſt's, der mit ſeiner Gattinn leben und ſterben muß: ſo mußte die Beſtimmung des Gegenſtandes dazu auch lediglich von ſeiner Neigung abhangen. Zu meiner Verwunderung iſt der Erbprinz vorbeigegangen allen Fürſtentöchtern Deutſchlands und hat ein bürgerliches Frauenzimmer gewählt, welches die Tochter meines ehemaligen wackern Regierungsrathes Herzog iſt... (Hier entſtand unter den anweſenden Räthen viel Bewegung und Gemurmel. Adolf fuhr mit Nachdruck in der Stimme fort.) Ich kenne die Macht des Vorurtheils. — (noch nachdrücklicher.) Ich lerne täglich mehr aus Erfahrung, daß oft auch Männer ſich durch ſie hinreiſſen laſſen; Männer, die übrigens das wohlmeinendſte Herz und die ſchätzbarſten Talente und Einſichten dabei beſitzen. Den wahren vollkommenen Weiſen aber muß man daran erkennen, daß er die Binde des Vorurtheils, es mag religiöſes oder politiſches ſeyn, von ſich werfe, und jeden Gegenſtand mit eignen, freien Augen betrachte. Es iſt nicht der erſte Fall in der Geſchichte dieſes Landes, daß ein Fürſt, wie man es zu nennen pflegt, unter ſeinem Stande heurathe. Zu Ende des vorigen Jahrhun-

derts war hier der nämliche Fall und — merken Sie auf — man hat ſeit der Zeit keinen ſo treflichen Fürſten, als dieſer war, der es that, auf dem Stuhle wieder geſehen, wo ich ſitze. Unter ſeiner Regierung war dies Land höchſtglücklich, und ſeine Gemahlin, die die Tochter eines Kaufmanns war, erwarb ſich die Hochachtung der ganzen Nation in einem ausgezeichneten Grade. Und wenn die Heurath meines würdigen Sohnes auch wirklich die erſte in ihrer Art wäre: ſo folgte daraus doch weiter nichts, als was ſich in allen Angelegenheiten des menſchlichen Lebens zu ereignen pflegt, daß nehmlich — **auch** zuweilen etwas ungewöhnliches geſchehe. Das Ungewöhnliche iſt aber keinesweges immer das Schlechte, ſondern vielmehr oft das Beſſere .... Ein Fürſt hat bei ſeiner Heurath freilich mehr zu bedenken, als andere; aber der erſte Blick, den er dabei thut, muß ihm doch wohl auch erlaubt ſeyn, auf ſich ſelbſt zu richten. Es wäre ſchrecklich, wenn ein Fürſt nur Gerechtſame auf Ehe, und nicht auch Gerechtſame auf Glückſeligkeit in der Ehe hätte. So wäre er ja armſeliger auf den Seiten wahrer menſchlicher Zufriedenheit, als der Hirt und der Tagelöhner. Nun wiſſen wir aber alle, daß Glückſeligkeit des ehelichen Lebens blos

auf

auf gegenſeitige vollkommene Zuneigung und auf Simpathie beruhe. So iſt es ja denn nun doch wohl hoͤchſtwahrſcheinlich, daß dieſe zwiſchen meinem Sohne und ſeiner Geliebten obwalten muͤſſen; denn was in aller Welt koͤnnte ihn ſonſt dazu bewegen, ſo ungewoͤhnlich zu handeln und ein Frauenzimmer unter ſeinem Stande zu heu≈rathen, wenn es nicht aus reinſter, hoͤchſter Neigung und Simpathie geſchaͤhe? Fuͤr ſich hat er alſo gewis geſorgt, daß er bei dieſer Wahl nichts verliehre. Und fuͤr die Nation? — O Meſſieurs, ich fordere Sie alle, die Sie dieſe Tochter eines meiner wackerſten Diener kennen, auf, zu geſtehen, daß ihr, um ſich zu einer Fuͤrſtin nach Weltherkommen zu qua≈lificiren, nichts weiter fehle, als — daß ſie eine gebohrne Prinzeſſin ſei. Dieſer Umſtand iſt aber in meinen Augen ſo un≈bedeutend, daß ich glaube, man muͤſſe ihn nur durch ein Bonmot auf die Seite raͤu≈men. So ſelten ich ſonſt zu dieſer Art von De≈monſtrationen meine Zuflucht nehme: ſo bin ich doch feſt feſt der Meinung, daß ſie hier einzig und allein angewendet werden muͤſſe. Der Va≈ter dieſer Edlen hieß Herzog; — Karoli≈ne iſt alſo eine gebohrne Herzo≈gin... (Hier buͤckten ſich verſchiedene der anweſen≈

den

den Räthe, um die Eindrücke vor dem Fürſten zu verbergen, welche ſeine ungewöhnliche Laune auf ſie machte; andere wurden roth.) Ja, ja, Meſſieurs, wer noch an Vorurtheilen der Geburt kränkelt, dem muß man dieſe Kurart appliciren. Dieſe unbedeutende Kleinigkeit alſo abgerechnet, ſtreitet das **bürgerliche Mädchen**, die **Karoline Herzog**, von rechtswegen mit allen **Deutſchen Prinzeſſinnen** um den **Preis**, die **Fürſtin dieſes Landes zu werden**. Sie iſt geſund wie der volle Tag, ſchön, wie die blühende hundertblättrige Roſe, gutherzig und empfindungsvoll, wie ihr Geſchlecht ſeyn muß, engelrein, wie nur eine Prinzeſſin ſeyn kann, natürlicher, als die Prinzeſſinnen alle ſind, und — hat viel Verſtand. Ihr Geiſt und ihr Herz machen ſie würdig, Fürſtin zu werden. Ich declarire ſie alſo hierzu feierlich und öffentlich; nnd da übermorgen es wieder jährig iſt, daß mein Sohn ſie kennen lernte: ſo ſoll auch an demſelben Tage und in demſelben Zimmer, wo dies geſchah, die Trauung vor ſich gehen. Wir wollen alsdann alle froh beiſammen ſeyn, und Gott mache dieſen Tag zu einem der ſegenvollſten Tage für mein Land und Volk! Und nun — Meſſieurs, nehmen Sie noch einen Gedanken von mir mit nach Hauſe, der jedem, dem

die

die Sache der Geſellſchaft am Herzen liegt, wichtig ſeyn muß. Mir, einem Fürſten, fiel er ſchon auf; wie vielmehr muß er Ihnen und dem ganzen Volke auffallen! Ich rechne dieſen Vorgang recht geradezu unter diejenigen, durch welche die Fürſehung die Ehre der Menſchheit in Schutz nimmt und der Tugend in allen Ständen die künftige Aufmunterung giebt. Sie wiſſen, die Sitte iſt abgekommen, daß DER Weiſeſte und Beſte in einer Nation, wenn er nicht Fürſt geboren iſt, Fürſt werden könne. Wie muß es Sie und alle meine Unterthanen freuen, daß nun wenigſtens DIE Weiſeſte und Beſte in der Nation, wenn ſie auch nicht Fürſtin geboren iſt, dennoch Anwartſchaft darauf haben dürfe, Fürſtin zu werden! Sehen Sie da eine Entſchädigung für die verlohrne natürliche Volksgerechtſame! Der Edelſte und Ausbündigſte unter Ihren Söhnen kann nun einmal nicht mehr Fürſt werden; ſo werde wenigſtens die Edelſte und Ausbündigſte Ihrer Töchter noch Fürſtin! — — O Triumph der Menſchheit und der Tugend! Tag göttlicher Direktion, an welchem eine Ehe geſchloſſen wird, wozu der

Fürſt

Fürſt den Mann und die Nation die Frau aus ihren Mitteln herbeiführen — ſei uns allen der merkwürdigſte in der Jahrhundertsgeſchichte dieſes Landes!!!

Alles war ſtill und ſchien beruhigt, als der Fürſt ſo geſprochen hatte; Niemand wagte es, etwas dagegen einzuwenden. Adolf eilte nun, ſeinem Sohne ſelbſt die våterliche Zuſtimmung zu bringen und ſeine ſchöne Schwiegertochter zu umarmen. Er kam ihr mit einem ſo holden, freundſchaftlichen Herzen und Geſicht entgegen, daß ihre natürliche Freimüthigkeit dadurch noch geſtårkt werden mußte. Dennoch ſank ſie, als er ſie umarmte und ſeine liebe Tochter nannte, vor ihm nieder. Fürſt Adolf ergrif ſie ſchnell und ſetzte ſie neben ſich auf's Sofa. Theodor knieete vor beiden nieder und umfaßte mit der einen Hand den Vater, mit der andern die Braut. Nun quollen aus allen Augen die Freudenthrånen hervor. Adolf fing an, ſehr theilnehmend und bider zugleich über den Vorgang zu ſprechen und kündigte das Feſt der Vereinigung auf übermorgen an. Karoline rief einmal über das andere aus — o Gott, o Gott, wo bin ich? was widerfåhrt mir? Ich bin ja — ſetzte ſie endlich im naifſten Ton und dem Fürſten die Hand reichend

hinzu — ich bin ja nur ein bürgerliches Mädchen, die Tochter eines Ihrer Diener .... Adolf fühlte ſich heftig gerührt und verſetzte: die Natur weiß von keinen beſondern Anlagen zu Fürſten und Fürſtinnen. Sie ſchuf uns alle gleich. Die weſentlichen Vorzüge der Menſchheit gab ſie uns insgeſamt. Selig iſt der, der ſie ausbildet! Ich freue mich, Ihnen als einer der Ausgebildetſten Ihres Geſchlechts auch die zufälligen Vorzüge ertheilen zu können. Dieſe ſollten von rechtswegen immer nur ein Lohn der Ausbildung jener ſeyn. Diesmal trift's ſich ſo. Freuen ſie ſich mit mir darüber, gute Tochter! Es iſt mehr Ehre für ein Deutſches Mädchen, ſich durch Vorzüge des Geiſtes und Herzens an die Seite eines Prinzen zu ſchwingen, als — durch unverdientes Recht der Geburt blos ſchon dazu die Antwartſchaft aus Herkommen zu haben." Von nun an ging die kleine Geſellſchaft in die Stimmung der ſanfteſten Freude über. Theodors Seele war dabei die hochgeſpannteſte. Seiner Seligkeit war nun gar keine Ueberſicht für ihn ſowohl in der Breite als in der Länge. Der Fürſt blieb auf dem Landhauſe und ordnete von da aus alles zur Feier des glücklichen Tages an. „Sie kleiden ſich, ſprach er zu Karo-

rolinen, ganz nach Ihrem Geſchmack und ſimpel, wie immer. Sie erweiſen mir einen Gefallen, wenn ſie au dem Tage keinen andern Schmuck tragen, als Ihren eigenen. Hernach ſtehen Ihnen alle Perlen und Diamanten meiner Gemahlin frei.“

Am Vermählungstage fuhr der Fürſt mit ſeinen Kindern zugleich nach der Reſidenz. Der ganze Hof war verſammlet und erwartete die ſelt- und wunderſame Braut. Prinz Theodor, die Wonne des Paradieſes in jedem ſeiner Blicke, führte ſie in die groſſe, prächtige Verſammlung ein. Der Fürſt ging ihnen voran. Der Trauakt geſchah in demſelben Zimmer, wo der Prinz ſeine Braut zuerſt kennen gelernt hatte. Der aufgeklärte Generalſuperintendent verrichtete ihn und hielt dabei eine kurze, herrliche Rede von dem Siege weiſer und edler Prinzen über die erſten Vorurtheile der Höfe; wobei tiefe Stille und allgemeine Andacht herrſchten. Nach der Trauung umarmte der Prinz ſeine Gemahlin; worauf er ſie ſeinem Vater zuführte, der ſie mit öffentlicher Werthſchätzung an ſein Herz drückte und beide ſegnete. Adolf gab ein Zeichen, daß der ganze Hof Acht geben ſollte und rief mit Würde und Zärtlichkeit aus: Von nun an ſehen Sie in dieſem geweſenen

bürger-

bürgermädchen Ihre künftige Fürſtin; ſie führt, wie mein Sohn, den Titel Durchlaucht ... Die Vornehmſten des Hofes beiderlei Geſchlechts ſtatteten der metamorphoſirten Prinzeſſin nach der Reihe den Glückwunſch ab. Vielen mogte ſelbiger gar herzlichſchwer und citronenſauer werden; inzwiſchen verſtellte ſich jeder, ſo gut er konnte. Karoline erwiederte wenig und einnehmend. Sie war unter allen Damen des Hofes die ſimpelgekleideteſte und ungeputzteſte. Ihr ſchönes Haar floß ihr natürlich um den Nacken und die Stelle des Brautkranzes vertrat ein Blumenband, welches ſie mit ihrem Gemahl im Garten verfertigt hatte. Fürſt Adolf hatte manch Knöſpchen dazu herbeigetragen. Der Tag ward ſehr feſtlich vollbracht. Man ſah den Fürſten heiterer, als man ihn in ſeinem ganzen Leben geſehen hatte. Ueber der Tafel ſprach der Fürſt: „Heute iſt's wieder jährig, daß ich für meinen Sohn das erſte Feſt gab. Da war's, wo ich zu meiner Gemahlin, die ſo herzlich zufrieden war, ſagte — heute nach zehn Jahren werden wir noch frohere Eltern ſeyn. Es iſt für mich ſo ziemlich zugetroffen — — (wird innigſttraurig.) ach wäre ſie noch da!" Nachher unterhielt ſich der Fürſt viel mit ſeinen Kindern an einem Eckfenſter, und

legte Karolinens Hand oft auf Theodors Herz, und Theodors Hand auf Karolinens Herz. Abends, da groſſer Tanz war, ſaſſen die beiden Liebenden ſtundenlang auf derſelben Stelle, wo ſie ſich einſt zuerſt kennen gelernt hatten. Der Fürſt führte Rothen alsdann auch oft auf die Stelle wieder, wo ſie ſelbige damals belauſcht hatten und ſcherzte mit ihm über ſeine zu der Zeit bezeigte Aengſtlichkeit. Rothe war der letzte, mit dem der Prinz gegen Mitternacht ſprach, und Theodor wünſchte ihm die gute Nacht mit dem Zuſatz zurück — Seyn Sie Freund meiner Karoline, wie Sie der meinige ſind!

Prinzeſſin Anne, die noch immer auf der ſublunariſchen Welt umherwankte, umherſang und umherknirrte, gerieth über die Nachricht, welche ihr der Fürſt ſelbſt von einer in ihren Augen ſo unwürdigen Vermählungsgeſchichte in ihrer Familie gab, in eine ſo gewaltſame Erſchütterung, daß ſie darüber auch den Verſtand verlohr, welchen ſie noch hatte. In dieſem Zuſtande blieb ſie bis an ihr höchſtſeliges Ende; da ſie unterdeſſen ſich zwei Jahre lang noch damit amüſirte, Pfeifenſtiele auf groben Zwirnfäden an einander zu reihen, womit ſie ſich hernach wie mit Ordensbändern ſchmückte; ſo,

daß man ſie oft vor Pfeifenſtielen nicht ſehen konnte. In dieſem Schmuck legte ſie ſich zu Bette; da ihr dann, wenn ſie eingeſchlafen war, die Bedienten ihn abnahmen; worauf ſie am folgenden Morgen neue Pfeifenſtiele aufreiʒhete. Auch hatte ſie zuweilen ein ganz beſonʒderes Wohlgefallen daran, Papierblätter in hunderttauſend Stückchen zu ſchneiden; als wozu ſie noch bei Lebzeiten nach und nach alle ihre Andachts= und Erbauungsbücher konſumirte. Im böſen Muth hatte ſie bald nach Zensdorfs Tode ſowohl den Fürſten, als den Prinz, enterbt, ihren Kaplan zum Univerſalerben eingeſetzt und ihm ein Schock Legaten auszuzahlen verordnet. Fürſt Adolf warf nach ihrem Tode das Teſtament über den Haufen, gab allen ihren Bedienten ſo viel, daß ſie reichlich leben konnten, wies den Kaplan zum Lande hinaus und wendete ihren ganzen übrigen Nachlaß zu Verbeſſerungen ſeines Landes an. Es ward eine eigene Kommiſſion hierzu niedergeſetzt, welche hernach die Berechnung davon der ganzen Nation mittheilte; damit jedermann ſehen mögte, daß auch nicht ein Kreuzer des ganzen Vermögens der albernen Prinzeſſin Anne in fürſtlichen Händen geblieben ſei.

Prinz Theodor genoß nun in Karolinens Armen die höchſte menſchliche Glückſeligkeit, und Fürſt Adolf nahm väterlich hieran den freudigſten Theil. Oft waren die Liebenden in der romantiſchen Einſiedelei, wo Karolinens Silhouette, die allenthalben mit umhergereiſet war, wieder auf ihrem alten Platz hing. Noch öfter waren ſie im ſchönen Engliſchen Garten und auf dem ausſichtvollen Altan. Adolfs ſeligſte Augenblicke waren die, wenn er neben ihnen im Pappelhain ſas und auf Ulrikens Grab hinblickte. Karoline erfreute in den erſten drei Jahren das Land mit zwei kraftvollen Prinzen, ſtimmte den Damenton am Hofe und in der Reſidenz zur Natur zurück und erhielt durch ihre fortdaurende Beſcheidenheit, durch Entſagung aller Arroganz, durch Grosmuth und Wohlthätigkeit bald die Liebe der ganzen Nation. Jährlich ward der Tag auf dem Landhauſe ſehr feierlich begangen, an welchem Theodor nach empfangenem Religionsunterricht von da mit Rothen zur Reſidenz zurückgekehrt war.

Adolf ward kränklich, und in der Maſſe, in welcher er ſchwächer ward, ließ er ſeinen Sohn immer mehr die Regierungsgeſchäfte für ſich betreiben. Theodor ward dadurch in eine

Lage

Lage verſetzt, welche nun ganz dicht an das Wirklichfürſtſeyn grenzte. Er machte den weiſeſten, edelſten und kindlichſten Gebrauch davon. So fing er z. E. manche wohlthätige Veränderungen und gemeinnützige neue Anſtalten mit Erlaubnis ſeines Vaters bei deſſen Leben noch und jetzt ſchon an; damit derſelbe die Ehre davon mit ihm noch theilen mögte und damit die Nation durch den Tod ſeines Vaters einſt eben nicht viel neues erführe.

Adolf nahete ſich ſeinem Tode und fühlte dies. Seine Kinder und Rothe waren bei ihm. Er rief ſeinen Sohn an ſein Bette und redete ihn zum letztenmale alſo an: „Theodor, du wurdeſt gut und glücklich — das habe ich geſehen, und das war unter allen den zahlloſen Freuden auf Erden, die mir Gott verlieh, meine ſüſſeſte. Nun werde ich's nicht mehr ſehen; denn die Stunde kommt, daß ich den Wechſel der Welten antrete. Laß, ach laß mich ſterbend noch für dich beten! — Theodor, ich gehe mit dem Gedanken von hinnen, daß du auch gut und glücklich ſeyn werdeſt, wenn ich nicht mehr bei dir bin. Aus jener Welt herüber ſoll dies mein Geiſt noch wünſchen, noch hoffen, noch glauben. Setze dich nun auf meinen Stuhl und ſei der Fürſt dieſes Volks. Ein-

drücke, die dein Herz etwa thöricht erhüben, kann dies doch wohl nicht auf dich machen; denn du wareſt ja in den letzten Jahren ſchon faſt ganz Fürſt, und nur der Nahme fehlte dir noch. Ach und wäre dies möglich, ſo ſieh doch mich, ſieh doch mich nun an, wie ich hier liege. So lange, ſo lange war ich ein Fürſt der Erde und — was bin ich nun? Ein Schwacher, ein Verzehrter, ein Jämmerlichkranker, ein Zukkender nach Würmerart, der nun nichts mehr hat, nichts mehr geben kann, nichts mehr nehmen kann, als — **Mitleid von Menſchen und Gnade von Gott.** O wie elend, wie bis zur Verzweiflung elend wäre ich nun, wenn ich meine Beſtimmung vernachläſſigt und ein leichtſinniger oder böſer Fürſt geweſen wäre! Aber wohl mir, dies war ich nicht! Ach nie, nie hat mich dies Bewußtſeyn ſo getröſtet und erquickt, als jetzt. Sieh meine Seelenruhe, meine freudige Trennung von aller Herrlichkeit dieſer Welt, meine Heiterkeit und Ergebung, mit der ich meinem Tode entgegenſehe! Laß ſie dich reitzen, fortzufahren auf der edlen Bahn, die du betreten haſt. Heilige dich nun, ſobald ich todt bin, deinem Schöpfer durch ein recht frommes Gebet noch mehr. Geh in deine Einſiedelei und ſchwöre da Gotte und dir, recht

feierlich, dein Volk immer glücklicher zu machen. Du wareſt es ſchon gewohnt, Landesangelegenheiten von Wichtigkeit allein abzumachen, und mir dann Bericht davon zu thun. So denke immer, als wäre ich noch da und als müßteſt du mir von allem, was du thuſt, noch immer Bericht geben. Schätze, ſegne, liebe dein Volk! Widme ihm alle deine Kräfte; entferne dich nicht von ihm; finde in dem Anblick ſeines immer wachſenden Wohlſtandes dein gröſſeſtes Vergnügen. Uebe dich an Karolinens Seite im Wohlthun und halte ſie ewig werth. Erziehe deine Söhne wie ich dich erzog. Ehre Rothen lebenslang und lohne ihn — lohne ihn nun ganz, wie er es verdient. (zieht Rothen an ſich und giebt ihm den Abſchiedskuß.) Und Sie, Redlicher und Weiſer, bleiben Sie ſein Freund. Seyn Sie Ihm mit Ihrem Rathe, mit Ihren Vorſtellungen und Ermahnungen ſtets zur Seite. Dort, wo gute Fürſten glücklich ſind, werden Sie auch einſt mitten unter ihnen glücklich ſeyn. Mit Dank gegen Sie gehe ich noch von hinnen; mit Dank will ich Ihnen dort wieder begegnen. — Seid glücklich, meine Kinder; ſeid von Gott geſegnet! Begrabet mich bei Ulriken im Pappelhain eures Gartens und ſeid dann oft bei unſern Grüften einträchtig und hold,

 lie-

liebend euch, und liebend uns! — Karoline, Liebe, (reicht ihr noch einmal die Hand, die ſie mit ihren Thränen benetzt und küßt.) ich that nichts mehr für Sie, als was Sie verdienten. Erheitern Sie das geſchäftvolle Leben meines Sohnes, bis Gott euch trennet ... (bekommt heftige Zuckungen.) Theodor, mein Ende kommt — gib mir die Hand. Bei Sterben und Fortleben — bei Getrenntwerden und Wiederſehen — — bei dieſem Röcheln — ach höre, wie es kocht — — bei dieſen letzten, allerletzten Minuten deines Vaters — — ſei und bleib ein edler Fürſt. Dort am Richterſtuhle erwarte ich dich ... Wir ſind nur Staub — — Gott iſt — — (zuckt wieder heftig.) Gott iſt — — (zuckt noch heftiger) Gott iſt meine Zuverſicht ...

Da ſtreckte ſich der wackere Fürſt lang aus und verſchied. Sein letzter Blick blieb auf Rothen, wie er's verſprochen, gerichtet. Theodor drückte ſeinem Vater die Augen zu und begrub ihn, wie er es befohlen, ohne allen Fürſtenpomp zu Theodors Haus im Pappelhain. Da waren der junge Fürſt und ſeine Gemahlin nun oft und innig. Karoline pflanzte im Frühjahr die Blumen auf den beiden heiligen Grabhügeln und ihre Kinder pflückten ſie im Sommer.

Fürſt

Fürſt Theodor ſprach zu Rothen, ſobald er ſeinem Vater die Augen zugedrückt hatte — Sie ſind mein erſter **Miniſter**. Uebrigens litte der Hof mit ſeines Vaters Tode weiter keine Erſchütterungen, als daß einige wohlhabende Müſſiggänger auf der Stelle die Erlaubnis erhielten, ſich nun ſelbſt zu beköſtigen. Die nützlichere Dienerſchaft blieb, wie ſie war.

Fürſt Theodor regieret noch mit Segen und Ruhm. Er hat alle die Freuden, welche die Erde ihren guten Fürſten nur reichen kann. Iſt er unter ſeinem Volke: ſo genießt er die Wonnen **des Fürſten**; iſt er mit Weib und Kind und Freund auf ſeinem Landhauſe: ſo genießt er das Glück **des Privatmannes**; iſt er in ſeiner Einſiedelei: ſo genießt er die Seligkeiten **der Chriſten**. Sein Land iſt ein Land des Lichts, der Freiheit, des Lebens, des Ueberfluſſes. Nicht nur Grafen und Edelleute, ſondern auch Bürger und Bauern freuen ſich darin ihres Daſeyns. Die Edelſten Deutſchlands reiſen gern dahin. Viele der Weiſeſten Deutſchlands wohnen allda. Der Anblick dieſes Landes iſt ein redender Beweis für die Wahrheit, **daß das Wohl der Menſchheit darauf beruhe, daß man ihre Fürſten gut erziehe**. Jeder Fremde, der dahin kommt,

mag

mag einen Unterthan, welchen er will, fragen, wie geht's euch — ſo erhält er zur Antwort — o uns geht's wohl gut — wir haben einen wackern Fürſten — — was dann für Noth? — Wenn's die Fürſten nur gut mit den Menſchen meinen; Gott meint's wohl gut. — Aber Adolf war wacker und Theodor iſt noch wakkerer!

Ende des zweiten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich, 1750-1820

Theodor's Glücklicher Morgen

Bd.: 2

Frankfurt ; Leipzig (1794)

P.o.germ. 1384 v-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120249-8
VD18 9042168